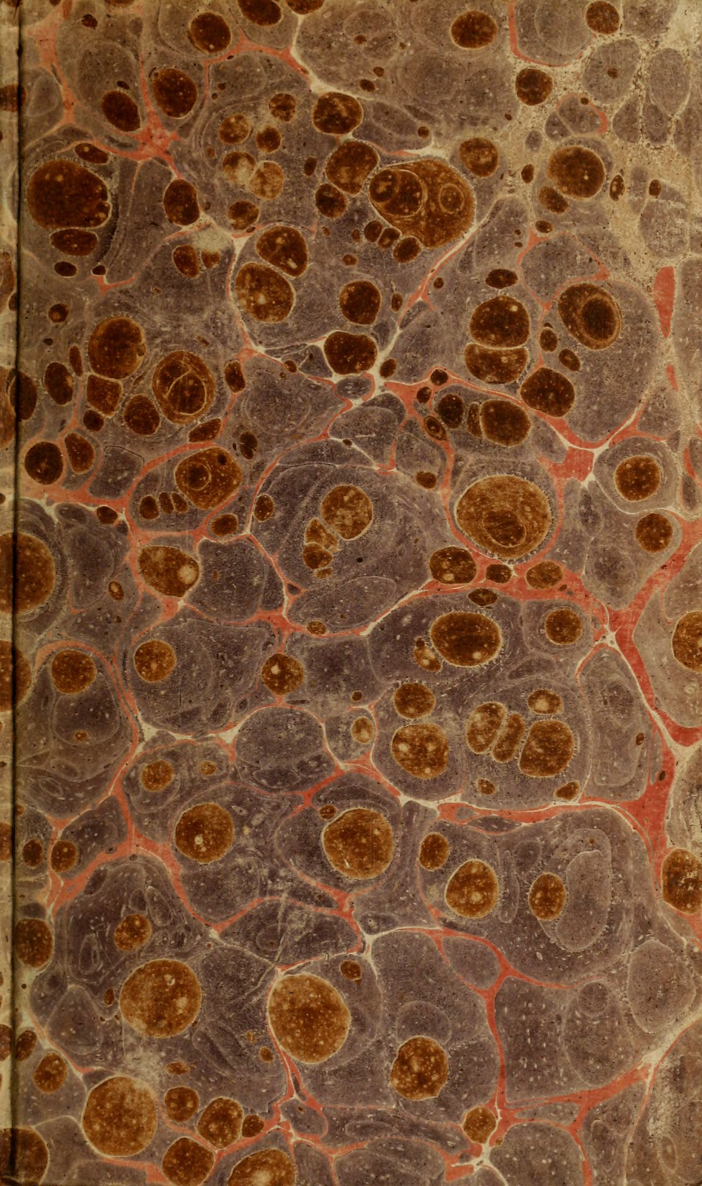


Neue Monatsschrift für Deutschland,

historisch-politischen Inhalts.

Herausgegeben von

Friedrich Buchholz.

Acht und zwanzigster Band.

Berlin,
bei Theodor Chr. Fr. Enslin.
1829.

Neue
Monatsschrift für Deutschland,
historisch = politischen Inhalts.

Herausgegeben
von
Friedrich Buchholz.

Zehnter Jahrgang.
1829.
Viertes Heft. April.

Berlin, bei Theod. Chr. Friedr. Enslin.

Inhaltsanzeige.

Inhalt
des acht und zwanzigsten Bandes.

Seite

Seite

Untersuchungen

über

die allmählige Entwickelung des preußischen Staats.

(Fortsetzung.)

Elftes Kapitel.

Von der Gründung des Markgrafthums Brandenburg durch die Stifter der anhaltinischen Dynastie.

Der Ursprung und die Fortdauer des Staats, der in seiner gegenwärtigen Gestalt die Benennung „preußische Monarchie" führt, hängen mit den wichtigsten Weltbegebenheiten so innig zusammen, daß man ihn als das unmittelbare Erzeugniß derselben betrachten kann. Ohne den heftigen Kampf, worein geistliche und weltliche Macht in der letzten Hälfte des elften Jahrhunderts geriethen, und ohne die Folgen, welche dieser Kampf für die Ausbildung des deutschen Staatswesens im Allgemeinen hatte, würde die Entstehung des Markgrafthums Brandenburg unmöglich gewesen seyn. Den früheren Geschichtsschreibern ist dies nur deßhalb entgangen, weil sie in ihrer mangelhaften Anschauung der gesellschaftlichen Erscheinungen die

Dinge nur in den Personen, nicht die Personen in den Dingen sahen; und folglich nichts auf diese, alles hingegen auf jene bezogen.

Verlangt man zu wissen, was die Gewalt der Dinge ist? . . .

Will man daraus nicht ein Mysterium machen, das sich leichter fühlen, als erklären läßt: so ist es die Vereinigung aller einzelnen (verborgenen und offenbaren) Kräfte zu einem und demselben Zweck. Eine Regierung würde gegen die Gewalt der Dinge sich auflehnen, wenn sie dem Geiste des Jahrhunderts widerstehen wollte, d. h. den Ideen, in welche der größte Theil der Menschen Ehre und Glück setzt. Dies trifft nicht bloß zu für die Zeiten, worin wir gegenwärtig leben; dies ist vielmehr die Regel für alle Zeiten gewesen: eine Regel, welche keine Schmeicheleien, keine Täuschungen umzustoßen vermocht haben. Im zwölften Jahrhundert herrschte das theologische System noch so gebieterisch vor, daß es den Ausschlag über alles gab. Daher die Erscheinung, daß auch das Politische sich ihm unterordnete. Weder die äußere noch die innere Gestalt der Reiche konnte dabei unverändert bleiben; und wenn der Krieg der standhafte Begleiter jenes Systems war, so war er es nur, weil er dazu gehörte.

Um den Zusammenhang, worin die Gründung des Markgrafthums Brandenburg zu Stande gebracht wurde, gehörig aufzufassen, dürfen nachfolgende Umstände nicht aus der Acht gelassen werden.

Seit dem Abschluß des Wormser Concordats war ein Menschenalter verflossen, worin sich der Anspruch, welchen

die Päbste auf Universalherrschaft machten, je mehr und mehr in Recht verwandelt hatte. Lothars Nachgiebigkeit gegen den Abt von Clairvaux war von Konrad dem Dritten noch übertroffen worden, sofern dieser auf den Titel eines römischen Kaisers Verzicht geleistet, und sich mit dem eines deutschen Königs begnügt hatte. Blieben sich Konrads Nachfolger in dieser Bescheidenheit gleich, so war der Vorrang des Papstes vor allen Fürsten Europa's festgestellt; denn der Kaisertitel war das Einzige, wodurch jener streitig gemacht werden konnte, indem an dem Kaisertitel so viele Erinnerungen hingen, die der priesterlichen Anmaßung nichts weniger als günstig waren. Die deutschen Könige aber hatten alle Ursache, den Kaisertitel nicht fahren zu lassen, weil er eine Auszeichnung in sich schloß, wodurch ihre Bestimmung, als eine königliche, nicht wenig erleichtert wurde; und seitdem das Studium des Römerrechts wieder in Aufnahme gekommen war, bildeten die Legisten für den, der den Kaisertitel führte, eine Macht, die einige Achtung verdiente, wiewohl man ohne Mühe begreift, daß ein Recht, welches durch solche Waffen vertheidigt werden mußte, noch immer schlecht vertheidigt war; denn, wenn eine Gesetzgebung nicht für den vorhandenen Gesellschaftszustand paßt, so muß aus ihr ein Widerspruch nach dem andern hervorgehn, und in der allgemeinen Verwirrung alles unentschieden bleiben.

Als Konrad der Dritte im J. 1152 zu Bamberg starb, empfahl er zu seinem Nachfolger — nicht seinen unmündigen Sohn, sondern den Sohn seines Bruders Friedrich, der sich ehemals um die Königskrone beworben hatte, und seitdem im Jahre 1147 als Herzog von Schwaben gestor-

ben war. Der Empfohlene hieß Friedrich, mit dem Beinamen der Rothbart, und befand sich in der Blüthe seines Lebens. Ausgezeichnet durch Muth und Standhaftigkeit, hatte er auf dem letzten Kreuzzuge so viel Beweise von Kriegserfahrenheit und Staatsklugheit gegeben, daß er ein Gegenstand allgemeiner Hochachtung geworden war. Seine Wahl, welche 17 Tage nach dem Tode seines Oheims zu Frankfurt am Main erfolgte, war, wie es scheint, mit keinem Widerspruch verbunden. Welchen Einfluß der römische Hof auf dieselbe hatte, läßt sich nicht bestimmen; wenn aber dieser Hof seine Beruhigung in dem Daseyn des jungen Herzogs von Sachsen fand, von welchem sich annehmen ließ, daß er der Gegner des Königs bleiben werde, so dürfte an dieser Voraussetzung nichts weiter zu tadeln seyn, als daß hiervon leicht das Gegentheil erfolgen konnte. Die deutschen Wahlfürsten hielten, sagt man, den Gedanken fest, daß Friedrich, vermöge seiner Abstammung, einerseits von den Saliern und andrerseits von den Welfen — mit jenen war er durch seine Großmutter Agnes, mit diesen durch seine Mutter verwandt — die Kraft haben werde, den alten Haß beider Häuser beizulegen. Wahrscheinlicher ist jedoch, daß die deutschen Wahlfürsten dieselbe Politik mit dem römischen Hofe gemein hatten, und in ihrer Kurzsichtigkeit nichts weiter in Anschlag brachten, als die Unbedeutenheit eines Herzogs von Franken; denn was sie am meisten verabscheueten, war ein König, der durch den Umfang seines Domäns gebot und das Recht hatte, den Fürsten des Reichs Gesetze vorzuschreiben. Daß in Friedrich ein Geist lebte, der ihn zur Wiederholung der von Otto dem Gro-

ßen gespielten Rolle trieb — dies war etwas, das von ihnen schwerlich in Betrachtung gezogen wurde.

Friedrichs Wahl war kaum in Rom bekannt geworden, als Eugenius III., der sich gegen das Ende des Jahres 1152 mit den Römern verglichen hatte, auf einen Kongreß antrug, um dem Frieden zwischen der Kirche und dem Reiche Festigkeit und Dauer zu geben. Diesen Vorschlag nahm Friedrich mit der Bereitwilligkeit an, die seine mißliche Lage gebot. Von beiden Seiten wurden also die Abgeordneten ernannt, und an den Gränzen Deutschlands und Italiens (wahrscheinlich zu Costnitz) traten die Geschäftsträger des Papstes mit denen des Königs zusammen. Die Punkte, worüber sie sich vereinigten, waren folgende: 1) der König soll, ohne die Genehmigung des Papstes und seiner Nachfolger, keinen Frieden oder Waffenstillstand, weder mit dem König Roger von Sizilien, noch mit den rebellischen Römern schließen; 2) er soll vielmehr die letztern aus allen Kräften zwingen, sich dem gegenwärtigen Papste zu unterwerfen, und in derselben Unterwürfigkeit zu verharren, die sie in dem zuletzt verflossenen Jahrhundert seinen Vorfahren bewiesen haben; 3) er soll gegen Jedermann die Vorrechte des h. Petrus und die Freiheiten der römischen Kirche vertheidigen und ihr mit der ganzen Kraft seines Königreichs zur Wiedererlangung des etwa Verlornen verhelfen; 4) er soll keins von den diesseits des Meers gelegenen Ländern an den griechischen Kaiser abtreten, und wenn sich dieser irgend eines Landes bemächtigen wollte, ihn daraus ohne Verzug vertreiben. Dagegen machte der Papst sich anheischig, dem Könige die Kaiserkrone zu verleihen, sobald ihm seine Angelegenheiten ge-

statten würden, zum Empfang derselben nach Rom zu kommen; ihn aus allem Vermögen bei der kaiserlichen Würde zu beschützen; die, welche ihm den Gehorsam versagen würden, mit Kirchenstrafen zu belegen, und wenn sie nicht Genugthuung leisten sollten, sogar von der Gemeinschaft der Kirche auszuschließen; endlich, dem griechischen Kaiser kein Land diesseits des Meeres zu verwilligen, und wenn er sie etwa feindlich überfallen sollte, die Macht des h. Petrus gegen ihn anzuwenden.

Dieser Vertrag, von Bischöfen, Aebten, Markgrafen und Grafen unterzeichnet, schien ein gutes Vernehmen zwischen dem Papste und dem Kaiser für immer festzustellen; allein kaum waren wenige Monate verflossen, so zeigte sich, daß geistliche und weltliche Macht nicht mit gleichen Rechten neben einander bestehen können, weil es zum Wesen der Macht gehört, eine einige zu seyn. Ein Bruch zwischen Papst und Kaiser war um so unvermeidlicher, weil Friedrich sich Karl den Großen zum Muster genommen hatte und bei aller Beschränktheit seines Ansehns es nicht für unmöglich hielt, in die Fußtapfen dieses Monarchen zu treten, von welchem er durch beinahe viertehalb Jahrhunderte geschieden war, d. h. durch einen Zeitraum, während dessen alle Ideen und Verhältnisse sich auf das Wesentlichste verändert hatten.

Friedrich, Erzbischof von Magdeburg, war gestorben; und da das Kapitel sich über die Wahl seines Nachfolgers nicht einigen konnte, so wendete sich die schwächere Parthei an den König. Dieser bemühete sich vergebens, die Kapitularen Eines Sinnes zu machen. Als er sah, daß Autorität entscheiden müsse, brachte er den Bischof

Wichmann von Zeiz in Vorschlag. Ihn wählte die eine Parthei; die andere aber nahm ihre Zuflucht zu dem Papste, indem sie behauptete, Wichmann sei nicht kanonisch gewählt, sondern, aller Kirchenordnung zum Troz, durch das Ansehn des Königs aufgedrungen worden. Dagegen rechtfertigte der König sein Verfahren durch die Behauptung, daß er, nach dem Inhalte des Wormser Konkordats, berechtigt sei, den erledigten Stuhl zu besetzen, so oft die Wählenden uneins wären, und daß der Erwählte, obgleich durch die Mehrheit der Stimmen erkoren, nicht eher dürfe ordinirt werden, als bis er, vermittelst des Zepters, von dem Landesherrn die Belehnung empfangen habe. Ein solches Recht wollte Eugenius der Dritte zwar nicht streitig machen; dabei aber weigerte er sich, einzuräumen, daß es einem Landesherrn zukomme, einen Bischof von dem einen Stuhl auf den andern zu versetzen. Der Papst bestand demnach darauf, daß zu einer neuen Wahl geschritten werden sollte. Troz dieser Forderung blieb Wichmann in Magdeburg, weil der König ihn belehnt, und weil die meisten Bischöfe seine Wahl gebilligt hatten. Der am 8. Jul. 1153 zu Tivoli erfolgte Tod Eugenius des Dritten hob die weiteren Folgen des neu entstandenen Zwistes auf. Anastasius der Vierte hielt es nicht für rathsam, den Streit seines Vorgängers fortzusetzen; und daran that er um so besser, weil der große Vermittler geistlicher und weltlicher Macht, Bernhard, Abt von Clairvaux, beinah gleichzeitig mit Eugenius dem Dritten gestorben war.

Der Zustand, worin Konrad der Dritte das deutsche Reich zurückgelassen hatte, war nichts weniger als befrie-

digend. In welcher Achtung die Hohenstaufen bei Denen stehen mochten, welche durch die Trennung der Herzogthümer Sachsen und Baiern gewonnen hatten: verschieden von ihrem Interesse war das eines Königs, der, um seine Bestimmung erfüllen zu können, von einer überwiegenden Macht unterstützt werden mußte. Der bloße Umstand, daß Heinrichs des Stolzen Sohn seit dem Jahre 1138 zum Manne gereift war, veränderte die ganze Lage des Königs, wenn das politische System seines Oheims beibehalten werden mußte. Doch nicht genug, daß aus dem Knaben und Jüngling ein Mann geworden war: der junge Heinrich, welcher in der Folge den Beinamen des Löwen erhielt, gehörte, in einem Alter von 24 Jahren, durch seine persönlichen Eigenschaften, auch zu den bemerkenswerthesten Fürsten seiner Zeit. In ritterlichen Geschicklichkeiten übertrafen ihn Wenige; und dabei war ihm wissenschaftliche Bildung nicht so fremd, daß die Begebenheiten der Vorwelt nicht seine Aufmerksamkeit gefesselt hätten. Selbst im Kriege hatte er sich bereits versucht, und im Verein mit Albrecht dem Bär und dem König der Dänen das Wendenreich erschüttert, obgleich weder für ihn, noch für seine Verbündeten daraus Vergrößerungen hervorgegangen waren. Ernst und strenge leitete er in seinen Staaten alles nach seinem Willen: hierin um so mehr entschuldigt oder gerechtfertigt, je mehr die Staatsgesetzgebung seiner Zeit ein Chaos war, worin die Fürstenmacht den einzigen Lichtpunkt bildete.

Ein solcher Fürst durfte von Friedrich dem Ersten um so weniger vernachlässigt werden, je mehr das Herzogthum Sachsen sich durch Umfang und durch den eigen-

thümlichen Geist seiner Bewohner vor den übrigen deutschen Herzogthümern auszeichnete. Wüßten wir genauer, welcher Art die persönlichen Eigenschaften des Herzogs von Baiern gewesen: so würde Friedrichs Entschluß, das Werk seines Oheims aufzuheben, uns vielleicht in noch größerer Nothwendigkeit erscheinen. Genug, daß, um den Herzog von Sachsen für sich zu gewinnen, es nur Ein Mittel gab; nämlich die Wiedervereinigung von Sachsen und Baiern unter Einem Oberhaupte; nur unter dieser Bedingung konnte der Zug nach Rom zum Empfang der Kaiserkrone mit Erfolg unternommen werden. Die größte Schwierigkeit, welche hierbei überwunden werden mußte, war jedoch, den Herzog Jasamirgot von Baiern zu einer Entsagung zu bewegen, ihn, dessen Vorgänger durch einen Ausspruch des Reichstags zum Herzog von Baiern war ernannt worden. Es wurden geheime Unterhandlungen angeknüpft; da aber Friedrich keinen hinreichenden Ersatz für Baiern anbieten konnte, so stützte Jasamirgot sich auf sein Recht, und die Verlegenheit des Königs blieb, was sie bei seinem Regierungsantritt gewesen war.

Indeß mußte der sich darbietende Knoten auf irgend eine Weise entweder gelöset oder durchschnitten werden; und in einer Ordnung der Dinge, wo nichts feststehet, weil es an der nöthigen Autoritäts-Abstufung fehlt, ist Vieles möglich, was sonst nicht Statt finden würde. In Deutschland nun führte die Vermengung des Persönlichen mit dem Dinglichen zu allen Zeiten den Nachtheil mit sich, daß das Verfahren der Fürsten zwischen Politik und Gerechtigkeit hin und herschwankte und daß der Vortheil des Augenblicks über Angelegenheiten entschied, welche

einer höheren Regel hätten unterworfen seyn sollen. Hiernach hatte König Friedrich keine Ursache, an dem glücklichen Erfolge seines Unternehmens zu verzweifeln, nachdem die geheimen Unterhandlungen mit dem Herzog von Baiern fehlgeschlagen waren. Da Konrad der Dritte vor seinem Zuge nach Palästina mehr als einmal eingestanden hatte, daß Heinrich dem Stolzen Unrecht geschehen sei, so ließ sich das, was in sich selbst eine Sache der Politik gewesen war, leicht in eine Rechtssache verwandeln, über welche ein Reichstag entscheiden konnte; und Friedrich berief denselben nach Würzburg, wohin also auch der Herzog von Baiern entboten wurde. Doch in solchen Fällen wußte der Vorgeladene genau, was ihm bevorstand, und das einzige Rettungsmittel war, der Vorladung zu trotzen.

Jasamirgot erschien also nicht auf dem Reichstage; und was Friedrich that, um dieselben Reichsfürsten, welche sich unter seinem Oheim so bestimmt gegen die Vereinigung der Herzogthümer erklärt hatten, in sein Interesse zu ziehen, erklärt sich leicht aus der sittlichen Schwäche zahlreicher Versammlungen. Kurz, nachdem Jasamirgot auch der zweiten und dritten Vorladung getrotzt hatte, wurde von dem Reichstage zu Goslar — zwar nicht die Acht über ihn ausgesprochen, doch erklärte man den jungen Herzog von Sachsen für den einzigen rechtmäßigen Regenten von Baiern, mit dem Zusatze, daß die Schadloshaltung für den Herzog Jasamirgot nach der Rückkehr des Königs aus Italien erfolgen sollte. Heinrich trat also nicht sogleich in den Besitz der herzoglichen Vorrechte in Beziehung auf Baiern; und so wie aller Besitzstand im zwölften Jahrhundert sehr bedingt war, so konnte auch

Heinrich auf die Erfüllung des ihm gewordenen Versprechens nur unter der Bedingung rechnen, daß er sich entschloß, den König auf dem sogenannten Römerzuge zu begleiten. Dieser wurde bald nach der Reichsversammlung zu Goslar angetreten; und aus dem ersten Erscheinen Friedrichs in Italien entwickelte sich eine Reihe von Begebenheiten, deren Einfluß sich über ganz Europa ausdehnte und für Deutschland die allerwichtigsten Folgen hatte: Folgen, die ein ganzes Jahrhundert anhielten.

Friedrichs Zug nach Italien hatte einen doppelten Zweck, nämlich: einmal, die Kaiserkrone, welche seit Karls des Großen Zeiten nur in Rom erworben werden konnte; zweitens, die Wiederherstellung der in Italien verlornen Königsrechte.

Seine nächsten Vorgänger hatten Italien vernachläßigt: Lothar aus Schonung für den Papst; Konrad, weil die Schlauheit des römischen Hofes ihn sogar um die Kaiserkrone betrogen hatte. Die Folge dieser Vernachläßigung war keine andere gewesen, als daß die bedeutendsten Städte Ober- und Mittel-Italiens sich mehr als jemals unabhängig gemacht hatten. Hiermit nun hingen für Deutschlands Könige große Verluste zusammen; denn als Könige von Italien besaßen sie seit Otto's des Großen Zeit die meisten Städte Ober-Italiens mit gutsherrlichen und oberlehnsherrlichen Rechten, und diese waren so einträglich, daß sie nicht verloren gehen durften, wofern bei der unglücklichen Wendung, welche die Königswahl in Deutschland genommen hatte, die höchste Reichswürde irgend eine angemessene Ausstattung behalten sollte. Mit Einem Worte: Ober- und Mittel-Italien war als Domän

ganz unentbehrlich für einen König oder Kaiser, der auf der Grundlage eines deutschen Herzogthums Autorität zu üben genöthigt war.

Wenn Italiens Städte nach Unabhängigkeit rangen, so geschah es mehr, weil sie von Rom aus dazu aufgemuntert wurden, als weil die ihnen auferlegte Last unerträglich gewesen wäre. Dazu kam jedoch in den letzten dreißig Jahren vor Friedrichs Erhebung, daß die Regierung der deutschen Könige ihnen ganz unfühlbar geworden war; denn, wo so etwas Statt findet, da entsteht ein unmäßiger Wunsch nach Freiheit, der gerades Weges zur Empörung führt. Außerdem waren mehrere Städte Italiens nicht bloß im Besitz ihrer alten Munizipalitäts-Rechte geblieben, sondern sie hatten sogar die Summe ihrer Privilegien und Freiheiten durch die Gunst einzelner Kaiser vermehrt, die, ihres Beistandes im Kampfe mit den theokratischen Universal-Monarchen bedürftig, ihnen nichts hatten versagen dürfen. Es ist also in der That nicht leicht, in dem Verhältniß dieser Städte zu den deutschen Königen den Rechtspunkt so auszumitteln, daß aller Vortheil auf Seiten der letzteren bliebe. In jedem Falle muß man sich dahin entscheiden, daß in diesem Verhältniß etwas Unnatürliches war, sofern Italiens Städte zwar für Deutschlands Könige thätig und arbeitsam seyn sollten, diese dafür aber so viel als gar nichts leisteten. Wir fügen noch Folgendes hinzu. Die Vergrößerung, welche der europäische Markt durch die Kreuzzüge erhalten hatte, offenbarte ihre heilsamsten Wirkungen gerade in Italien durch den Antheil, den die Venetianer, Genueser und Pisaner an

diesen Unternehmungen hatten; denn dieser weckte Arbeit und gewährte Reichthümer. Nun will aber die Wohlhabenheit auf eine eigenthümliche Weise beschützt seyn. Sie verträgt sich nicht mit den Beschränkungen einer Willkühr, die aus der Ferne wirkt. Nichts war daher in Italien natürlicher, als daß das Bedürfniß einer unmittelbaren Regierung zu Einrichtungen führte, mit welchen das Ansehn der deutschen Könige nicht bestehen konnte. Diese Einrichtungen bestanden darin, daß man sich zu militärischen Communen ausbildete, deren Verwaltung besondern Consuln übertragen wurde. Genua hatte das erste Beispiel gegeben; Mailand, Florenz, Pisa u. s. w. waren demselben gefolgt. Indem nun die Gemeinen selbst ihre Obrigkeit wählten, ohne sie von der Staatshoheit in Deutschland bestätigen zu lassen, hoben sie ihre bisherigen Verhältnisse zu dem Könige auf, und darüber geschah es, daß jene antimonarchische Verfassung, wodurch Rom so groß und zugleich so unglücklich geworden war, sich, als Idee, der Köpfe auf eine so unwiderstehliche Weise bemächtigte, daß es in Italien keine nur einigermaßen bedeutende Stadt gab, welche nicht in die Fußtapfen des alten Roms zu treten gewünscht hätte. Der Freiheitssinn gab den Ausschlag in jeder Betrachtung, und verblendete eben deswegen gegen jede Gefahr. Was in den letzten Regierungsjahren Heinrichs des Fünften begonnen war, wurde mit rastlosem Eifer fortgesetzt; und die Päbste sahen diesem Schauspiel mit Vergnügen zu, weil sie in der Unabhängigkeit der Städte Italiens eine Stütze mehr für ihr Ansehn zu gewinnen hoffen durften. Sie beförderten

sogar die Vereine, in welche einzelne Städte traten, um sich gegen den gemeinschaftlichen Feind, den deutschen Kaiser, nachdrücklicher vertheidigen zu können.

So war die Lage der Sachen, als Friedrich der Erste, am Schlusse des Jahres 1154, an der Spitze eines nicht unbeträchtlichen Heeres, in Italien erschien. Die Hindernisse, auf welche er allenthalben stieß, empfahlen ihm Behutsamkeit; und bald wurde ihm klar, daß er sich erst durch Aufsetzung der italienischen Königs- und der deutschen Kaiserkrone die Berechtigung zu den Händeln erwerben müsse, die er bei seinem festen Entschlusse, den kaiserlichen Rechten über Italien nichts zu vergeben, nicht länger vermeiden zu können glaubte. Als er vor Verona's Thoren angelangt war, fand er dieselben verschlossen; und obgleich Friedrich die Abgeordneten, welche die versprochenen Summen in Empfang nehmen sollten, als Rebellen aufknüpfen ließ, so verbesserte doch diese Strenge den Geist der italiänischen Städte keinesweges: denn man nannte ein solches Betragen nur heimtückisch und barbarisch. Friedrich eilte von Verona nach Pavia, dessen Erzbischof ihm die Königskrone aufsetzte, und ging sodann nach Rom zum Empfang der Kaiserkrone.

Anastasius der Vierte war den 2. Dec. 1154 nach einer Regierung von 17 Monaten gestorben, und Nikolaus Breckspear, der Sohn eines armen englischen Geistlichen, gleich am folgenden Tage, unter der Benennung Hadrian der Vierte, sein Nachfolger geworden. In Rom dauerte die Gährung fort, deren Urheber Peter Abälard und Arnold von Brescia waren; denn noch immer verfolgten die Römer den Gedanken, daß die Herrschaft eines geistlichen

Oberhaupts ein Unglück sei, von welchem man sich zu befreien streben müsse. Arnold von Brescia, durch den Grafen von Campanien aus der Gefangenschaft, worin der Cardinal Gerhard von St. Nikolaus ihn gehalten hatte, befreit, schwärmte in Thuscien umher; und da er für seine antihierarchischen Ideen keinen besseren Stützpunkt finden zu können glaubte, als den König der Deutschen, der auf dem Wege nach Rom war, so schloß er sich Friedrich dem Ersten an.

Was wir von jetzt an erzählen werden, hat seine Bedeutung so ausschließend in dem Verhältniß der geistlichen Macht zu der weltlichen, daß wir den Leser ausdrücklich bitten, es nur von dieser Seite aufzufassen, um darin den Civilsations-Grad des zwölften Jahrhunderts aufs Vollständigste zu erkennen.

Der deutsche König stand zu St. Quirico in Thuscien in seinem Lager, als zwei Cardinäle in demselben erschienen, um seine wahre Absicht zu erforschen und sich, wenn diese ihren Erwartungen entspräche, wegen eines Vergleichs mit ihm zu besprechen. Da Friedrichs des Ersten nächste Absicht nur auf die Kaiserkrone ging, so hatte er keine Ursache, die Abgesandten des Papstes anders als mit Merkmalen der Hochachtung zu behandeln. Zwar weigerte er sich, vor der Zurückkunft der Erzbischöfe von Cöln und von Ravenna, die er an den Papst abgeschickt hatte, einen Vergleich zu schließen; doch um den päpstlichen Gesandten einen Beweis friedfertiger Gesinnung zu geben, trug er kein Bedenken, den unruhigen Arnold von Brescia an sie auszuliefern: eine Handlung, wodurch er von neüem zeigte, wie sehr der augenblickliche Vortheil

bei ihm den Ausschlag gab über jede andere Betrachtung. Arnold von Brescia, unter einer starken Bedeckung nach Rom gebracht und den Stadt-Präfekten übergeben, wurde gleich nach seiner Ankunft daselbst im Gefängniß erdrosselt; und damit das Volk mit seinen Reliquien nicht Aberglauben treiben möge, so verbrannte man am nächsten Tage seinen Körper und warf die Asche in den Tiberstrom. So endigte einer der aufgeklärtesten Männer seiner Zeit, den man den ersten Protestanten nennen möchte und dessen einziges Verbrechen darin bestand, daß er etwas wollte, das im zwölften Jahrhunderte noch nicht durchzuführen war.

Durch Arnolds Auslieferung für Friedrich gewonnen, verließ der Papst die Festung Castellane, in welche er sich zurückgezogen hatte, um nöthigenfalls Widerstand leisten zu können. Uebrigens hatte dieselbe Vorsichtigkeit, womit der deutsche König jeden Vergleich vor der Zurückkunft seiner Abgeordneten abgelehnt hatte, auch den Papst bestimmt, kein Versprechen von sich zu geben. Als nun die beiderseitigen Gesandten sich unterwegs begegneten, wurden sie leicht darüber einig, daß sie sich gemeinschaftlich zum König begeben wollten, der mit seinem Lager bis nach Viterbo vorgerückt war. Sich über den Hauptpunkt zu verständigen, war eben nicht schwer: denn wollte Friedrich die Kaiserkrone empfangen, so mußte er dem Papste die nöthige Sicherheit geben. Dies nun geschah dadurch, daß Friedrich die Reliquien einiger Heiligen, das Kreuz und das Evangelienbuch in sein Gezelt bringen ließ, und einen von seinen Freunden ernannte, der in seinem Namen schwören mußte, daß er dem Papst Hadrian und

den sämmtlichen Kardinälen Leben, Glieder, Freiheit und Ehre erhalten wollte.

Mit dieser Beruhigung kehrten die päpstlichen Abgeordneten nach Rom zurück, während Friedrich nach Sutri vorging und daselbst lagerte. Hadrian trug jetzt kein Bedenken, sich von Nepi aus, in das königliche Lager zu begeben. Von den Reichsfürsten und den Befehlshabern des Heeres empfangen und bis zum Gezelt des Königs begleitet, stand er im Begriff, sich der ganzen Welt als den Freund Friedrichs darzustellen, als die Ungeschicklichkeit, welche dieser beim Halten des Steigbügels beging, alles rückgängig zu machen drohete. Unstreitig war es sehr verzeihlich, wenn dem Könige in Verrichtung von Stallmeisterdiensten die Fertigkeit fehlte; allein so zart war das Gefühl der Priesterschaft in allem, was auf Unterordnung hindeutete, daß die Kardinäle über Friedrichs Ungeschicklichkeit in die größte Bestürzung geriethen und auf der Stelle nach Castellane entfliehen wollten. Hadrian blieb zwar zurück; doch da er seinen Kardinälen nicht Unrecht geben durfte, so wurde das Geschehene so lange erörtert, bis Friedrich sich, auf den Rath der Reichsfürsten, bequemte, sein Versehen dadurch wieder gut zu machen, daß er, im Angesicht des ganzen Heeres, den zu Pferde gebrachten Papst in der Weite eines Steinwurfs als Stallmeister begleitete und ihm beim Absitzen den Bügel hielt. Jetzt erhielt er den Friedenskuß, den der Papst bis dahin versagt hatte.

Solcher Art waren die Zeremonien des zwölften Jahhunderts — in sich selbst der Ausdruck des höchsten Miß-

trauens und der feindseligen Gesinnung, die sich an dasselbe knüpft.

Als Friedrich von Sutri nach Rom vorrückte, erschienen römische Abgeordnete, die ihn ersuchten, den Römern bei Abschüttelung des eben so lästigen als schimpflichen Priesterjoches seinen Beistand nicht zu versagen. Sie rühmten die Tapferkeit und Weisheit ihrer Vorfahren; sie breiteten sich aus über die von den alten Römern gemachten Eroberungen; sie beseufzeten den jammervollen Zustand, in welchen sie nach und nach gerathen waren, die Sklaven der Priester zu seyn; sie sprachen endlich von der Unverlierbarkeit ihrer Rechte, und wie sie von dem römischen Senate und Volke abgeschickt wären, dem Könige der Deutschen, dem sie das römische Bürgerrecht zu ertheilen kein Bedenken trügen, die Kaiserkrone unter der Bedingung anzutragen, daß er ihre alten Vorrechte beschützen und den Glanz des Senats und des Ritterordens wiederherstellen wollte. Dieß Alles war viel zu lächerlich, als daß ein vernünftiger Fürst darauf hätte eingehen können. Friedrich, der nach Rom gegangen war, die Kaiserkrone kraft göttlichen Rechts zu erhalten, verwies den römischen Abgeordneten ihre Anmaßung, und schickte sie unverrichteter Sache nach Rom zurück.

Auf den Rath des Papstes wurden die Leostadt und die Peterskirche, wo die Kaiserkrönung verrichtet werden mußte, mit einer Schaar auserlesener Krieger besetzt; und gleich am folgenden Tage kamen Papst und König an der Spitze des Heeres in der Leostadt an, und begaben sich unter den nöthigen Sicherungsanstalten in die Peterskirche. Hier erfolgte die Krönung den 18. Juni 1155 am Altar der

Apostel Petrus und Paulus nach einer Messe zur Ehre der Jungfrau Maria; und nach vollendeter Feierlichkeit gingen Papst und Kaiser in das Lager zurück. Beide waren auf nichts weniger gefaßt, als auf einen Anfall, als die Römer, von der Engelsburg aus, die noch immer in ihren Händen war, über die in der Leostadt zurückgebliebenen Deutschen herfielen, sie durch die Menge überwältigten, und bis ins Lager vorgedrungen seyn würden, wenn sich nicht der Herzog Heinrich von Sachsen dem Strome entgegen geworfen und ihn in seine Ufer zurückgedrängt hätte. Da Friedrichs Hauptzweck erreicht war und die heiße Jahreszeit dem Heere gefährlich zu werden drohete in einem Lande, wo nur auf Widerstand und Feindschaft zu rechnen war: so ging er, nach der Einnahme vor Spoleto, das sich ihm widersetzen wollte, ohne Zeitverlust nach Dentschland zurück, wo er alles vorzubereiten hoffte, was zur Vollendung seiner Entwürfe nöthig war.

Nach seiner Ankunft in Deutschland machte er seinen Freunden kein Geheimniß aus dem tiefen Abscheu, den er gegen das Papstthum gefaßt hatte. So schrieb er dem Erzbischof von Trier: „das Haus Petri ist in Rom eine Mördergrube, eine Wohnung des Satans geworden; ein zweiter Simon sucht dort *seinen* Vortheil, nicht den Dienst Christi; alles bietet er feil. Ich aber will ihn mit der Ruthe des Reichs richten und ihn seine Städte und Festungen wieder abnehmen. Seinen Bann fürchte ich nicht; denn am meisten wird dieser in Rom selbst verlacht." Nicht geringer war Friedrichs Groll gegen die Städte Oberitaliens, welche er nur verschont hatte, weil es ihm auf

dem ersten Zuge nach Italien an hinreichenden Angriffsmitteln fehlte.

Um seine Zwecke desto schneller zu erreichen, bot er seine ganze Thatkraft auf, die Angelegenheit des Herzogs von Sachsen in eine bleibende Ordnung zu bringen; und da es dabei auf nichts Geringeres ankam, als Baiern noch einmal mit Sachsen zu verbinden und den Herzog Jasamirgot zu entschädigen, so konnten nur außerordentliche Mittel aushelfen. Was man gegenwärtig die österreichischen Erblande nennt, wurde im zwölften Jahrhundert die Ostmark genannt, und gehörte als Markgrafschaft zu den Herzogthum Baiern. Von diesem wurde es durch Friedrich getrennt und zu einem besonderen Herzogthum erhoben, das er durch die Mark über die Ens vergrößerte. Der Herzog selbst erhielt die bedeutendsten Vorrechte: seinem Geschlechte wurde die Erbfolge nicht bloß in dem männlichen, sondern auch, wenn dieser aussterben sollte, in dem weiblichen Stamme gesichert. Nur mit zwölf Geharnischten sollte der Herzog dem Reiche in einem Kriege gegen Ungarn auf Einen Monat dienen, innerhalb seines Herzogthums aber das Recht haben, sein Lehn nur innerhalb einer gewissen Frist zu nehmen und das Reich von dem Lehnsbesitze eben so auszuschließen, wie jeden andern Stand, der es nicht von ihm empfangen wollte. Niemand sollte ihn zwingen dürfen, anders, als aus eigenem Willen, vor dem Reiche zu Recht zu stehen, und selbst der Kaiser nicht die Befugniß haben, an seinen Anordnungen das Mindeste zu verändern. Endlich wurde ihm die Untheilbarkeit des Herzogsthums und die freie Verfügung über dasselbe im Falle gänzlicher Erblosigkeit, so wie auch die Würde

eines Pfalzgrafen bei öffentlichen Reichs- und Hoftagen und der nächste Rang nach den Wahlfürsten zugestanden. Man sieht hieraus, daß die Herzoge von Oesterreich früher, als die übrigen Fürsten Deutschlands, zur Souveränität gelangten, und man ist berechtigt, darin die erste Grundlage für die Rolle zu erblicken, welche das Erzhaus Oesterreich in späteren Zeiten gespielt hat. Eigentlich war diese Anordnung der Preis, um welchem Friedrich der Erste sich die Freundschaft des Herzogs von Sachsen sicherte: eine Freundschaft, deren er für die Erreichung seiner Entwürfe in Beziehung auf Italien bedurfte. Er betrachtete demnach die deutsche Königswürde als etwas, das sich nur als Grundlage für etwas Höheres gebrauchen lasse, und verminderte das Ansehn seiner Nachfolger, anstatt demselben neue Stützen zu geben.

Der Herzog von Baiern war jedoch nicht der Einzige der entschädigt werden mußte, wenn die Vereinigung Sachsens und Baierns ungestört fortdauern sollte; die Ansprüche, welche Albrecht der Bär auf Sachsen machte, wollten nicht minder befriedigt seyn, und was dieser Dyna stfür Konrad den Dritten gethan und gelitten hatte, durfte von Friedrich den Ersten nicht unanerkannt bleiben.

Doch wie diesen Tapferen entschädigen oder belohnen?

Er erhielt die Erlaubniß, sich auf Kosten der wendischen Fürsten zu vergrößern, mit welchen es dahin gekommen war, daß sie keinen wesentlichen Widerstaud mehr leisten konnten.

Es darf uns nicht irre machen, daß es keine Urkunde giebt, welche diese Erlaubniß förmlich ausspricht. Markgraf von Brandenburg (Marchio Brandenburgensis)

war Albrecht schon im Jahre 1144; denn als solcher wird er in dem Dokument genannt, wodurch die Kirche St. Simonis und Judä zu Goßlar durch Konrad den Dritten in dem Besitz der Reliquien bestätigt wird, welche Heinrich der Vierte ihr geschenkt hatte. Hiernach war längst bestimmt, wo Albrecht seine Entschädigung für seine treuen Dienste finden sollte. Die christliche Geistlichkeit hatte inzwischen gute Pionierdienste geleistet, d. h. sie hatte denjenigen Grad von Spaltung und Zwietracht unter die Wenden gebracht, der die Eroberung ihres Staats nicht wenig erleichterte.

Doch wir müssen jetzt etwas genauer angeben, wie es sich mit dem gesellschaftlichen Zustande dieser Gränznachbarn verhielt, damit der Leser sich einen deutlichen Begriff von den Schwierigkeiten mache, welche mit der Gründung der Mark Brandenburg als eines deutschen Staates verbunden waren.

Alle Schriftsteller, welche die Wenden aus unmittelbarer Anschauung gekannt haben, schildern dieselben als ein gutmüthiges, fröhliches, leichtsinniges Volk, und fügen hinzu, daß sie mild gegen Arme, voll Ehrfurcht für Bejahrte und gastfrei bis zur Verschwendung gewesen. In allen diesen Zügen ist nichts, was uns überraschen darf; denn sie finden sich noch immer bei denjenigen wieder, die gleichen Ursprungs mit den Wenden waren, d. h. bei den Slaven Polens und anderer Länder. Die gesellschaftliche Arbeit hatte sich bei den Wenden sehr wenig getheilt: Ackerbau und einige grobe Handwerke waren die Hauptverichtungen; zu den letzten gehörte die Weberei, worin sie es zu einer bedeutenden Fertigkeit gebracht zu haben scheinen.

Nicht gänzlich fremd war ihnen der Handel; doch verstanden sie, wie alle barbarischen Völker, sich sehr wenig darauf, Ordnung und Regelmäßigkeit in denselben zu bringen; denn nie entsagten sie dem Seeraube, selbst nachdem sie Handelsstädte angelegt hatten. Ihre gesellschaftliche Organisation entsprach den Fortschritten, welche die Theilung der Arbeit unter ihnen gemacht hatte: Haupttriebfeder der Ordnung waren die Vorsteher größerer Agrikultur-Wirthschaften. Diese bildeten den Adel, wie bei den Deutschen. Sie hatten zwar auch ihre Fürsten; diese aber waren nur Edelleute nach vergrößertem Maßstabe und Anführer in Angriffs- und Vertheidigungskriegen. Da die Grundlage der ganzen Gesellschaft eine dicht an Sklaverei gränzende Leibeigenschaft war, so urtheilt man leicht, daß alle die künstlichen Mittel fehlten, wodurch ein höherer Grad von gesellschaftlicher Stärke erzeugt wird. Unstreitig kannten die die Wenden Geld; allein es war bei ihnen weder Ausgleichungsmittel der gesellschaftlichen Arbeit, noch Element der Regierungskraft: denn wie ließe sich im Zustande der Leibeigenschaft wohl an eine ausgebildetere Geldwirthschaft denken? Kunst und Wissenschaft war ihnen nur der ersten Anlage nach eigen; und beides befand sich unter den Händen ihrer Priester. In ihren religiösen Ideen war wenig Zusammenhang. Zu dem Glauben an ein höchstes Wesen, das als Gott verehrt wird, hatten sie sich vor ihrer Bekanntschaft mit den christlichen Priestern der Deutschen erhoben; doch fehlte es diesem ihren Glauben an Consequenz. Wie alle ungebildete Völker nach den angenehmen und unangenehmen Eindrücken urtheilend, welche die verschiedenen Erscheinungen auf sie machten, nahmen sie ein gutes, dem

Menschen befreundetes, und ein böses, den Menschen befehdendes Prinzip an. Jenes nannten sie den Svantevit, dieses den Czernebog. Beide wurden in Tempeln verehrt. Geringere Götter, an welchen es ihnen auch nicht fehlte, hatten ihren Aufenthalt in Feldern und Wäldern. Zu Rhetra und zu Arkona befanden sich ihre wichtigsten Tempel. Obgleich nur aus Holz gebaut, war der letzte reich geschmückt. Die äußeren Wände waren mit halb erhabener Arbeit und mit Malereien geziert; das Innerste des Heiligthums ruhete auf vier Säulen, deren Zwischenräume mit Teppichen und Vorhängen ausgefüllt waren. Hier stand Svantevits Bild. Vier, nach vier Seiten gerichtete Köpfe bezeichneten seine alles umfassende Einsicht. In seiner Rechten trug der Gott ein aus verschiedenen Metallstücken zusammengesetztes Horn, in seiner Linken einen mächtigen Bogen. Ein gewaltiges Schwert zierte seine Seite; es war mit Silber ausgelegt. Wer bemerkt nicht, daß der Svantevit, als Gottheit genommen, den Bedürfnissen eines Volks entsprach, dessen Hauptverrichtung der Ackerbau war? Das Bild des Gottes war von Holz; doch war sein Kleid aus einer andern Holzart gefertigt, und dies Kleid schloß sich den Beinen so geschickt an, daß die Füße im Boden verborgen zu seyn schienen. In des Gottes Nähe befanden sich mehrere Sinnbilder, welche auf Vermehrung der Ehrfurcht abzweckten. Da es, um den Glauben der Menge zu fesseln, nicht an wunderbaren Erzählungen fehlen durfte: so gehörte dahin, daß Svantevit auf einem geheiligten weißen Pferde, welches der Oberpriester allein warten durfte, Nachts Krieg gegen seine Feinde führe; und zur Beschönigung dieses Märchens

zeigten die Priester, von einer Zeit zur andern, dies Pferd am Morgen mit Schweiß und Koth bedeckt, zum Beweise, daß der Gott es in der Nacht bestiegen und eine weite Reise darauf zurückgelegt habe. Die gottesdienstlichen Feste entsprachen der Hauptbeschäftigung des Volks. Die feierlichsten wurden beim Eintritt des Frühlings und der Erndte begangen. Am Frühlingsfeste nahm der Oberpriester das Horn aus der Rechten des Gottes und untersuchte genau, ob nicht etwas an dem Weine fehle, der im zuletzt verflossenen Jahre eingegossen worden. Fehlte wirklich etwas daran, so deutete man dies auf ein unfruchtbares Jahr und hielt die Vorräthe beisammen; im entgegengesetzten Falle überließ man sich dem sorgloseren Genusse. Den alten Wein goß der Priester zu den Füßen des Gottes aus, füllte dann das Horn von Neuen, leerte es niederkniend in Einem Zuge auf das Wohl des Volkes aus und gab es zuletzt wiederum gefüllt in die Hand des Gottes zurück. Bei weitem kindischer war das Fest beim Eintritt der Erndte. Zwischen dem Volke und dem Priester wurde ein großer runder Kuchen in die Höhe gestellt und der letztere fragte: ob man ihn hinter dem Kuchen sehen könne? War nun dies, der gewaltigen Größe des Kuchens ungeachtet, möglich: so wünschte er, daß im nächsten Jahre, mittels einer größeren Erndte, ein noch größerer Kuchen ihn ganz verstecken möchte. Für unwandelbare Verehrung Svantevits versprach sodann der Priester Wohlstand, Glück und Sieg, und entließ hierauf das Volk, das den Tag mit einem Mahle beschloß, an welchem mäßig zu seyn für Sünde gehalten wurde. An Ceremonien dieser Art ließ sich kein Sittengesetz knüpfen. Mit dem Gott d. h. mit dem Prie-

sterstande fand sich jeder dadurch ab, daß er einen jährlichen Zins, und, wenn er zu den Piraten gehörte, den dritten Theil seiner Beute in den Schatz des Svantevit niederlegte. Kurz: das ganze Präventiv-System der Wenden verrieth den niedrigen Culturstand, auf welchem sich dieses Volk befand.

Diesen Staat über den Haufen zu werfen, gab es kein wirksameres Mittel, als den in ihm herrschenden Glauben zu erschüttern. Die ersten Versuche zu diesem Endzweck scheiterten an der Widerstandskraft der Wenden, welche, ihren Gottesdienst vertheidigend, nicht zugeben wollten, daß sie in der Aufklärung hinter den christlichen Deutschen zurück wären. Gottschalk, einer ihrer Fürsten, der in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts, im Einverständniß mit benachbarten deutschen Fürsten und Bischöfen, einen christlichen Staat gegründet hatte, der sich von der Alster bei Hamburg bis zur Peene erstreckte, wurde, wahrscheinlich auf Anstiften der slavischen Priesterschaft, von seinen Unterthanen erschlagen, welche die Rache so weit trieben, daß sie der Gemahlin Gottschalks (einer dänischen Königstochter) den Staubbesen gaben, und die Altäre ihrer Götzen von neuem mit dem Blute christlicher Priester weiheten, nicht ohne den Bischof von Mecklenburg erst an Händen und Füßen zu verstümmeln und ihn dann dem Radegast in Rhetra zu opfern. Das Christenthum wurde während dieses Zeitraums so sehr in den Hintergrund gestellt, daß der bischöfliche Sitz in Oldenburg 84 Jahre hindurch unbesetzt blieb. Die Hauptursache dieses Uebergewichts lag in dem schwankenden Verhältniß der sächsischen Fürsten unter den Kaisern des salisch-fränkischen Hauses:

ein Verhältniß, das ihnen keine Wirksamkeit nach außen hin gestattete. Mit dem Wiederemporkommen jener Fürsten veränderte sich die Gestalt der Dinge. Die Missionarien faßten frischen Muth, getrieben theils von ihrem Ehrgeize, vermöge dessen sie nach Bischofsitzen strebten, theils von dem Geist der Zeit, der, indem er das Christenthum über alles erhob, nicht bloß den Mohamedanismus im Morgenlande, sondern auch jede nicht christliche Einrichtung, welchen Charakter sie auch haben mochte, bekämpfte. Pommern wurde durch den Bischof Otto von Bamberg für einen Gottesdienst gewonnen, dessen wahre Beschaffenheit es nicht zu fassen vermogte. Bei dem Uebergewicht der Deutschen unter Lothar und Konrad den Dritten kam den Missionarien nichts so sehr zu Statten, als die Denkungsart der Grundeigenthümer, d. h. des wendischen Adels. Die besondere Beschaffenheit seines Besitzes brachte nichts so sicher mit sich, als daß er sich der neuen Lehre hingab, weil hierin das sicherste Mittel lag, Personen und Eigenthum zu retten. Anders dachte über diesen Punkt der Leibeigene. Je weniger er zu verlieren hatte, desto mehr hing er dem Glauben seiner Väter an. Dazu kam, daß dieser Leibeigene Zehnten entrichten sollte, an welche er nicht gewöhnt war. An ihm hatten also die wendischen Fürsten und Priester zwar eine Stütze; doch wie hätte diese anders als schwach seyn können, da es an dem Bande fehlte, das die Leibeigenen mit ihnen vereinigen sollte!

So war die Lage des Wendenstaats angethan, als Albrecht der Bär die Eroberung desselben unternahm, ohne irgend einen anderen Beistand zu haben, als den des Erzbischofs von Magdeburg.

Der Leser erwartet vielleicht, daß wir ihn ausführlich über die Abkunft Albrechts des Bären unterhalten werden. Wir begnügen uns jedoch damit, daß wir bemerken, daß uns dies für unsern Zweck vollkommen überflüssig scheint. Die Genealogen führen sein Geschlecht bis auf Unwan, Grafen in Hartingow (Harzgau) zurück, der am Schlusse des achten Jahrhunderts gelebt haben soll, von welchem aber eben so wenig etwas auszusagen ist, wie von der Nachkommenschaft dieses Grafen, bis auf den Vater unseres Albrechts, Otto den Reichen, der zu Ballenstädt und Aschersleben wohnte, wo er im Jahre 1123 starb. Was diesem Dynasten den Beinamen des Reichen erwarb, ist eben so unbekannt, wie so vieles, das dem zwölften Jahrhundert angehört. Albrecht war sein einziger Sohn und folglich der Haupterbe seines Vermögens. Die kriegerischen Neigungen des jungen Fürsten scheinen sich aus den Ansprüchen entwickelt zu haben, welche er von Seiten seiner Mutter Elike, die eine Tochter des Herzogs Magnus zu Sachsen war, an mehrere Bestandtheile dieses Herzogthums zu machen hatte. Im Uebrigen war die Verwirrung, worin das deutsche Reich durch den Kampf der geistlichen Macht mit der weltlichen gerieth, so groß, daß, außer einer gesunden Politik, die eigene Sicherheit zur Schlagfertigkeit aufforderte. Gewiß gab es einen Unterschied zwischen Albrecht und den späteren Condottieri's Italiens; allein die Aehnlichkeit zwischen beiden bestand darin, daß sie mit ihren Truppen in jedem Augenblick zum Eingreifen in die Begebenheiten bereit waren und daher niemals übersehen werden durften. Wir wissen nichts Genaues von dem Umfang des Domäns des Grafen von

Ballenstädt und Aschersleben; denn es gab im zwölften Jahrhundert keine Statistik. Nur so viel ist mit Zuverlässigkeit anzunehmen, daß die Truppen, welche Albrecht unterhielt, eben nicht zahlreich waren; sie mochten sich höchstens auf einige Tausend belaufen. Um in den damaligen Zustande der Gesellschaft große Wirkungen hervorzubringen, bedurfte es keiner größeren Zahl; denn die Widerstandskraft der Leibeigenen ist unter allen Umständen gering. Den Beinamen des Bären verdankte Albrecht unstreitig seiner persönlichen Tapferkeit; doch scheint er denselben nur im Gegensatze des sächsischen Herzogs Heinrich erhalten zu haben, der den Beinamen des Löwen führte; und was sonst noch über diesen Gegenstand von einzelnen Geschichtschreibern bemerkt wird, ist gerades Weges in das Gebiet der bloßen Vermuthungen zu verweisen *).

Die Art und Weise, wie Albrecht seine Eroberung vollbrachte, ist so eigenthümlich, daß es der Mühe werth ist, einige Augenblicke bei ihr zu verweilen. Da keiner von den gleichzeitigen Schriftstellern einer förmlichen Schlacht gedenkt, welche der Eroberung vorangegangen wäre, so ist man später auf den Gedanken gerathen, der

---

*) Dahin gehört, daß Berlin von dem Beinamen Albrechts seine Benennung habe. Nichts ist weniger der Fall. Berlin ist ein slavisches Wort und bezeichnet einen grünen Platz, wie Potsdam (eigentlich Pozdupini) einen unter Eichen gelegenen Ort bezeichnet. Selbst Frankreich hat (wenn ich nicht irre in der Normandie) einen kleinen Ort, welcher Berlin genannt wird: ein sicherer Beweis, daß die gegenwärtige Hauptstadt des Königreichs Preußen, ihrer Benennung nach, vor der Eroberung der Mark durch Albrecht dem Bär vorhanden war, und daß er nur dahin wirkte, daß diese Stadt durch Cöln an der Spree erweitert wurde.

letzte Stammfürst wendischen Geschlechts, Pribislav, habe Albrecht den Bären zu seinem Erben eingesetzt, nachdem er in früherer Zeit Pathenstelle bei ihm vertreten habe. Dies ist eine von den Hypothesen, zu welchen man seine Zuflucht nimmt, wenn man die Erscheinungen nicht aus dem natürlichen Zusammenhang der Dinge zu erklären versteht. Pribislav war kein Christ, und konnte eben deswegen nicht einen Taufzeugen für Albrecht abgeben, ihm folglich auch nichts vermachen. Die spätere Kurmark wurde rein erobert; und wenn diese Eroberung so wenig Geräusch machte, so lag dies nur darin, daß man in jenen Zeiten eroberte, wie man Artischocken ißt, d. h. Theil für Theil, weil nur parzieller, nicht allgemeiner Widerstand Statt findet. Albrecht begann mit der Priegnitz und endigte mit der Mittelmark. Die Einnahme von Brandenburg, das von einem Fürsten Namens Jacjo vertheidigt wurde, krönte das Werk, und das Jahr 1157 war der Zeitpunkt, wo der markgräfliche Titel Albrechts seine Realität erhielt. Wie groß die Zerstörungen waren, welche die Eroberung begleiteten, wird nirgend angegeben; doch können sie nicht unbedeutend seyn, da die Benennungen der Stoderaner, Brizaner, Rhedarier und Wilmer gänzlich verschwanden. Der Krieg war deswegen aber noch nicht ein Vertilgungskrieg, wie man wohl glauben möchte. Die Mehrzahl der Bewohner rettete sich unstreitig durch die Flucht, welche Leibeigenen um so leichter wird, je weniger sie zurückzulassen haben. Unter diesen Umständen füllte sich ganz unstreitig der Spreewald, worin noch gegenwärtig die unverkennbarsten Ueberreste des alten Wendenvolks anzutreffen sind, das im Verlauf der letzten sechs Jahrhunderte weder

seine Sitten, noch seine Sprache so weit abgelegt hat, daß es ganz unkenntlich geworden wäre. Wird doch, so viel wir wissen, noch im gegenwärtigen Augenblick in einer Entfernung von acht Meilen von der Hauptstadt Berlin, zu Lübben wendisch gepredigt . . .

Kurz, als Albrecht der Bär die Eroberung der Priegnitz und der Mittelmark vollendet hatte, war dies Land entvölkert; denn was von Wenden zurückgeblieben war, verdient kaum nicht in Betracht gezogen zu werden. Helmold, der älteste Aufzeichner dieser Begebenheiten, erzählt, daß der Markgraf Albrecht, um dem von der Eroberung entstandenen Menschenmangel abzuhelfen, Flaminger, Holländer und Seeländer in's Land gezogen habe. Daß dies wirklich geschehen sei, verträgt sich mit keinem Zweifel; nur daß man nicht vergessen darf, daß, außer jenen, auch Sachsen und Rheinländer sich in der Kurmark niederließen. Die Eingewanderten waren theils Edle, theils Unedle. Jene ließen sich mit ihren Knechten auf dem Lande, diese sich in den Städten nieder, welche durch sie zuerst zur Blüthe gelangten. Brandenburg, so wie es in die Hände des Markgrafen Albrecht kam, war nicht mehr und nicht weniger als eine Befestigung, an welche sich die gegenwärtige Altstadt Brandenburg als ein Dorf anschloß, das sich jetzt zuerst in eine Stadt verwandelte, die in der Folge durch die Neustadt vergrößert wurde. Mit Berlin hatte es schwerlich eine andere Bewandtniß; doch wuchs dies Dorf so schnell zur Stadt an, daß auf der Spree-Insel auch Cöln angelegt werden mußte: ein Zuwachs, der von Berlin selbst ausgegangen zu seyn scheint, da, obwohl beide Oerter lange als zwei Städte betrachtet wurden,

doch die Wahlen zum Rath und Gerichte einerlei Recht zur Grundlage hatten, so daß die Schöppen und Beisitzer in Cöln nicht ohne Zuziehung der Berliner und umgekehrt gewählt werden konnten. Bernau, Stendal, Pritzwalk, so wie die Städte Havelberg, Kyritz, Perleberg und Lenzen erhielten durch den Markgrafen ihre ersten deutschen Bürger und in diesen die erste Anlage zu einem vollkommeneren Gesellschaftszustand, als sich jemals unter den wendischen Fürsten hatte entwickeln können.

Mit dem deutschen und dem niederländischen Adel scheint zuerst eine vollkommenere Baukunst in die Marken eingewandert zu seyn; denn, wenn diese früher vorhanden gewesen wäre, so würde Albrecht, als Eroberer, auf unübersteigliche Hindernisse gestoßen seyn. Nicht zu gedenken der Kirchengebäude, welche ihre Entstehung im zwölften und dreizehnten Jahrhundert erhalten haben, muß man besonders bei den Burgen des dynastischen Adels verweilen. Diese waren unverkennbare Meisterstücke der Baukunst für den Zweck, den man mit ihnen verband. Der Zahn der Zeit hat sie nicht so vollkommen zerstört, daß die ihnen zum Grunde liegende Idee nicht noch jetzt wieder zu erkennen wäre, wo andere Bedürfnisse und Verhältnisse andere Richtungen gegeben haben. Die Burg eines Dynasten war beinah unangreifbar, so lange die Erfindung des Schießpulvers fehlte. Ein breiter tiefer Graben umschloß dieselbe; vermöge einer Zugbrücke, die über diesen Graben führte, kam man an den gewundenen Eingang der Burg, so wie an die hohe Mauer derselben. Zu Seiten des Schloßhofes befanden sich die Ställe, Speicher und übrigen Wirthschaftsgebäude. Im Hintergrunde

lag

lag die Burg des Dynasten, aufgeführt aus Ziegelsteinen, mit starken Fundamenten und tiefen Gewölben. Das Ganze war von einer solchen Beschaffenheit, daß es den Ausdruck eines nachhaltigen Reichthums hatte, wiewol dieser nur in der schlecht vergoltenen Arbeit der Leibeigenen und in der Muße bestand, womit dergleichen Gebäude aufgeführt wurden. Eben diese feste Burgen wurden in der Folge eine Schutzwehr des Widerstandes und ein Hinderniß der gesellschaftlichen Entwickelung, das nur mit Mühe überwunden werden konnte.

In der Vereinzelung, worin im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte alles lebte, was seinen Wohnsitz nicht in den Städten hatte, war nichts natürlicher, als daß die verschiedensten Nationalen sich mit einander vertrugen. Neben dem wendischen Adel, der zurückgeblieben war, wohnte der sächsische, der niederländische und der rheinische in einer von der Oede des Lebens bewirkten Eintracht. Schwerlich haben sich in irgend einem Lande die Familien besser erhalten, als in der Kurmark, und die Hauptursache dieser Erscheinung ist wohl keine andere gewesen, als der Eintritt der Kirchenverbesserung im sechzehnten Jahrhundert, d. h. in einer Periode, wo die Kriege zerstörender wurden. Hätte in der Kurmark das Verhältniß des Priesterthums zum Adel eben so fortgedauert, wie in Frankreich und anderen Ländern: so würden durch den Eintritt der Nachgebornen in die Ehelosigkeit, verbunden mit den unausbleiblichen Wirkungen des Kriegführens, in den alten Familien dieses Landes dieselben starken Lücken entstanden seyn, wie anderswo. Doch Dank sei es den Bemühungen Luthers! dies ist unterblieben, und man findet

daher noch alle die Geschlechter wieder, deren in den frühesten Dokumenten gedacht wird. Sie haben sich so gut erhalten, daß man sie nicht bloß an den Endungen ihrer Namen, sondern auch zum Theil an ihren Gesichtsbildungen erkennt. Die Herren, deren Namen sich auf i tz endigen, sind unfehlbar wendischer Abkunft, und tragen in ihren Gesichtsbildungen alles zur Schau, wodurch sie sich von den ursprünglich deutschen Geschlechtern unterscheiden. Sächsischer Abkunft sind die Familien von Bornstädt, Eickstädt, Arnstädt, Berg, Rothenburg u. s. w. Aus den Niederlanden (zweifelsohne aus Geldern, wo noch immer ein Ort ihren Namen führt) stammen die Schulenburg. Die Bredow, die Arnim, die Flemming — lauter ausgebreitete Familien — hatten gleichfalls ihre ersten Sitze in den Niederlanden, ehe sie sich in dem brandenburgischen Stiftssprengel, d. h. im Havellande und der Umgegend desselben niederließen. Von jenseits der Elbe wanderten die Familien ein, deren Namen sich auf leben endigen, wie Alvensleben, Bartensleben, Erxleben, zu welchen auch die Bismarken, Einbecken u. s. w. gehörten. Man kann also wohl sagen, daß die Kurmark ungefähr eben so bevölkert worden sei, wie, in der Darstellung des Livius, einst Rom bevölkert wurde.

Markgraf Albrecht der Erste hatte, als er diese Eroberung vollendete, ein Alter von mehr als funfzig Jahren zurückgelegt. Da sich in der theologischen Ansicht von den Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens alles Gelungene als eine unmittelbare Schickung der Gottheit darstellt: so wollte der Markgraf, dem diese Ansicht unstreitig sehr geläufig war, seine Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten

dadurch an den Tag legen, daß er, ganz im Geiste seiner Zeitgenossen, eine Reise nach Jerusalem unternahm. Diese Reise wurde von ihm im Jahre 1159 angetreten, und wie es scheint im folgenden Jahre beendigt. Eine Folge derselben war die Verpflanzung der Johanniter-Ritter nach der Mark. Der Markgraf stiftete nämlich, nach seiner Zurückkunft, die Ballei Brandenburg, oder das Heermeisterthum zu Sonnenburg, das bis auf unsere Zeiten fortgedauert hat und von dem noch jetzt der Schattenname übrig ist. Die Absicht des Fürsten bei dieser Stiftung war unstreitig — Vertheidigung des von ihm eroberten Staats gegen die Wenden. Dies Volk war in Mecklenburg noch nicht bezwungen, und selbst dem unterjochten Theile desselben war nicht zu trauen. Der Markgraf gab also seinen Johanniter-Rittern die Comthurei zu Werben, einem nicht unbedeutenden Gränzorte der Altmark gegen die Wenden. Minder gewiß ist, daß die Mark durch Albrecht den Ersten auch ihre Tempelherren erhalten hat; zum wenigsten fehlt es an einer Urkunde zur Bewahrheitung dieser Thatsache, wenn gleich aus anderen Mittheilungen hervorgeht, daß dieser Orden von den schwachen Kräften der Mark bedeutende Unterstützungen gezogen habe.

Will man sich einen noch vollständigeren Begriff von dem gesellschaftlichen Zustande der Mark Brandenburg unter Albrecht dem Ersten machen: so muß man in Erwägung ziehen, daß in diesem Lande zwei Hauptsprachen geredet wurden (die wendische und die deutsche); daß die letztere in mehrere Dialekte zerfiel; daß es für die Ausfertigung von Urkunden eine besondere Sprache gab, nämlich die lateinische, welche nur dem geistlichen Stande geläufig

war; daß das Haupt-Ordnungsmittel in dem Stock bestand, der dem Leibeigenen die Richtung gab; daß auch in den Städten die Willkür der Obrigkeit entschied; kurz, daß es in jedem Betracht an dem Organismus fehlte, in welchem die neuern Gesellschaften ihr Wesen haben. Der Fürst bildete freilich die höchste Autorität; allein er bildete sie auf eine Weise, die jede Konsequenz ausschloß, weil es an Gesetzen fehlte. Die Strafen konnten nicht anders als fürchterlich seyn, weil Leidenschaft auf Leidenschaft stieß, und Mangel an wahren Gewaltmitteln jede Barbarei rechtfertigte! Die größten Wohlthäter der Gesellschaft in diesem Zustande waren die Priester; und sie waren dies nicht etwa durch die Lehre, die von ihnen ausging — denn diese blieb, vermöge ihrer Uebernatürlichkeit, durchaus wirkungslos — wohl aber durch die Beruhigung, welche sie durch kirchliche Schauspiele in das gesellschaftliche Leben brachten. Gleich vieleckigen Steinen, welche anhaltend in einem Beutel durcheinander gerüttelt werden, haben die eben beschriebenen Elemente der Gesellschaft sich im Laufe der Jahrhunderte zu dem abgeschliffen und geglättet, was sie gegenwärtig sind; doch darf man nicht vergessen, daß für ihre Ausbildung sehr viel äußere Einwirkungen hinzugekommen sind.

Während Markgraf Albrecht in Palästina verweilte, war Friedrich der Erste mit der Wiedereroberung Ober-Italiens beschäftigt, um zurückzutreten in dem Besitz der Mittel, wodurch Otto der Erste den Päpsten geboten hatte. Jene Verbindung, in welche dieser Kaiser, durch die Wiedervereinigung Baierns mit dem Herzogthum Sachsen, mit Heinrich dem Löwen getreten war, hatte ihm zum Gebieter

über ein hunderttausend Mann starkes Heer gemacht; und mehr schien es nicht zu bedürfen, um aufs neue die Souveränetät auf der italiänischen Halbinsel zu gewinnen. So wie er näher rückte, verbreiteten sich Schrecken und Bestürzung. Am meisten fürchtete Mailand. Schon bei Gelegenheit des Römerzuges im Jahre 1154 hatte es sich auf den ronkalischen Feldern auf eine Weise betragen, die ihm Friedrichs Unwillen und bleibende Feindschaft zu Wege bringen mußte; es hatte nämlich nicht bloß Anerkennung aller seiner Usurpationen, sondern auch die Ueberlassung von Lodi und Como gegen viertausend Mark Silbers verlangt. Friedrich hatte damals verweigert, was sich nicht bewilligen ließ, ohne dem Reiche, besonders aber dem kaiserlichen Ansehn den stärksten Abbruch zu thun; doch unabgeschreckt durch Friedrichs Misbilligung, und aufgemuntert von dem Papste, dem griechischen Kaiser und den Venetianern, hatte die Hauptstadt Ober-Italiens seit vier Jahren die Bahn der Unabhängigkeit verfolgt, den benachbarten Städten allerlei Gewalt angethan und Lodi und Como wirklich zur Unterwerfung gebracht. Einige Bürger Lodi's, die sich nicht sogleich in das neue Verhältniß zu schicken verstanden hatten, waren nach Deutschland gekommen, um sich bei Friedrich zu beklagen; und dieser hatte die Mailänder in offenen Briefen zur Freigebung Lodi's und Como's aufgefordert. Doch so weit waren diese phantastischen Nachahmer der alten Römer in ihrem Trotze gegangen, daß sie das kaiserliche Schreiben zerrissen und unter die Füße getreten hatten; denn sie hatten sich nicht vorstellen können, daß Friedrich durch seine Verbindung mit den Reichsfürsten ihnen jemals gefährlich werden könnte. Jetzt

nun, wo es Entscheidung galt, hatten die Mailänder alle Ursache das Schlimmste für sich zu fürchten. Zurücktreten konnte man weder auf der einen, noch auf der andern Seite: der Kaiser nicht, weil jeder Vortheil, den er über den Republikanismus Ober-Italiens gewann, sowohl seine Lage als Oberhaupt des Reichs, als sein Verhältniß zu dem Papste verbesserte; die Mailänder und ihre Anhänger nicht, weil sie sich von Friedrichs Gesetzen und Anordnungen nichts Gutes versprechen konnten, und weil sie in ihren bisherigen Grundsätzen Freiheit und Wohlhabenheit zugleich vertheidigten. . . .

Hier, wo wesentlich nur von dem Kampfe der geistlichen und weltlichen Macht die Rede ist, kommt es nicht darauf an, die Einzelheiten des Krieges mit irgend einer Umständlichkeit zu erzählen. Wir bemerken also nur, daß Friedrich, welcher im Jahre 1158 gegen die Zeit der Erndte in Italien auftrat, durch seine klugen Anordnungen in weniger als einem Monate die trotzigen Mailänder zur Ergebung zwang, und daß durch den König Uladislaus von Böhmen ein Vergleich mit ihnen zu Stande gebracht wurde. In demselben versprachen die Mailänder Treue und Gehorsam für die Zukunft; auch übernahmen sie die Verbindlichkeit, Lodi und Como herauszugeben, die kaiserliche Pfalz wieder herzustellen, dem Kaiser, seiner Gemahlin und dem Reichsrathe 9000 Mark Silbers in drei Fristen zu zahlen, und über dies Alles 300 Geiseln zu stellen. Der Barbarei dieser Zeiten, die, indem sie den Freiheitstrieb verdammte, stets auf unbedingte Unterwerfung drang, eine besondere Genugthuung zu geben, wurde eine Meile von Mailand auf freiem Felde für den Kaiser ein hoher Thron

errichtet, vor welchen die Geistlichkeit, der Adel und die Konsuln von Mailand ohne Oberkleider und mit Schwertern um den Nacken, die Gemeinen baarfuß und mit Stricken um den Hals erscheinen mußten, damit die Begnadigung des Kaisers größere Feierlichkeit gewönne. Was die Gewalt erzwungen hatte, das sollte als Recht verewigt werden. Zu diesem Endzweck wurde auf den ronkalischen Feldern eine Versammlung veranstaltet, in welcher vier von Bologna berufene Legisten das Kaiserrecht erläutern mußten. Der einzige Maßstab, der diese beschränkten Köpfe für dasselbe hatten, war der Kodex des Justinian; und da die Macht der römischen Imperatoren zu allen Zeiten unbeschränkt geblieben war, so sprachen sie dem deutschen Kaiser nicht bloß die von den Herzogen, Markgrafen und Konsuln ausgeübten Hoheitsrechte, sondern auch alles zu, was die Fortdauer jedes Gemeinwesens nothwendig macht, wie Münz-, Markt-, Geleits- und Stromrecht, ferner Lieferungen, erledigte Angefälle, herrenloses Gut, Strafgefälle und andere Nutzungen der peinlichen Gerichtsbarkeit, endlich Mühlen, Fischereien und Salzgruben. Auf diese Weise wurden die Legisten das größte Hinderniß eines sittlichen Verhältnisses zwischen dem Oberherrn und den Unterthanen. Sie fanden ihre Stützen in den deutschen Reichsständen, welche mit gleicher Härte erklärten, daß dem Kaiser alles abgetreten werden müsse, wovon nicht nachgewiesen werden könnte, daß die Städte es rechtmäßig besäßen. Friedrich war der Einzige, welcher begriff, daß ihm nicht alles zukomme, was die römischen Imperatoren jemals usurpirt hatten. Abhängig von dem Beistande der Reichsfürsten, so oft es darauf ankam,

die kaiserliche Macht zu offenbaren, hielt er es für vortheilhafter, sich mit den Städten Italiens über eine bestimmte Summe zu vergleichen, welche jährlich für die unbestrittene Fortdauer ihres gesellschaftlichen Zustandes gezahlt werden sollte; und mit Freuden wurden die 30,000 Mark Silbers, welche er forderte, von den Italienern bewilligt. Die Feudal-Miliz, welche dem Kaiser diesen Vortheil verschafft hatte, kehrte hierauf nach Deutschland zurück.

Kaum hatte sie jedoch den Rücken gewendet, als offenbar wurde, daß durch die Demüthigung Mailands nichts gewonnen sey. Gestachelt von den Werkzeugen des Papstes, kehrten die Bewohner dieser sehr volkreichen Stadt zu ihrem alten Unabhängigkeits-System zurück; ja, sie trieben die Frechheit so weit, daß sie, während der Anwesenheit des Kaisers in Albi, dessen Beamten mishandelten und verjagten, so daß Friedrich sich genöthigt sah, die Fürsten des deutschen Reichs, vor allen den Herzog von Sachsen und Baiern, aufs Neue zu Hülfe zu rufen.

Sofern der Papst der Anstifter dieses neuen Krieges war, hatte es ihm dazu nicht an Aufforderungen gefehlt. Auf eine doppelte Weise war er von dem Kaiser, wo nicht beleidigt, doch wenigstens gereizt worden: einmal durch die Besteuerung der Bischöfe Ober-Italiens in dem Kriege gegen Mailand; zweitens durch die Vergabung des Bisthums von Ravenna an den Sohn des Grafen Guido, eines Lieblings des Kaisers. Durch jene hatte Friedrich die Immunität der Kirche, durch diese das persönliche Ansehn des Papstes verletzt. Bitter beklagte sich Hadrian über das Eine wie über das Andere, und fügte sodann

hinzu, „daß Gott denen, die ihre Eltern ehren, ein langes Leben verheißen, die hingegen, die ihren Eltern fluchen, mit dem Tode bedroht habe.“ Unter „Eltern“ hatte Hadrian die römische Kirche verstanden, und behauptet, „das Begehren des Kaisers, die Huldigung der Bischöfe zu empfangen, sei eben so unverträglich mit der Würde derselben, als mit den Regalien des heil. Petrus; denn in der heiligen Schrift würden sie Götter und Söhne der Götter genannt.“ Daß Friedrich die Sache nicht von dieser Seite betrachten wollte, versteht sich von selbst; seine Freigeisterei entsprach den Ideen, die sich zuerst in Bologna und dann in Paris entwickelt hatten, und seine Antwort war im Geiste eines Arnold von Brescia. „Unsere Eltern, sagte er, d. h. die, denen wir unser Leben und unsere Krone verdanken, haben wir allezeit geehrt; und darum wird uns das Urtheil nicht treffen, welches die heilige Schrift wider diejenigen ausspricht, die ihrem Vater oder ihrer Mutter fluchen. Anlangend die Huldigung die wir von den Bischöfen fordern, und von der Ihr behauptet, daß sie den Regalien des heil. Petrus verkleinerlich sei: so möcht' ich wohl wissen, welche Regalien der Papst Sylvester unter der Regierung Konstantins (des Großen) gehabt oder zu haben begehrt habe. Dieser Fürst gab der Kirche Frieden und Freiheit; und was hat wohl Eure päpstliche Würde, das sie nicht der Freigebigkeit der Kaiser zu verdanken hätte? Fragt die Jahrbücher, und Ihr werdet finden, daß ich nur die Wahrheit sage. Wir sehen also keinen Grund, die Huldigung der Bischöfe zu verschmähen; denn, wenn sie auch Götter und Söhne Gottes seyn sollten, so haben sie doch von uns, was sie be-

sitzen. Der sogar, der von keinem Menschen etwas empfangen hatte, bezahlte den Tribut für sich und den heil. Petrus; und Ihr verlanget gleichwohl, daß die Bischöfe und die Geistlichkeit, welche alles, was sie besitzen, von uns haben, tributfrei bleiben sollen? Entweder sie müssen zurückgeben, was sie von uns empfangen haben, oder sie müssen dem Kaiser geben was des Kaisers ist. Wir verschließen unsere Kirchen vor Euren Kardinälen und Legaten, weil wir gefunden haben, daß sie nicht Prediger, sondern Räuber, nicht Freunde des Friedens, sondern der Beute, nicht Verbesserer der Sitten, sondern unersättliche Goldsammler sind. Lernen sie sich so aufführen, wie ihre Pflicht es erfordert, so wollen wir ihnen den nöthigen Unterhalt nicht misgönnen. Im Uebrigen schickt es sich gar nicht, daß Ihr Euch mit Laien um Dinge zanket, welche die Religion gar nicht betreffen; und dies ist wiederum ein Beweis, daß der Hochmuth auch bis zu dem Stuhl des heil. Petrus vorgedrungen ist" ....

Daß Friedrich in diesen Behauptungen die Wahrheit auf seiner Seite hatte, läßt sich nicht läugnen; nur muß man gestehen, daß die übertriebene Meinung, die er von dem Vorrechte eines Kaisers hatte, ihn zur Unbilligkeit geneigt machte, und daß er darüber gänzlich vergaß, daß den Ansprüchen der Geistlichkeit in einer früheren Periode nichts so förderlich gewesen war, als eben die Unbeschränktheit der römischen Imperatoren, die er für sich in Anspruch nahm. Ueberhaupt war es der Fehler dieser Zeiten (so wie der nachfolgenden), daß man in dem, was man wollte, keine Rücksicht nahm auf das, was das Wohl der Gesellschaft heischte, sondern nur den Eingebungen der

Selbstsucht folgte. Gewiß waren die Rechte der geistlichen Regierung nicht schlechter begründet, als die der weltlichen; nur daß der Kultur-Grad des zwölften Jahrhunderts einen Kampf zwischen beiden mit sich brachte, dessen Ende gar nicht abzusehen war, weil es noch an allem fehlte, was zur Beilegung desselben hätten beitragen können. Eigentlich war die Universal-Herrschaft Desjenigen, der an der Spitze der intellektuellen und sittlichen Leitung der christlichen Gesellschaft stand, bei weitem weniger unnatürlich, als die des Nachfolgers römischer Imperatoren; doch das war etwas, das nicht in Betrachtung kam. Vergebens schlugen sich die deutschen Bischöfe ins Mittel: Papst und Kaiser beharrten auf ihrem Eigensinn, weil keiner sich dem andern unterordnen wollte. Glücklicherweise für Friedrich starb Hadrian am 1. Sept. des Jahres 1159 zu Anagni, und was bei der nächsten Papstwahl vorfiel, trug nicht wenig dazu bei, daß der deutsche Kaiser seine Rolle in Italien fortspielen konnte.

Allmählig hatten sich die Fürsten des deutschen Reichs mit ihren Truppen wieder in Italien eingefunden: außer dem Herzog von Sachsen und Baiern, waren der König von Böhmen, der Landgraf von Thüringen, der Erzbischof von Köln und andere minder bedeutende Herren geistlichen und weltlichen Standes erschienen. Das von ihnen zusammengebrachte Heer war stark genug für eine Wiederholung des Verfahrens, wodurch Mailand schon einmal zur Ergebung war vermocht worden. Doch Kaiser Friedrich hatte sich vermessen, seine Krone nicht eher wieder aufzusetzen, als bis er Mailand gezüchtigt haben würde. Der Anfang der Achtsvollstreckung wurde mit Crema ge-

macht: eine Stadt, welche zum Gebiet von Mailand gehörte und das Schicksal der Hauptstadt theilen wollte. Als die Uebergabe, vom Hunger erzwungen, erfolgt war, überließ Friedrich die Zerstörung der Stadt den in seinem Heere befindlichen Pavesanern und Novarensern, die, voll Erbitterung gegen Mailand, keinen Stein auf dem andern ließen, so daß die Einwohner Crema's nur das nackte Leben retteten. Als Friedrich nunmehr zu der Eroberung von Mailand schritt, wurde die Zufuhr aufs Strengste verboten; und wer diesem Befehl zuwider handelte, verlor, wenn er in die Gewalt der Deutschen gerieth, die rechte Hand. Sieben Monate lang vertheidigten sich die Mailänder mit einer Hartnäckigkeit, welche die Geduld des Königs von Böhmen und des Markgrafen von Thüringen ermüdete; beide gingen mit ihren Leuten nach Deutschland zurück, ehe das Schicksal Mailands entschieden war. Da nun Friedrich keine Bedingungen gestatten wollte: so blieb den unglücklichen Bewohnern der auf allen Seiten eingeschlossenen Stadt nichts weiter übrig, als sich im achten Monat der Belagerung (1. März 1162) auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Der deutsche Kaiser genoß den davon getragenen Triumph mit dem Stolze eines Halbbarbaren: die Kaiserkrone auf dem Haupt, empfing er in seinem Hauptquartier zu Lodi die Abgeordneten der Mailänder, als sie, die Vornehmen mit entblößtem Schwert um den Nacken, die Geringen mit Stricken um den Hals, anlangten, um sich des Verbrechens beleidigter Majestät schuldig zu erklären und die Barmherzigkeit des Kaisers anzuflehen. Dies Schauspiel wurde zu Ehren der Kaiserin am folgenden Tage wiederholt. Dennoch erklärte sich Frie-

drich nicht auf der Stelle. Auf einem Reichstage zu Pavia, wurde die Bestrafung der Schuldigen besprochen, und das Urtheil fiel dahin aus, daß ihnen, gleich den Bewohnern von Crema, das Leben geschenkt, ihre Stadt aber von Grund aus zerstört werden sollte. Durch solche Mittel wollte man in diesen Zeiten die Treue der Unterthanen sichern! Das Werk der Zerstörung übernahmen die Bürger von Lodi, Cremona, Pavia und Sepri; und so groß war ihr Eifer, daß, die Kirchen allein ausgenommen, alles zertrümmert wurde. Den unglücklichen Einwohnern blieb kein anderer Trost, als die Erlaubniß, sich in verschiedenen Gegenden ihres Gebiets von neuem anzubauen; Friedrich aber machte die Eroberung der Stadt zu einer urkundlichen Epoche, und suchte dieselbe durch Festlichkeiten zu verherrlichen.

Als Sieger von Mailand glaubte Friedrich, den übrigen Städten Italiens keine Schonung schuldig zu seyn. Doch durch Unterwerfung entwaffneten sie seinen Zorn: zuerst Piacenza und Brescia, dann Bologna, zuletzt Genua. Alle diese Städte entgingen dem Schicksale Mailands nur dadurch, daß sie bedeutende Geldsummen erlegten, wogegen Tortona, weil es in seiner Widersetzlichkeit beharren zu wollen schien, von Grund aus zerstört wurde. In jeder unterworfenen Stadt fanden kaiserliche Beamten ihre Anstellung, und ihre Vollmachten lauteten auf Willkür; das ganze Verfahren war wenigstens in sofern widersinnig, als der Kaiser, um die Wohlhabenheit der italiänischen Städte zu benutzen, den Anfang mit der Zerstörung derselben machte. Dies wurde in Italien so allgemein empfunden, daß selbst diejenigen Städte, welche dem Kaiser

bisher ergeben geblieben waren, zum Abfall hinneigten. Den Anfang machte Verona, aufgemuntert von Venedig und Konstantinopel; Vicenza, Pavia und Trevigi folgten dem Beispiele. Es wurden Bündnisse geschlossen; man vertrieb die kaiserlichen Beamten, und das Streben nach Unabhängigkeit war um so weniger zu dämpfen, weil die Feudal-Miliz, diese einzige Stütze des kaiserlichen Ansehns, nur von einer Zeit zur andern gebraucht werden konnte. Auf den suveränen Besitz Ober-Italiens hatte Friedrich die kaiserliche Macht stützen zu können geglaubt; allein jede einzelne Erscheinung kündigte die Vergeblichkeit dieses Unternehmes an, und wir werden weiter unten sehen, welchen Ausgang dasselbe gewann. Jetzt kehren wir zu dem Kampfe zurück, in welchen Friedrich mit dem römischen Universal-Monarchen gerathen war.

Die Kardinäle geriethen, nach Hadrians des Vierten Tode, in eine nicht geringe Verlegenheit wegen der Wahl eines neuen Papstes. Das beste, was der heilige Geist — von dessen Eingebungen diese Wahlen vermeintlich abhingen — in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts thun konnte, war, die Wahl so zu leiten, daß der neue Papst die entgegengesetzten Eigenschaften seines Feindes, des römischen Kaisers, hatte; denn, wenn das Gegentheil Statt fand, so mußte der Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Macht eine Heftigkeit gewinnen, in welcher beide gleich sehr bedroht waren. Dies einzusehen, fehlte es dem Kardinals-Kollegium nicht an Schlauheit; zum wenigsten gab es in demselben einzelne Glieder, welche sehr wohl wußten, daß Friedrichs Charakterstrotz dadurch nicht zu bändigen war, daß man ihm sein Ebenbild in

der Person des Papstes entgegenstellte. Die Berathschlagungen hatten drei Tage gedauert, als die Mehrheit der Kardinäle sich für Orlando von Siena, Kardinal-Erzpriester des heil. Markus, erklärte. Dieser Orlando war ein durch die Erfahrung gebildeter Mann, der troß des hohen Begriffs, den er von den Vorrechten des heiligen Stuhles hatte, auf dem Posten eines Kanzlers der römischen Kirche zu der Selbstbeherrschung gelangt war, worin man nichts übertreibt, am wenigsten aber eine böse Sache verschlimmert. Gerade eines solchen Papstes bedurfte es unter den vorwaltenden Umständen. Doch waren nicht alle Kardinäle darin einverstanden. Drei von ihnen, namentlich Octavian von St. Cäcilia, Johann von St. Martin und Guido von St. Kalixt, gingen von dem Grundsatze aus, daß man in der Nachgiebigkeit gegen den Charakter des Kaisers nicht zu weit gehen könne; und indem die beiden letzteren den rechten Mann in dem Kardinal Octavian zu sehen glaubten, erklärten sie sich für ihn in eben dem Augenblick, wo die Mehrheit des Kollegiums die Wahl Orlando's vollendet zu haben glaubte, und dieser sich nur noch aus Bescheidenheit sträubte. Auf diese Weise kam eine zwiefache Wahl zu Stande. Für Orlando sprachen die Gesetze der Kirche; aber Octavian hatte sich in dem entscheidenden Augenblick des päpstlichen Schmuckes bemächtigt; und indem die bewaffnete Macht ihm zu Hülfe gekommen war, hatten seine Gegner, um ihr Leben zu retten, sich in den Thurm der St. Peterskirche geflüchtet, aus welchem sie erst nach neun Tagen befreit werden konnten. Ganz Rom nahm Theil an diesen merkwürdigen Auftritten, und der Tumult wuchs, als, nach ungefähr

zwanzig Tagen, Orlando, unter der Benennung Alexanders des Dritten, durch den Kardinal-Erzbischof von Ostia, Octavian aber, unter der Benennung Victors des Vierten, durch den Kardinal-Erzbischof von von Tusculum konsekrirt wurde. So gab es also zwei Oberhäupter der Kirche an einem und demselben Orte, und die Regierung des Kirchenreichs war dadurch zum Stillstand gebracht, daß die Autorität dessen, der an der Spitze stand, zweifelhaft war.

Dies geschah zu eben der Zeit, wo Friedrich die Ankunft der deutschen Reichsfürsten erwartete, um die Unterjochung Ober-Italens zu bewerkstelligen.

Für den Kaiser konnte es kein glücklicheres Ereigniß geben, als diese zwiespaltige Wahl; alle seine Zwecke schienen dadurch auf eine bewundernswürdige Weise gefördert und erleichtert zu seyn. Was er mit großer Sicherheit vorhersah, war, daß die beiden Nebenbuler ihn, als römischen Kaiser, zum Schiedsrichter aufrufen würden; und welche Vortheile ließen sich von diesem Amte sowohl für die Gegenwart, als für die Zukunft ziehen! Mit geheimer Ungeduld erwartete er also die Boten, durch welche beide Päpste ihm ihre Wahl anzukündigen nicht verfehlen konnten; und diese Boten blieben nicht lange aus. Des heiligen Stuhls nicht unwürdig sprachen die Boten Alexanders des Dritten: sie machten nur die kanonische Wahl geltend, welche den Kardinal Orlando erhoben hatte; und gleichen Inhalts war das Schreiben des Papstes selbst. Anders benahmen sich Viktors Boten: ohne auf die Kirchengesetze irgend einen Werth zu legen, nannten sie Alexanders Wahl das Werk der sizilianischen Parthei, von welcher

cher sie aussagten, daß sie, gleich bei Friedrichs erstem Vorrücken gegen Mailand, auf eine Exkommunikation des Kaisers bei Hadrian dem Vierten gedrungen hätte; und Viktors Schreiben bestätigte diese Aussage. Hiernach war nichts natürlicher, als Friedrichs Vorliebe für Viktor. Indeß nahm er die Miene des unpartheiischen Richters an, der, um zu entscheiden, vollständiger belehrt seyn müsse. Ohne sich noch weiter gegen Viktors Boten zu erklären, sendete er seine eigenen sowohl an Viktor als an Alexander, um beiden kund zu thun, daß er nach Pavia ein Konzilium berufen werde, welches den Streit entscheiden sollte. „Gott, fügte er am Schlusse seines Schreibens hinzu, ist mein Zeuge, daß mich weder Haß noch Liebe gegen Einen von Euch leitet, und daß ich nur die Ehre und die Einheit der Kirche beabsichtige" ....

Alexander war einer von den seltenen Männern, die, in Beziehung auf das von ihnen zu verwaltende Amt, weit mehr geneigt sind, sich für das Amt bestimmt zu halten, als die Sache umzukehren. Tief fühlend, daß es um das päpstliche Ansehn gethan seyn würde, wenn er den Kaiser zum Schiedsrichter über kirchliche Gesetze machte, war er zugleich fest entschlossen, sich dem kaiserlichen Urtheil nicht zu unterwerfen; und er war dies um so mehr, weil er begriff, daß sein Nebenbuhler das Gegentheil thun würde. Giebt es Umstände, wo Alles nur dadurch gerettet werden kann, daß man ein großes Beispiel von Selbstverleugnung und Aufopferung giebt: so waren diese Umstände jetzt eingetreten.

Sobald also Friedrichs Boten (die Bischöfe von Prag und von Verdun) zu Anagni, dem Aufenthaltsort Alexan-

ders des Dritten, eingetroffen waren und die Antwort des Kaisers überreicht hatten, versammelte Alexander seine Freunde, um sie mit dem Inhalte desselben bekannt zu machen. Diese waren davon um so mehr betroffen, weil sie nicht begriffen, wie die Forderung des Kaisers mit den Vorrechten der Kirche und ihres Oberhauptes zu vereinigen sei; denn was bei ähnlichen Vorfällen in einer früheren Periode geschehen war, litt keine Anwendung auf das gegenwärtige Verhältniß der geistlichen zur weltlichen Macht. Nach einer Berathschlagung von mehreren Stunden wurde beschlossen, weder die Kirche noch Alexandern aufzuopfern. Dieser ließ also die kaiserlichen Boten vor und ertheilte ihnen folgenden Bescheid. „Ich bin, sagte er, bereit, den Kaiser, als Anwald und Beschützer der Kirche, über alle Fürsten der Erde zu ehren, sofern die Ehre des Königs der Könige dadurch nicht verletzt wird. Aber eben deswegen bin ich nicht wenig darüber erstaunt, daß er meine Ehre so gering gehalten und die Gränzen der Achtung in der Zusammenberufung eines Konziliums überschritten hat, vor welchem ich erscheinen soll. Dem heil. Petrus, und durch ihn der römischen Kirche, gab Christus das Vorrecht, über alle Streitigkeiten anderer Kirchen zu entscheiden, ohne selbst einem Richter unterworfen zu seyn. Ein solches Vorrecht nun will ihr Beschützer vernichten? Ueberlieferungen und das ehrwürdige Ansehn der Väter erlauben uns nicht, vor seinem Richterstuhl zu erscheinen; ich würde mich im höchsten Grade schuldig machen, wenn ich, es sei aus Unverstand oder aus Mangel an Entschlossenheit, das Uebel beim Haupte selbst seinen Anfang nehmen und die Kirche herabwürdigen ließe. Die Freiheit derselben zu

bewahren, vergossen unsere Väter ihr Blut; und sollten die Zeiten es fordern, so bin ich, nach ihrem Beispiel, erbötig, mein Leben daran zu setzen."

Es läßt sich nicht leugnen, daß die in dieser Antwort enthaltene große und edle Gesinnung in dem Kampf mit Friedrich allein Rettung bringen konnte.

Von Anagni begaben sich die kaiserlichen Abgeordneten nach Segni, dem Aufenthaltsorte Viktors. Hier wurden sie freundlicher empfangen. Mit Freuden nahm Viktor Friedrichs Vorladung an — nicht weil er sich eines besseren Rechts bewußt war, sondern weil er in der ganzen kirchlichen Gesetzgebung nur sich sah und überzeugt seyn durfte, daß ein von Friedrich zusammen berufenes Konzilium sich zu seinem Vortheile erklären würde.

Bald nahm die ganze christliche Welt den lebhaftesten Antheil an dem erfolgten Schisma. Von allen Seiten beschickten sich die Fürsten, um sich zu der einen oder der andern Parthei herüber zu ziehen. Wie viel Mühe sich Friedrich auch geben mochte, Frankreich und England für sich zu gewinnen, so gingen beide doch nur mit ihrem Vortheil zu Rathe, nach welchem sie es lieber mit einem kanonisch gewählten Papste, als mit einem Kaiser halten wollten, der, wenn er in dem Papste keinen Widerstand antraf, in seinen Forderungen viel weiter gehen konnte, als ihnen lieb war. Ohne sich auf der Stelle zu erklären, willigten sie bloß in die Zusammenberufung eines Konziliums, das freilich allein über kirchliche Rechtmäßigkeit entscheiden konnte.

Eröffnet wurde das Konzilium zu Pisa, unmittelbar nach der Eroberung von Crema (5. Febr. 1160). Außer

der deutschen und der italiänischen Geistlichkeit hatten sich mehrere englische und französische Bischöfe eingefunden. Begleitet von den vornehmsten Reichsfürsten, erschien Friedrich in der Versammlung, um zu erklären, „daß er die Entscheidung einer so wichtigen Angelegenheit der Klugheit und Einsicht der versammelten Väter überlasse."

Wurde auf die im Jahre 1059 gegebene Verordnung Nikolaus des Zweiten, nach welcher die Papstwahl auf die Kardinäle beschränkt war, Rücksicht genommen: so unterlag es keinem Zweifel, daß Alexander den Vorzug vor Viktor gewinnen würde. Allein man half sich durch Unterscheidungen; und indem man die Kirchengesetze preisgab, sagte man, der gesundere Theil der Kardinäle habe Viktor gewählt. Im Grunde hieß dies nichts weiter, als den Umständen nachgeben und den Vortheil des Kaisers über den des Papstes setzen. Die Opposition der englischen und französischen Bischöfe reichte nicht aus, das gefällte Urtheil umzustoßen. Viktor wurde also von der Mehrheit für den rechtmäßigen Papst erklärt, die Wahl Orlando's hingegen für null und nichtig, weil er seiner Sache nicht getraut und sich dem Urtheil des Kaisers entzogen habe.

Die Belagerung Mailands, welche inzwischen ihren Anfang genommen hatte, verhinderte den Kaiser, den Ausspruch des Konziliums auf der Stelle zu vollziehen; ein ganzes Jahr mußte Viktor in Friedrichs Nähe zubringen, ehe er nach Rom zurückgehen konnte. Diese Zwischenzeit wurde angewendet, ihm die Zustimmung der christlichen Welt zu erwerben. Doch diese folgte dem Urtheil ihrer Führer. In England, wie in Frankreich, erklärte man sich

für Alexander; und dies geschah hauptsächlich auf Betrieb der Cisterzienser, welche sich im Laufe eines halben Jahrhunderts zu einem sehr mächtigen Orden ausgebildet hatten. Alexander seinerseits benutzte diese ihm günstige Stimmung, um die Könige von Spanien, Dänemark, Ungarn und Böhmen auf seine Seite zu ziehen, was ihm aufs Vollständigste gelang. Auch der König von Jerusalem erklärte sich für ihn, und zu Nazareth wurde ein Konzilium gehalten, wo sich die Kirchen von Jerusalem und Antiochien nur für Alexander aussprachen. Eine weit größere Kränkung für Friedrich war, daß Heinrich der Zweite von England und Ludwig der Siebente von Frankreich zu Toulouse ein Konzilium veranstalteten, auf welchem Viktors Unrechtmäßigkeit entschieden wurde.

Noch immer verweilte Alexander der Dritte zu Anagni; und da sein Gegner ihn in den Bann gethan hatte, so blieb er, um seine Rechtmäßigkeit zu bekunden, nicht hinter demselben zurück. Damit verband Alexander den Bannfluch wider den Kaiser. Alle große Autoritäten waren hiernach aufgelös't und die christliche Welt der Verwirrung preisgegeben. Diese blieb nicht aus; doch erreichte sie nicht die Höhe, welche sie wol hätte erreichen können, was vorzüglich dadurch verhindert wurde, daß Friedrich den Cisterzienser-Orden aus seinem Machtgebiete verjagte. Als, nach der Eroberung Mailands, im J. 1162, Viktor unter kaiserlicher Bedeckung nach Rom geführt wurde, konnte Alexander nicht zu Anagni verweilen, ohne Leben und Freiheit in Gefahr zu bringen. Ehe er Italien verließ, erwarb er sich die Freundschaft des Königs von England durch die Kanonisation Eduards des Bekenners. Die

Galeeren des Königs von Sizilien versetzten ihn und sein Gefolge nach Genua und von da nach Montpelliar, wo er den Ueberrest des Jahres verlebte. Mit dem Frühling des Jahres 1163 begab er sich nach Paris, wohin Ludwig der Siebente ihn eingeladen hatte. Er ließ sich hierauf in Sens nieder, wo er eine ihm günstige Wendung der Dinge abzuwarten entschlossen war.

Viktors Regierung, unbedeutend, weil sie keinen größeren Spielraum hatte, als Italien und Deutschland, und kraftlos, weil ihr die Rechtmäßigkeit fehlte, war zum Glück für Alexander den Dritten auch nur von kurzer Dauer; denn dieser Papst, das Werkzeug eines ehrgeizigen Kaisers, endigte schon den 22. April 1164, und sein Hintritt führte eine neue Reihe von Begebenheiten herbei, die für Deutschland und selbst für die Mark Brandenburg nur allzu wichtig waren.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber
einen Artikel der fortschrittlichen Enzyklopädie. *)

Herr J. B. Say hat in einem Artikel der fortschrittlichen Enzyklopädie eine Uebersicht von dem Zustande der neueren Staatswirthschaft gegeben, so wie diese in seinen Werken abgehandelt ist; er hat auch, außer einer historischen Skizze der Fortschritte dieser Wissenschaft, seine Nomenklatur hinzugefügt. Die beiden letzten Theile seiner Arbeit sind ein Auszug aus der Abhandlung, welcher seiner Staatswirthschaftslehre vorangeht. Der Artikel in der fortschrittlichen Enzyklopädie kann demnach als ein getreues Bild der Lehre dieses berühmten Staatswirths betrachtet werden.

Wer möchte die wichtigen Dienste leugnen, welche der Verfasser des traité d'économie politique dieser Wissenschaft geleistet hat! Uns seiner eigenen Ausdrücke bedienend, wollen wir hinzufügen, daß sein Werk nicht wenig dazu beigetragen hat, den staatswirthschaftlichen Studien eine methodischere und zuverlässigere Richtung zu geben. Die Fragen, besser gestellt, haben genauere Antworten zu Wege gebracht, und die Schriften staatswirthschaftlichen Inhalts haben sich vervielfältigt. Nur darin weichen wir

*) Wir haben im 26sten Bande dieser Monatsschrift Kenntniß gegeben von der Eigenthümlichkeit dieses literarischen Unternehmens in der Hauptstadt Frankreichs.

von dem Urtheile des Verfassers ab, daß wir ihm nicht zugestehen, sein Werk beantworte alle auf die Staatswirthschaft bezüglichen Fragen; denn das Einzige, was wir ihm zugestehen können, ist, daß er in Einem Werke alle die Fragen auseinander gesetzt hat, welche bisher in abgesonderten Schriften erörtert waren. Mit dieser Beschränkung hat er aus der Staatswirthschaftslehre, so wie seine Vorgänger ihm dieselben überliefert hatten, ein Ganzes gemacht, und dahin gewirkt, daß diese Wissenschaft leichter studirt werden kann.

Indeß ist man, wie Herr Say sehr richtig bemerkt, noch immer nicht einverstanden über alle Punkte. Die Erörterung ist also noch nicht geschlossen. Wir sind sogar der Meinung, daß diese Erörterung sich über das Ganze der staatswirthschaftlichen Lehren und nicht über die Einzelnheiten in denselben erstrecken müsse, weil man über die letzteren immer nur in sofern urtheilen kann, als man sie an die von den Urhebern befolgten Systeme knüpft.

In dieser Ueberzeugung wollen wir einige Haupt-Ideen des Herrn Say über die Klassen, aus welchen die Gesellschaft besteht, über den gesellschaftlichen Zweck oder den allgemeinen Vortheil, und endlich über die Regierungen beleuchten. Auf diese Weise werden wir das System dieses Staatswirthschaftslehrers nach seiner Ganzheit ins Licht stellen; denn wir werden zeigen, wie er die Gesellschaften und die Klassen anschaut, welche dieselben regieren.

1. „Produzent. Der, welcher durch seinen Fleiß, sein Kapital oder seinen Grundbesitz zur Hervorbringung eines Produkts beiträgt. Der Kapitalist und der Grundbesitzer werden Produzenten genannt.... Meh-

rere Schriftsteller versagen dem Kapitalisten und dem Grundbesitzer die Benennung des Produzenten.... Wie über viele andere Punkte, kann man auch über diesen einer beliebigen Meinung folgen. Das Wesentliche ist, daß man die Fragen richtig stellt, so daß Jeder weiß, wovon die Rede ist."

Wir dagegen glauben, daß es nichts weniger als gleichgültig ist, welcher Meinung man in dieser Sache folgt; wir glauben sogar, daß die Meinung entscheiden müsse. Grundeigenthümer und Kapitalist tragen offenbar durch ihr Eigenthum zur Hervorbringung bei; allein sie tragen dazu nicht auf dieselbe Weise bei, wie der, welcher arbeitet. Die Funktionen, welche diese drei Klassen von Individuen verrichten, sind nicht gleichartig, und können eben deshalb nicht durch ein und dasselbe Wort bezeichnet werden.

Die Auflösung der Gesellschaft in Produzenten und in Konsumenten ist fehlerhaft, wie wir schon anderwärts bemerkt haben. Der Unterschied, welcher die Menschen wirklich sondert, ist die Arbeit. Auf der einen Seite befinden sich diejenigen, welche von dem Produkt ihrer Intelligenz oder ihrer Hände leben; auf der andern die, welche eine ihnen von den Produzenten bewilligte Rente verzehren, für welche sie nicht die mindeste Arbeit verrichten. Wir werden sehen, welche Folgen es hat, daß man diese Wahrheit aus der Acht läßt.

2. „Konsument. Der, welcher den Werth eines Produkts zerstört, entweder, um ein zweites hervorzubringen, oder um seine Liebhabereien oder seine Bedürfnisse zu befriedigen. Jeder ohne Ausnahme ist Kon-

sument, weil Niemand leben kann, ohne zu verzehren. Der Vortheil des Konsumenten ist folglich der allgemeine Vortheil."

Nun freilich, wenn alle Welt Konsument ist, so ist der Vortheil der Konsumenten der allgemeine Vortheil; denn was kann man damit weiter sagen, als daß der Vortheil aller Welt der allgemeine Vortheil ist? Allein was hat man mit einer solchen Wahrheit gelernt? Nichts; gar nichts.

Der allgemeine Vortheil ist ohne Widerrede der Vortheil aller Welt; will man jedoch eine Definition geben, welche denjenigen, die auf den Entwickelungsgang der Völker einigen Einfluß haben, zum Leitstern dienen können: so muß ein wenig genauer angegeben werden, welches die Theile der Gesellschaft sind, deren Vortheil dem allgemeinen am besten entspricht, damit man ihre Entwickelung besonders begünstigen könne. Es scheint uns also nichts weniger als gleichgültig, daß unter einer und derselben Benennung der, welcher durch seine Arbeit etwas hervorbringt, mit demjenigen vermengt werde, welcher die Werkzeuge leihet, oder den Platz vermiethet, welche nothwendig sind zur Vollendung einer Arbeit. Die gesellschaftliche Wichtigkeit der ersten Klasse hat sich im Verlauf der Zeit vermehrt; die der letzteren Klasse hat dagegen vergleichungsweise abgenommen. Es ist demnach nothwendig, sie zu unterscheiden, um zu wissen, wessen Entwickelung man zu erleichtern hat.

Herr Say hat den von ihm begangenen Fehler sehr wohl gefühlt; so müssen wir zum wenigsten so urtheilen, wenn er sich folgendermaßen ausdrückt: „der unbestreit-

barste Reichthum ist der, welcher in unseren persönlichen Fähigkeiten enthalten ist; denn dieser ist keinem Andern gegeben. Auf ihn folgt sodann der Reichthum der Kapitalien; denn er ist ursprünglich durch Ersparung erworben und der, welcher ein Produkt ersparte, konnte durch dessen Verbrauch jedes andere Recht als sein eigenes auf dies Produkt zerstören. Das am wenigsten ehrenwerthe Eigenthum ist das Grundeigenthum; denn in den allerwenigsten Fällen beruht es auf etwas Anderm, als auf Beraubung durch List oder durch Gewalt."

Offenbar ist Herr Say mit uns der Meinung, daß das einzige Eigenthum, worauf man stolz seyn könnte, dasjenige ist, das man durch eigenen Fleiß, nicht durch Erbschaft oder durch Gewalt erworben hat. Der Unterschied, den er unter den Besitzthümern macht, ist dergestalt wichtig, daß er ihn hätte auf den Gedanken bringen sollen, es sei nöthig, einen unter den Besitzern zu machen und Unterabtheilungen festzustellen unter Solchen, welche durch ihre Arbeit, ihre Kapitalien und ihren Grundbesitz zur Hervorbringung mitwirken.

Nachdem wir gezeigt haben, aus welchem Gesichtspunkt Herr Say die Gesellschaft beobachtet und wie sie sich unter seinen Augen zusammensetzet, wird es nicht unnütz seyn, bei den großen Lehren zu verweilen, welche die Staatswirthschaft den Völkern zu geben berufen ist.

Auf folgende Weise beendigt Herr Say seinen kurzen Abriß der Staatswirthschaft:

3. „Wir haben uns überzeugen können, daß, im gesellschaftlichen Leben, die Antriebskraft nicht in der Regierung, sondern in den Regierten ruht; nur bei die-

sen ist der Gedanke, nur bei diesen ist die That.... Die Völker haben Ursache, sich für glücklich zu halten, wenn einige Strahlen ihres Lichts in die Köpfe derer übergehen, welche sie regieren.... Die Natur selbst hat die väterliche Gewalt geschaffen; die politische Gewalt ist eine Sache des Uebereinkommens.... In der bürgerlichen Gesellschaft ist nicht bloß die sittliche, sondern auch die physische Kraft auf Seiten derer, die man, nicht ohne Einfalt, Kinder genannt hat...."

Endlich findet man in der staatswirthschaftlichen Bibliographie, welche den Artikel der Enzyklopädie beschließt, folgende Stelle mit Bezug auf J. J. Rousseau. „Der Verfasser handelt (in seinem Artikel „Staatswirthschaft" in der ersten Enzyklopädie) nur von dem Staatsrecht, und betrachtet die gesellschaftliche Wirthschaft und die Produktion bloß in Beziehung auf die Hülfsquellen, welche beide dem Fiskus darbieten. Das ist, als wenn man beim Studium der Physiologie des menschlichen Körpers, darin nichts weiter sähe, als eine Vorrichtung zur Ernährung eines G e s c h w ü r s."

Sähe man in dem menschlichen Körper nichts weiter als eine Vorrichtung, bestimmt, die Thätigkeit des Gehirns oder des Magens zu unterhalten, so würde man unstreitig nicht das beste Mittel wählen, den Menschen physiologisch zu studiren; doch würde man zuletzt dahin gelangen, wenn man genau erforschte, wie alle Phänomenen, welche das Leben des Individuums in sich schließt, sich an das Gehirn oder den Magen knüpfen. Schwieriger würde das Problem seyn, wen der Zentral-Punkt, auf welchen man alle Thatsachen

zurückführen müßte, ein Geschwür wäre; und gerade hierin scheint uns die Vergleichung des Herrn Say durch eine gefährliche Uebertreibung zu sündigen. Mehr als einmal hat dieser Schriftsteller in seinem Werke auf ein physiologisches Studium des gesellschaftlichen Körpers gedrungen; und wir haben uns glücklich geschätzt, daß wir uns mit ihm auf demselben Boden befanden. Allein wir bekennen, daß, bei einem solchen Studium des menschlichen Geschlechts, es uns unmöglich ist, eine lange Reihe von Erfahrungen, zu deren Hervorbringung Jahrtausende erforderlich waren, so zu verallgemeinern, daß die Vergleichung in eine Aehnlichkeit der Regierungen mit einem Geschwür ausläuft. Wollte man in der Gesellschaft die Regierungen aufsuchen, welche hinter der Aufklärung der Völker zurückstanden, so würde es leicht seyn, Beispiele zu finden, wenn man bei großen Revolutionen stehen bliebe: allein Revolutionen sind glücklicher Weise Ausnahmen in dem allgemeinen Gange des menschlichen Geschlechts; und es würde gefährlich seyn, zu glauben, daß seine Fortschritte einzig und lediglich von solchen blutigen Katastrophen herrührten. Wenn die Begehrlichkeit der Regierenden ausreichte, um die Vergleichung des Herrn Say zu rechtfertigen: so würde sie vor allem anwendbar seyn auf England; und dennoch kann man vernünftiger Weise nicht annehmen, daß das englische Volk seinen Betriebsamkeitsvortheil eben so gut kennt, als ein Ministerium, das einen Huskisson und einen Canning zu Mitgliedern hat.

Die gesellschaftliche Leitung ist, im Gegentheil, im Großen genommen, immer auf eine, dem Zustande der Einsicht und der Erkenntniß, welche in den Massen verbreitet

waren, angemessene Weise ausgeübt worden. Ohne Zweifel haben Kinder aus Unwissenheit, und Jünglinge, die von heftigen Leidenschaften getrieben wurden, zu allen Zeiten anders gehandelt, als der von seinem Nachdenken und seiner Erfahrung geleitete Mann; allein auch die Regierungen unserer Zeit, wie groß ihre Gebrechen auch in mancher Hinsicht seyn mögen, misbrauchen die gesellschaftlichen Kräfte nicht so leichtsinnig, daß sie sich blindlings dem Ehrgeiz, dem Hasse, der Rachsucht hingeben und die Quellen verstopfen sollten, denen sie Daseyn und Wirksamkeit zu verdanken haben. Wie groß ist in dieser Beziehung der Unterschied zwischen den Regierungen der alten und der neueren Völker! Müssen die Gebrechen der alten Völker dem Geschwüre zugeschrieben werden, das sie verzehrte — sind ein Xerxes, ein Darius, ein Alexander, sämmtliche Imperatoren Roms, ein Dschingiskhan und so viele Andere verantwortlich für die Rasereien der Völker, die sie bewaffneten — hatten sie die Macht, diese Völker, gegen ihren Willen, zu Eroberern und Räubern zu machen: warum alsdann nicht auch annehmen, daß die friedliebenden Regierungen es sind, welche die Völker im Zustande des Friedens erhalten? Ein billiger Sinn führt durch sich selbst auf diese Voraussetzung; und man begreift nicht, wie ein Mann, der den gesellschaftlichen Körper physiologisch zu studieren vorgiebt, dazu kommt, die Völker so von ihren Regierungen zu sondern, daß daraus zwei verschiedene Wesen werden, von denen das eine nothwendig vollkommen, das andere eben so nothwendig verderbt ist.

Gewiß enthalten Herrn Say's staatswirthschaftliche Werke sehr viel schätzbare Bemerkungen; allein die Methode dieses Schriftstellers ist nicht über allen Tadel erhaben. In der Regel beginn er mit einer Definition des Gegenstandes, den er abhandelt, und läßt alsdann die Thatsachen in derjenigen Ordnung folgen, welche der gegebenen Definition am besten entspricht. Dies Verfahren ist für einen Mann, der den gesellschaftlichen Körper physiologisch zu studiren vorgiebt, nicht das richtige; denn es schließt alle Gebrechen der metaphysischen Methode in sich. Bei einem wahrhaft physiologischen Verfahren müßten die Thatsachen in derjenigen Ordnung vorangehen, welche die Abstufung des Allgemeinen zum Besonderen mit sich bringt, und die Definition müßte das Endergebniß dieser Ordnung seyn. Indem nun Herrn Say diese Methode durchaus fremd ist — wie könnte er vermeiden, die Thatsachen, welche er verarbeitet, in einem ganz falschen Lichte zu sehen, und zu Schlüssen zu gelangen, die durch ihre Sonderbarkeit eben so auffallen, wie durch ihre unbedingte Fehlerhaftigkeit!

Wahrlich, man hat es in dem physiologischen Studium der gesellschaftlichen Erscheinungen noch nicht weit gebracht, wenn man in einem Anfall von übler Laune — denn wie wär' es anders wohl möglich? — in den Regierungen lieber ein Geschwür, das die gesellschaftlichen Kräfte verzehrt, als eine Kraft sehen will, wodurch die Gesellschaft in der heilsamen Bewegung unterhalten wird, welche die Arbeit mit sich führt. Man kann zugeben, daß die Fortschritte, welche die Gesellschaft in ihrer Entwicke-

lung macht, wesentlich von den Regierten herrühren, weil diese die stärksten Aufforderungen dazu haben; aber folgt daraus auch nur das Mindeste für die Ueberflüssigkeit, oder wohl gar für die Verderblichkeit der Regierungen? Ist deswegen die Aufgabe, die gesellschaftliche Ordnung zu erhalten und zu befestigen, für die Regierungen weniger vorhanden? Wird diese Aufgabe dadurch nicht vielmehr erschwert? Gesteht man nun die Nothwendigkeit einer Regierung ein: wie kann man alsdann ihren wohlthätigen Einfluß auf die Vermehrung des National-Reichthums leugnen? Was würde aus diesem werden, wenn jener ganz wegfiele? Liegt es überhaupt in dem Gebiet des Möglichen, daß eine Regierung anhaltend stärkere Forderungen an die Regierten machen könnte, als diese zu befriedigen im Stande sind? Ist also das, was von übermäßiger und unerträglicher Steuerlast ausgesagt wird, nicht, mehr oder weniger, bloße Phrase, die von der Unbekanntschaft mit den wahren Ursachen der staatswirthschaftlichen Erscheinungen herrührt? Es ist unstreitig verzeihlich, wenn Personen, für welche alles, was die Wissenschaft der National-Wissenschaft angeht, bloße Vermuthung ist, über diesen Gegenstand ins Gelag hinein urtheilen; aber fällt diese Verzeihlichkeit nicht weg, wenn Männer, die sich zu Staatswirthschaftslehrern aufwerfen, wie Herr Say, die Regierung als ein bloßes Geschwür betrachten, das keine andere Bestimmung hat, als die Kräfte des gesellschaftlichen Körpers zu verzehren?

Wir würden, die volle Wahrheit zu gestehen, Herrn Say's übellaunige Aeußerung in dem von ihm herrührenden

den Artikel der fortschrittlichen Enzyklopädie minder ernsthaft aufgefaßt haben, wenn wir nicht bei jeder Gelegenheit bemerkt hätten, daß auch Deutschlands Staatswirthschaftslehrer nur allzu häufig in denselben Fehler verfallen sind, indem sie die gesellschaftlichen Erscheinungen lieber beherrschen, als genauer erforschen wollen, obgleich das erstere nur durch das letztere bedingt ist.

Wie steht es am Schlusse des Jahres 1828 um die Sache der Griechen?

Eigentlich sollte diese Frage anders ausgedrückt werden; denn was bis zum Jahre 1827 nur die Sache der Griechen in ihrem Verhältniß zu den Türken, ihren Beherrschern, war, ist seit der Seeschlacht bei Navarin, auf eine unverkennbare Weise, die Sache des westlichen Europa geworden: eine Sache, in welcher es sich um nichts Geringeres handelt, als um die Vertheidigung des von den Westeuropäern errungenen Zivilisations-Grades gegen die Barbarei, die sich neben demselben geltend machen möchte.

Als wir am Schlusse des Jahres 1827 unsere Betrachtungen über die Seeschlacht bei Navarin niederschrieben, leuchtete uns zweierlei als nothwendige Folge dieser Seeschlacht ein. Das Eine war, daß, da eine Regierung es eben so wenig in ihrer Gewalt hat, ihre Grundsätze und ihr ganzes Wesen zu verändern, wie ein Individuum, die türkische Regierung sich der an sie gestellten Forderung, hinsichtlich der Griechen ihre bisherigen Maximen zu verändern, standhaft versagen werde. Das Zweite war, daß Ein entscheidender Schritt den andern nothwendig macht; daß also die Verbündeten (England, Frankreich und Rußland), nachdem sie die Gewalt hatten eintreten lassen, vorausgesetzt, daß die türkische Regierung auf ihrem Eigensinn beharre, nicht zurückziehen und alles dem Zufall überlassen könnten, sondern das einmal angefangene Werk,

selbst um ihrer Ehre willen fortführen würden. Wir haben uns weder in dem einen, noch in dem andern Punkte geirrt: die türkische Regierung hat nicht nachgegeben, und der Krieg hat darüber eine Ausdehnung erhalten, welche am Schlusse des Jahres 1827, so wie sie eingetreten ist, nicht vorherzusehen war.

Ueberschaut man, was von den Verbündeten im Laufe des Jahres 1828 geleistet worden ist: so kann man sich nicht verbergen, daß es bedeutende Fortschritte in sich schließt. Die Franzosen sind in den unbestrittenen Besitz von Morea gekommen; die Russen sind über die Donau vorgedrungen und haben sich Varna's bemächtigt, und während dies im Norden des schwarzen Meeres geschehen ist, hat der General Paskewitsch, nach einem glücklich beendigten Kriege mit Persien, den von Xenophon beschriebenen Rückzug der 10,000 Griechen wiederholt, nicht ohne türkische Festungen auf dem asiatischen Festlande zu erobern und sich je mehr und mehr seinem Zielpunkte zu nähern, der kein anderer seyn kann, als die Hauptstadt des türkischen Reichs.

Man muß gestehen, daß dies ein Anfang ist, wie man ihn nur wünschen kann.

Gleichwohl fehlt es nicht an Köpfen, die sich und Andere bereden möchten, die Widerstandskraft der Türken werde alle, ihrem Reiche bevorstehenden Gefahren entfernen und die Entwürfe der verbündeten Mächte zu Schanden machen. Die Gründe, welche sie für ihre Meinung anführen, sind zum Theil von einer solchen Beschaffenheit, daß es der Mühe belohnt, darauf mit einiger Ausführlichkeit einzugehen.

Obenan wird die **Energie** des **regierenden Sultans** gestellt; man nennt Mahmud den Vierten einen Mann von Kopf, der hinreichend bewiesen habe, daß er großen Schwierigkeiten gewachsen sei . . . Nun wohl, dieser Sultan hat glücklich über den Widerstand der Janitscharen gesiegt. Was folgt daraus aber für sein Genie? Die mörderische Reform des Janitscharen-Korps war seit einem halben Jahrhundert vorbereitet, und wenn sie durch die Entgegengesetztheit der Heeresabtheilungen unter der Leitung eines Hussein-Pascha gelang, so läßt sich zwar nicht daran zweifeln, daß der Sultan seine Zustimmung zu diesem entscheidenden Werke gegeben habe, doch dürfte daraus noch nicht das Mindeste für die kriegerischen Tugenden Mahmuds des Vierten folgen. Wir sehen diesen Sultan seit dem Jahre 1826 einmal über das andere jenen Haderlumpen entfalten, den man die Fahne Mahomeds nennt; aber, indem er standhaft auf den Beistand des Fanatismus rechnet, wagt er nicht einmal auf Adrianopel vorzugehen. Anstatt von ihm geleitet zu werden, ist der Krieg in die Hände seiner Pascha's gelegt, die, ihren alten Gewohnheiten getreu, jede entscheidende Schlacht vermeiden, sich bis über die Ohren verschanzen und folglich alles auf bloßen Widerstand beschränken. Wo bleibt nun hier die Energie des Sultan's, der sich nicht von seinem Serail entfernt? Wäre er das, wofür er ausgegeben wird und würde er von dem Gemeingeist des türkischen Volks eben so unterstützt, wie mehrere seiner frühern Vorgänger: so würden die Russen sich durch ganz andere Gründe zum Rückzug nach der Donau bewogen gefühlt haben, als durch die, welche sie wirklich dahin zurückgeführt zu haben

scheinen. Man täusche sich doch nicht länger über einen solchen Punkt, wie die Energie eines Einzelnen ist! Mit aller Energie, die ihm wirklich eigen war, hat Napoleon Bonaparte sich gefallen lassen müssen, nach St. Helena zu wandern, als das französische Volk ihm seinen Beistand versagte. Mahmud der Vierte — was kann er erleben, wenn er von Seiten der Türken verlassen wird! Man rechnet viel zu sehr auf den Fanatismus dieses Volks. Vielleicht hat man ihn zu allen Zeiten übertrieben. Wie dem aber auch seyn möge: so haben sich alle Umstände für die Türken verändert, seitdem sie aufgehört haben, erobernd zu seyn. Ein Volk, das noch erst sein Glück machen soll, wird es nie an Leidenschaftlichkeit fehlen lassen, und von allen Hülfsmitteln der Eroberung ist der Fanatismus nur deßhalb das wirksamste, weil er über jede Schonung hinaussetzt. Anders verhält es sich mit einem Volke, das sein Glück gemacht, und keine Aussicht hat, dasselbe zu erweitern: ein solches Volk haßt jede Anstrengung, und legt selbst in die Vertheidigung nicht das Maß von Kraft, dessen es fähig ist. Lebt denn nicht eine Unzahl von Mohamedanern unter russischem Zepter, und wäre dies möglich, wenn Mohamedismus und Fanatismus eins und dasselbe wären? Kann demnach das türkische Reich unter den gegenwärtigen Umständen nur dadurch gerettet werden, daß Energie des Herrschers und Fanatismus des Volks sich einander entsprechen: so muß man mit Bedauern bemerken, daß die Wahrscheinlichkeit der Rettung sehr gering ist.

Die Türkenfreunde stützen jedoch ihre Hoffnungen zugleich auf die wesentliche Veränderung, welche, ihrer Vor=

ausſetzung nach, ſeit zwei Jahren im türkiſchen Militär vorgegangen iſt . . . Doch kann man ſich dieſe Veränderung als weſentlich denken? . . . Wahrlich es würde um weſteuropäiſche Disziplin, Taktik und Strategie nur allzu ſchlecht ſtehen, wenn dies Dinge wären, welche im Laufe weniger Jahre erworben werden könnten. Daß ſie das Produkt von Jahrhunderten ſind, hat ſich nicht auffallender gezeigt, als bei der letzten Eroberung des Pelopones. Ibrahim's Schaaren galten für ſolche, die, weil ſie in europäiſcher Weiſe diszplinirt waren, Europäern Widerſtand leiſten könnten. Was iſt geſchehen? Sie haben ſich, mit Ablehnung jeden Kampfes, auf die erſte Aufforderung ergeben, und ihr Anführer hat unſtreitig den Himmel gedankt, daß er, ſo wohlfeilen Kaufs, nach Alexandrien hat zurückkehren können. Der Individualismus, allen barbariſchen Heeren eigen, wird trotz allen Verſuchen, die zu ſeiner Verbannung gemacht werden, den türkiſchen Heerſchaaren noch lange eigen bleiben. Sein Gegenſatz, der Gemeingeiſt (esprit de corps), wie könnte er zum Vorſchein kommen, da den Türken noch alle die Mittel fehlen, die ihn allein ins Leben rufen können? Sofern alſo für die Fortdauer des türkiſchen Reichs auf die Veränderung gerechnet wird, die durch die verſuchte Einführung weſteuropäiſcher Disziplin in den türkiſchen Truppen hat bewirkt werden ſollen, dürfte die Erwartung ſehr ſchlecht begründet ſeyn. Die nächſte Feldſchlacht, wofern ſie Statt finden ſollte, würde jenem Reiche ein Ende machen.

Fühlend, daß ihre Wünſche eine ſchwache Grundlage haben, tröſten ſich die Türkenfreunde hauptſächlich mit der

kurzen Dauer des Bündnisses, das im Jahre 1827 zwischen England, Frankreich und Rußland zu Stande gebracht ist; Canning's Tod, meinen sie, werde dasselbe nur allzubald auflösen, und sei nur erst England ausgeschieden, so habe es keine Noth mehr mit der Rettung der Türkei . . . Ueber dem letzten Punkte mögen die Türkenfreunde nicht Unrecht haben. Doch wie will England mit Ehren einem Bündnisse entsagen, dessen Urheber es ist — einem Bündnisse, das ganz unstreitig nach vielseitiger Ueberlegung geschlossen worden ist, und bei dessen Stiftung das brittische Kabinet sich seiner Absichten klar bewußt seyn mußte? Die Türkenfreunde antworten: das brittische Volk wird seine Regierung zur Entsagung zwingen und es wird daran wohlthun, weil in dieser Entsagung das einzige Mittel enthalten ist, das europäische Gleichgewicht zu retten . . . Wir wissen nicht, was dem brittischen Volke in Bezug auf seine Regierung gelingen kann, und was nicht; das aber glauben wir zu wissen, daß es gegen seinen Vortheil handeln würde, wenn es sich der Türken gegen die Russen annähme. Handel mit Handel verglichen, ist der, den England mit Rußland treibt, gewiß dreimal wichtiger, als der, den es mit den Türkei führt; von dieser Seite hat also John Bull keine Ursache seine Regierung von einer Koalition zu sondern, die von ihr selbst herrührt. Was nun das liebe Gleichgewicht betrifft, auf welches man, aus alter Gewohnheit, immer wieder zurückkommt: so sollten die eifrigen Türkenfreunde doch endlich darüber zurecht finden, daß diese Idee zu den verbrauchten gehört, die nach allem, was in den letzten vierzig Jahren geschehen ist, ihre Wirksamkeit verloren haben. Der Name „Türkei“ könnte

auf der Charte von Europa und Asien verschwinden, ohne daß dadurch irgend eine Störung in den europäischen Verhältnissen bewirkt würde; ja es läßt sich denken, daß durch die Auflösung der Türkei alle westeuropäischen Verhältnisse aufs Wesentlichste verbessert würden: ein Fall, der am wenigsten dann ausbleiben könnte, wenn Rußlands Haupt-Interessen in Süd-Osten gegründet wären.

Der letzte Trost der Türkenfreunde ist der allgemeine Krieg, von welchem sie glauben, daß er nicht ausbleiben werde, sobald die Sache der Osmanen in noch größere Gefahr gerathe . . . Wiederum eine Voraussetzung, die sehr wenig für sich hat, weil darin alles auf Analogien beruht, die der Vergangenheit angehören, und keine Anwendung auf die Zukunft zulassen! Wer die politische Lage Europa's kennt, und folglich zu beurtheilen weiß, was dazu gehört, daß die etwa bevorstehende Theilung der Türkei einen allgemeinen Krieg herbeiführe, kann sich nur, wo nicht für die Unmöglichkeit, doch für die hohe Unwahrscheinlichkeit einer solchen Erscheinung erklären. Wir unterdrücken, was wir darüber sagen könnten, und begnügen uns, den Türkenfreunden zu sagen, daß, in unserer Ansicht, das türkische Reich in dieser Voraussetzung am wenigsten würde gerettet werden, weil man die Entschädigungen von ihm würde hernehmen müssen.

In den Betrachtungen über die Seeschlacht bei Navarin haben wir auseinandergesetzt, wie das, was gegenwärtig in der Türkei vorgeht, mit dem Entwickelungsgange der westeuropäischen Staaten in der engsten Verbindung steht, und wie die Unabhängigkeit der ehemals spanischen und portugiesischen Kolonien von den Bestim-

mungen der Mutterländer den Westeuropäern keine andere Wahl läßt, als auf den Osten zurückzuwirken, den sie seit drei Jahrhunderten nur allzu sehr vernachlässigt haben. Der Zweck dieser Zurückwirkung kann kein anderer seyn, als der europäischen Welt diejenige Einheit zurückzugeben, die seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts durch das Eindringen der Türken in Europa, vorzüglich aber durch die Eroberung von Konstantinopel, verloren ist. Es leidet keinen Zweifel, daß die Türken, wenn sie in dem angegebenen Zeitraum sich europäischen Gesetzen und Sitten anbequemt hätten, dem ihnen bevorstehenden Schicksal entgangen seyn würden; da sie aber Türken geblieben sind, d. h. da sie alles verschmäht haben, was sie in der Zivilisations-Bahn weiter führen, und mit den Westeuropäern in Harmonie setzen konnte: so unterliegen sie zuletzt nur dem Ausspruch des horazischen Ofellus, wenn dieser sagt:

— Propriae telluris herum natura neque illum,
Nec me, nec quemquam posuit.

Ihre letzte Stunde hat geschlagen. Dasselbe Schicksal, das durch sie über das östliche Römerreich gebracht wurde, ist gegenwärtig über sie selbst gekommen; und so wie jenes Reich zuletzt nur seiner eigenen Schwäche unterlag, so werden auch sie nur ihrer eigenen Schwäche unterliegen.

Auf drei Seiten — im Süden, im Norden und im Osten — angegriffen, wohin können sie sich wenden, um dem Verhängniß zu entrinnen, von welchem sie bedroht sind? Wenn der diesjährige Feldzug kein glänzenderes Resultat gegeben hat: so scheint die wahre Ursache davon keine andere gewesen zu seyn, als daß das russische Heer

nicht stark genug gewesen ist, um nach dem Uebergange über die Donau, zugleich die Festungen zu blockiren und nach Adrianopel vorzudringen. Auf diese Weise ist Zeit und Kraft zugleich verloren gegangen. Indeß haben die Russen Varna erobert: ein Punkt von großer Wichtigkeit, weil er die Unternehmungen des kommenden Jahres ungemein erleichtert. Während nun Paskewitsch je mehr und mehr nach dem Westen vordringt und sich Konstantinopel nähert, ist durch die vereinten Anstrengungen der Franzosen und Engländer Morea erobert, und in allen seinen Theilen von Arabern und Türken gesäubert worden. Wird es dabei sein Bewenden haben? Diese Frage beantwortet sich am besten durch eine zweite, namentlich durch die Frage: was ist Morea in Beziehung auf Griechenland, das von dem türkischen Joche befreit werden soll? Die Beantwortung dieser Frage bringt nichts so sicher mit sich, als die successive Eroberung der Hauptinseln des Archipelagus. Wir dürfen uns also nicht darüber wundern, daß das französische Heer in diesem Augenblick verstärkt wird. In welcher Reihefolge die Eroberung der griechischen Inseln von Statten gehen werde, ist kaum ein Gegenstand der Erforschung. Höchst wahrscheinlich wird man mit Negroponte (dem alten Euböa) den Anfang machen, und sobald diese Insel in den Händen der Verbündeten seyn wird, werden die Türken Bedenken tragen, noch länger in Athen und in dessen Akropolis zu verweilen. Lepanto (das alte Naupaktus), Mytilene, Rhodos, Chios, Kandia, Zypern — wie könnten sie den Verbündeten zu Theil werden, ohne die Türken des festen Landes in eine immer größere Verlegenheit zu bringen? Rücken nun die Russen

gleichzeitig im Norden und im Osten vor — wie will der Sultan, oder, wenn man ihn ganz aus dem Spiele lassen muß — wie will der Divan seinem Vorsatze, sich in keinen Vertrag auf Kosten des türkischen Reichs einzulassen, getreu bleiben? Die Unabhängigkeit der Griechen wird zuletzt das kleinste Opfer seyn, das er darzubringen hat. Wir nehmen hierbei an, daß im türkischen Reiche selbst nicht etwas vorgeht, wodurch alles beschleunigt wird, was dessen Regierung abzuwenden bisher beflissen gewesen ist, und wirklich abgewendet hat: eine Voraussetzung, für welche nichts spricht, weil die verborgenen Kräfte — sie, deren Wirkungen in der Regel durch Zufall bezeichnet werden — nicht aufhören thätig zu seyn, blos weil sie unbeachtet bleiben. Was würde z. B. in Konstantinopel geschehen, wenn es den Russen gelingen sollte, ohne Feldschlacht (oder auch mit dieser) bis nach Adrianopel vorzugehen? . . .

Kein Eigensinn ist so stark und unbedingt, daß er alle Berechnung ausschließen sollte. Es läßt sich also wohl denken, daß auch die türkische Regierung, im unwiderstehlichen Drange der Umstände, mit Friedensanträgen hervortreten, und ihr verlängertes Daseyn durch Konzessionen aller Art erkaufen könnte. Allein was würde sie dadurch gewinnen? Ihre Lage würde in jedem Betracht verschlimmert, ihr Wesen aber von keiner Seite verbessert seyn. Sie selbst würde in eine Unruhe gerathen, die ihr keine andere Wahl ließe, als den nicht-beendigten Kampf von neuem zu beginnen. Was man gemeinhin Garantien nennt, ist ohne alle Kraft, wenn es an der Fundamental-Garantie fehlt, die immer nur in der Uebereinstimmung

der Institutionen und Gesetze bestehen kann. Da es nun nicht denkbar ist, daß diese Uebereinstimmung plötzlich und wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen werde: so ist auch nicht auf ein bleibendes Verhältniß mit der türkischen Regierung zu rechnen. Ihre organische Schwäche, die nicht Knall und Fall in Stärke verwandelt werden kann, ist ihr eigenes größtes Hinderniß. Wohin hat der Traktat von Buchareſt geführt? Zu einem neuen Kriege. Wodurch? Dadurch, daß die Stipulationen dieses Traktats von Seiten der türkischen Regierung nicht erfüllt wurden, weil sie keine Macht über diejenigen ausübte, die sie ihre Unterthanen nannte. Allerdings hatte Rußland die Zurückgabe der längs den Küsten von Mingrelien und Abbasien im letzten Kriege eroberten Festungen versprochen; doch war dies unter der Bedingung geschehen, daß die türkischen Besatzungen nicht länger jene muhamedanischen Völkerschaften unterstützen sollten, welche das russische Gebiet durch ihre Raubzüge beunruhigten, und eingefangene russische Unterthanen als Sklaven verkauften. Diese Bedingung nun wurde, selbst nach der Zurückgabe von zwei dieser Festungen so wenig erfüllt, daß, nach Yermoloffs Meldungen, das vorhandene Uebel, seit der Ankunft türkischer Mollahs unter jenen Völkern, noch zugenommen hatte. Die russische Regierung verweigerte also die Zurückgabe der übrigen Festungen, um sich vor Räubereien zu sichern, welche zu verhindern die Pforte entweder nicht die Kraft oder nicht den Willen hatte; und so entstand der neue Krieg, worin wir gegenwärtig beide Mächte befangen sehen. Würde nun der Erfolg des nächsten Friedensschlusses, wenn, was unfehlbar scheint, die Pforte

dadurch zu neuen und zwar zu sehr bedeutenden Abtretungen genöthigt werden sollte, ein besserer seyn? Die, welche alles Völkerrecht auf die buchstäbliche Erfüllung zu Stande gebrachter Traktaten gründen, vergessen in der Regel, daß die Beschaffenheit dieser Traktaten sich in den wenigsten Fällen mit einem bleibenden Frieden verträgt, und daß die Uebereinstimmung der Einrichtungen und Gesetze das Einzige ist, worauf sich bleibende Verhältnisse bauen lassen. Dies nun als Basis angenommen, würde jede Verminderung, welche die Pforte theils in ihrem Gebiete, theils in ihrer Bevölkerung litte, nur zu neuen Kriegen führen; und diese Wirkung würde nothwendig so lange fortdauern, bis auch der von ihr übrig gebliebene Theil wahrhaft europäisirt, d. h. enttürkisirt wäre. Dies würde zum wenigsten der naturgesetzliche Gang in dieser wichtigen Angelegenheit seyn.

Welche Aussicht, wenn man dabei annehmen soll, daß es außer der Uebereinstimmung der gesellschaftlichen Einrichtungen und Gesetze noch andere achtungswerthe Grundlagen des Völkerrechts gebe! Wie viel haben sich die westeuropäischen Regierungen im Laufe der drei letzten Jahrhunderte von der hohen Pforte gefallen lassen müssen, was, ohne je gerechtfertigt zu seyn, nur durch die abweichende Sitte entschuldigt werden konnte, indem man sich gegen das Barbarische in derselben gleichsam verhärtete! Seit wie lange hat die türkische Regierung aufgehört, Friedensboten, deren Sendung beendigt war, in die sieben Thürme einzusperren, um in ihnen Geiseln zu haben? Unterwirft sie nicht noch immer die Zulassung eines Gesandten den lästigsten Formalitäten? Und schaut sie in

ihrem Barbarenstolze nicht auf alle westeuropäischen Regierungen als auf Schwächlinge herab, die sich jede Demüthigung gefallen lassen müssen, welche sie auszuüben für gut befindet? Dies alles ist ein Beweis, daß sie nicht zur europäischen Welt paßt, und daß diese keine andere Verbindlichkeiten gegen sie hat, als die der Menschlichkeit und der allgemeinsten Gerechtigkeit. Zu allen Zeiten konnte sie keinen anderen Wunsch in Beziehung auf die Türkei nähren, als daß diese ihre Sitten und Gebräuche annehmen möchte; da dies aber während eines Zeitraums von mehr als drei Jahrhunderten nicht einmal in der Annäherung erfolgt ist, wie kann man es ihr verargen, daß sie, um künftigen Demüthigungen und Beleidigungen auszuweichen, die Axt an die Wurzel legt und ihre Vorrechte geltend macht? Entweder die westeuropäische Zivilisation ist eine bloße Chimäre, der keine Wirklichkeit entspricht, oder sie ist eine Realität, gegen welche sich nichts einwenden läßt. Im ersteren Falle würde sie eben so kraft- als empfindungslos seyn, und gar nicht auf den Gedanken gerathen können, sich gegen Unkultur und Barbarei aufzulehnen. Im letzteren Falle thut sie nur, was zu ihrem Wesen gehört, wenn sie sich überträgt und ausbreitet. Dies durchzuführen, ist lediglich ihre eigene Angelegenheit, ohne daß es ein Höheres giebt, von welchem sie über die Art und Weise der Durchführung Vorschriften annehmen könnte. So oft derselbe Fall vorhanden war — und wer zweifelt wohl daran, daß er mehr als einmal vorhanden gewesen sei? — hat sich die Sache, ohne fremdartigen Beistand, gemäß der ihr innewohnenden Kraft gemacht; und dies giebt die Wahrscheinlichkeit, daß sie sich

auch in dem Verhältniß des westlichen Europa zur Türkei auf gleiche Weise machen werde.

Sollte also auch — was nicht unmöglich ist, da die Erfolge kriegerischer Unternehmungen nicht selten von Dingen abhangen, die kein menschlicher Verstand in seine Gewalt bekommen kann — sollte also auch, sag' ich, der eine oder der andere Waffenstillstand eintreten, und selbst zu Friedensschlüssen führen: so würden die Türken davon doch nur sehr vorübergehende Vortheile einerndten; denn diese Friedensschlüsse würden, wie alle, die seit einem Jahrhundert mit ihnen zu Stande gebracht sind, mit neuen Abtretungen verbunden seyn, so daß ihre politische Lage immer beengter und peinlicher würde, gerade wie die Lage der Oströmer, die unter den letzten Comnenen auf den Besitz von Konstantinopel beschränkt waren. Es ist aber nicht einmal die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß es in diesem Kampfe der Zivilisation mit der Barbarei wesentliche Stillstände und durch Friedensschlüsse hervorgebracht Pausen geben werde. Der Kampf selbst nämlich ist auf eine Weise organisirt, daß die Fortschritte der Verbündeten nicht ausbleiben können. Welche Ursachen könnten wohl die Verbündeten haben, sich zu entzweien, da ihr Ziel nothwendig eins und dasselbe ist, und nur dadurch erreicht werden kann, daß sie in Uebereinstimmung handeln? Im nächsten Jahre muß sich zeigen, wie viel für die Erreichung des Endziels, das in diesem Kriege verfolgt wird, selbst durch die Unfälle geleistet worden ist, welche die russische Macht bei Schumla und bei Silistria gelitten hat; denn es verträgt sich mit keinem Zweifel, daß Rußlands Einwirkungen auf die Türkei auf eine indirekte Weise die

Grundlage der Triumphe sind, welche die Verbündeten im Archipelagus vielleicht zu feiern haben werden.

Was die Griechen betrifft, so halten wir noch immer die Meinung fest, daß ihre Befreiung vom türkischen Joche ihre Unabhängigkeit und Selbstständigkeit weder in sich schließen werde, noch in sich schließen dürfe. Welche Anlagen dies geistreiche Volk auch haben möge, so fehlen ihm doch die Mittel zu einer vorhaltigen Organisation in einem so hohen Grade, daß man es sich nicht selbst überlassen kann, ohne es noch unglücklicher zu machen, als es jemals unter dem türkischen Säbel gewesen ist. Man wird sich seiner also dahin annehmen müssen, daß man ihm die nöthigen Organisations-Mittel reicht, was nicht geschehen kann, ohne die hohe Meinung zu zerstören, die es von seiner Intelligenz zu haben scheint. Um in der Kenntniß dessen, was zur Erhaltung des gesellschaftlichen Friedens erforderlich ist, mit den Westeuropäern auf gleiche Linie zu kommen, müssen diese Abkömmlinge großer Vorfahren noch durch eine strenge Schule gehen. Diese nun wird nicht ausbleiben, wenn man den Gedanken festhält, ein neues Griechenland zu konstituiren, dessen Gränzen von Prevesa bis nach Valo reichen, und zwar so, daß die Inseln Samos, Chios und Pathmos nicht zu Griechenland gehören, sondern den verbündeten Mächten zu Theil werden sollen. Immer wird es, bei der Zerrissenheit des griechischen Territoriums, große Schwierigkeiten haben, den Griechen den Charakter zu geben, der ihnen zu allen Zeiten gefehlt hat: den Charakter der Einheit. Dennoch dürfte es allzu frühzeitig seyn, wenn man jetzt schon bestimmen wollte, was zu Griechenland geschlagen werden

soll

soll, und was nicht. Der Krieg mit der Pforte ist noch nicht beendigt; und die Begebenheiten dieses Krieges können Maßregeln nothwendig machen, an welche in dem gegenwärtigen Augenblick Niemand denkt. Beklagenswerth würde es seyn, wenn der Ausgang des Krieges zu solchen Zerstückelungen führte, welche in Widerspruch träten mit der großartigen Idee, die bisher der Befreiung Griechenlands zum Grunde gelegen hat. Doch auch in dieser Hinsicht darf man den berichtigten Einsichten des neunzehnten Jahrhunderts vertrauen.

Ueber Zentral-Märkte.

Wie sind die Zentral-Märkte entstanden? Wie haben sie sich im Verlaufe der Zeit zu dem ausgebildet, was sie gegenwärtig sind? Und unter welchen Bedingungen können sie der Zukunft angehören?

Dies sind die Fragen, deren Beantwortung die Tendenz dieses Artikels ist.

William Robertson macht in seinen „Untersuchungen über Indien in älteren Zeiten" folgende Bemerkung.

„Der Mensch hat in allen seinen Unternehmungen eine wunderbare Geschicklichkeit, selbst mit solchen Handlungen, deren Zweck rein geistlich zu seyn scheint, einige Aufmerksamkeit auf seinen Vortheil zu verbinden. Die Karavanen der Mahomedaner, welche, den Vorschriften ihrer Religion gemäß, den heiligen Tempel zu Mekka besuchen, bestehen nicht blos aus andächtigen Pilgern, sondern zum Theil aus Kaufleuten, die, sowohl bei der Hin- als bei der Herreise, mit einem solchen Sortiment von Waaren versehen sind, daß sie einen beträchtlichen Handel treiben können. Selbst die indischen Fakire, von denen man glauben möchte, daß ihr unsinniger Enthusiasmus sie über alle Angelegenheiten dieser Welt weit hinaussetze, haben doch ihre häufigen Pilgerschaften zu ihrem Vortheil benutzt; sie handeln in jedem Lande, durch welches sie kommen. Eben so wenig bewog die Andacht allein die zahlreichen Schaaren der christlichen Pilger, Jerusalem zu besuchen: bei

vielen von ihnen war Handel der Hauptbeweggrund, weßhalb sie diese ferne Reise unternahmen; und indem sie europäische Produkte gegen die schätzbaren asiatischen, besonders die indischen, vertauschten, die man damals in allen Theilen des Gebiets der Kaliphen verbreitet fand, bereicherten sie sich selbst und versahen ihre Landsleute auch von dieser Seite in solcher Menge mit Waaren des orientalischen Luxus, daß ihr Geschmack daran noch allgemeiner und leidenschaftlicher wurde."

In einer minder theologischen Ansicht von den Erscheinungen der Gesellschaft würde sich William Robertson, wie wir glauben, über diesen Gegenstand anders ausgedrückt haben. Es hätte ihm nämlich in einer philosophischen Ansicht von diesen Erscheinungen nicht entgehen können, daß das menschliche Geschlecht in allen Perioden seines Daseyns in einander zu fließen gestrebt hat, und daß, wie verschieden es auch über diesen Hauptzweck urtheilen mochte, doch das Mittel, um zu demselben zu gelangen, nicht füglich ein anderes seyn konnte, als Tausch, Handel, Verkehr, oder welches andere Wort wir gebrauchen mögen, um das Geben und Nehmen auszudrücken, wodurch die menschliche Gesellschaft allein besteht. Wie weit wir auch an der Hand der Geschichte in die Vergangenheit zurücktreten mögen: überall bemerken wir, daß die Absonderungen, wodurch einzelne Theile des menschlichen Geschlechts eine gewisse Individualität zu bewahren versuchten, zuletzt dem unwiderstehlichen Bedürfniß nach Handel und Verkehr weichen mußten, sobald dies Bedürfniß den nöthigen Grad von Stärke erhalten hatte. In einer höheren Ansicht von den gesellschaftlichen Erscheinungen läßt sich selbst von den

erobernden Völkern sagen, daß sie nie einen anderen Zweck verfolgt haben, als die Hindernisse fortzuschaffen, die sich dem freien Verkehr entgegenstellten; denn von dem Augenblick an, wo dieser Zweck erreicht war, ruheten die Waffen, und an die Stelle der kriegerischen Thätigkeit trat eine andere, deren einziges Ziel eine solche Organisation der vergrößerten Gesellschaft war, womit sich ein allgemeineres Wohlseyn vertrug. So urtheilt man über die kriegerischen Unternehmungen der Römer; so urtheilt man gleichmäßig über die Unternehmungen der Araber und anderer Völker, die in noch späterer Zeit die Bahn der Eroberung beschritten haben. Mit keiner Art von Sicherheit läßt sich in dem gegenwärtigen Augenblick vorhersagen, in welcher Individualität das großbritannische Reich nach zwei bis drei Jahrhunderten dastehen werde; allein, welcher Art die großen Veränderungen, denen es unaufhaltbar entgegen geht, auch seyn mögen, immer kann, wenn nicht alle Analogie trügt, das letzte Resultat derselben kein anderes seyn, als daß das menschliche Geschlecht, nach Ablauf der festgestellten Periode, mit sich selbst in einen engeren und innigeren Zusammenhang gebracht seyn wird, was wiederum nicht geschehen kann, ohne daß, gerade wie vor etwa zwei Jahrtausenden, alle jetzt noch geltenden Lehren und politischen Systeme einen anderen Charakter angenommen haben werden.

Allein worauf beruht in letzter Auflösung dieses Streben des menschlichen Geschlechts, in einander zu fließen und ein Ganzes zu bilden?

Von allen Bewohnern der Erde ist, wie Adam Smith sehr richtig bemerkt hat, der Mensch der einzige, welcher

Tausche macht. Zwar sieht man gewisse Thiere Arbeiten verrichten, die einen gemeinschaftlichen Zweck haben, während andere Thiere sich um den Besitz dessen schlagen, was sie nicht entbehren und nicht theilen können; allein nichts kündigt an, daß sie Austauschungen machen. Die Ursache dieser Erscheinung ist unstreitig keine andere, als daß sie auf der einen Seite keinen deutlichen Begriff vom Eigenthum haben, und folglich auch nicht glauben, daß es möglich sei, ein Recht zu haben an Etwas, das sie nicht wirklich besitzen, und daß es ihnen, auf der andern, an einer Sprache fehlt, die entwickelt genug wäre, um ausdrückliche Verträge zu schließen. Beide Unvollkommenheiten entspringen aus einer Organisation, welche nichts so sicher mit sich bringt, als daß sie ihre Begriffe nicht hinlänglich sondern können, weder um sie zu verallgemeinern, noch um sie im Einzelnen und unter der Gestalt eines Satzes auszudrücken. Der Mensch hingegen, welcher alle die Mittel vereinigt, die den Thieren fehlen, und dessen Bedürfnißkreis eben deßwegen weniger geschlossen ist, wird durch beides geneigt, Verträge mit seines Gleichen einzugehen. Wie man sich aber sein Wesen auch auflösen mag: immer springt die Thatsache hervor, daß er Tausche macht, während die Thiere keine machen; und würde man Unrecht haben, wenn man hieraus den Schluß ziehen wollte: „der Mensch lebe in Gesellschaft, weil er Tausche zu machen fähig sei, das Thier aber lebe nicht in Gesellschaft, weil ihm diese Fähigkeit abgehe?" Auffallend ist zum Wenigsten, daß da, wo Austausch, Handel und Verkehr wegfallen, aus der Gesellschaft sogleich eine Heerde wird — ein bloßer coetus, der, indem seine Glieder sich nichts

streitig machen, Jahrtausende hindurch denselben Entwikkelungsgrad bewahrt.

Wir wollen versuchen die Sache ins Klare zu setzen, und uns dabei eines Führers bedienen, der jedes Vertrauens würdig ist.

Derselbe Adam Smith, dessen wir eben gedacht haben, hat drei andere Wahrheiten ausgesprochen, welche, so oft es sich um eine Erklärung der gesellschaftlichen Erscheinungen handelt, nicht aus der Acht gelassen werden dürfen. Die erste ist, „daß unsere Kräfte (geistige und physische zusammengenommen) unser einziges Ureigenthum sind, und daß die Anwendung dieser Kräfte unseren ursprünglichen Reichthum bildet." Die zweite ist, „daß dieser Reichthum, vermöge einer Theilung der Arbeit auf eine unberechenbare Weise anwächst, d. h., daß in dem Maße, worin sich jedes Mitglied der Gesellschaft ausschließend auf eine Gattung von Arbeit legt, diese unvergleichbar schneller, vollkommner und ergiebiger wird." Die dritte endlich ist, „daß diese so wichtige und so wünschenswerthe Vertheilung der Arbeit nur möglich wird durch Austauschungen, und in Verhältniß ihrer Zahl und ihrer Leichtigkeit." Jede dieser schönen Entdeckungen verdient, daß man bei ihr verweile. Wir bleiben jedoch bei der letzten stehen, weil sie die vorzüglichste Nützlichkeit des Handels in sich schließt, die nämlich, welche man in allen Fällen als die wesentlichste seiner Eigenschaften, und als den ersten der von ihm herrührenden Vortheile betrachten kann.

In seinem ersten Anfange vollzieht sich der Handel unmittelbar, d. h. ohne Mittelspersonen. Wer also etwas zu verkaufen hat, sieht sich genöthigt, einen Käufer zu

suchen; und wer etwas zu kaufen hat, muß einen Verkäufer finden, wenn er seinen Zweck erreichen will. Mit Einem Worte: wer einen Tausch machen will, muß in dem ursprünglichen Zustande der Gesellschaft die Mühe übernehmen, den zu suchen, mit welchem er tauschen kann. Doch bald entsteht, vermöge der Theilung der Arbeit, eine besondere Klasse von Menschen, deren einziges Gewerbe ist, den Austausch dadurch zu erleichtern, daß sie den Austauschern diese Mühe ersparen. Diese Klasse ist unter der allgemeinen Benennung von Kauf- oder Handelsleuten bekannt; und so wie die Theilung der Arbeit, und mit ihr der Volksreichthum zunimmt, entstehen in ihr Abtheilungen, nach welchen man Großhändler, Kaufherren, Krämer, Makler, Kommissionäre und andere Handels-Agenten von einander unterscheidet, weil jeder von ihnen eine besondere Verrichtung übernommen hat, wodurch er dem Handel dient. Für den Zweck, den wir hier verfolgen, wird es hinreichen, sie in Masse zu betrachten. Wir bemerken also nur Folgendes.

Handelsleute sind vermöge der Bestimmung, die sie sich selbst gegeben haben, jeden Augenblick bereit zu kaufen, wenn jemand verkaufen will; und sie sind eben so bereit zu verkaufen, wenn jemand kaufen möchte. Indem sie die Genuß- und Verbrauchsmittel von dem einen Ort nach dem andern versetzen, findet, vermöge dieser ihrer Mühewaltung, jeder das, was er besitzen möchte, und was er, wenn jene nicht wären, sich nur mit einem großen Aufwande von Zeit und Kraft verschaffen könnte, sogleich, und gleichsam vor seiner Thüre. Die Arbeit der Handelsleute ist also nützlich; sogar in einem sehr hohen Grade

nützlich. Eben deßwegen nun muß sie ihnen einen angemessenen Lohn gewähren. Diesen aber verschaffen sie sich ohne Mühe dadurch, daß man lieber wohlfeiler in seinem eigenen Hause verkauft, als daß man sich entschließet, Waaren in eine weite Entfernung zu bringen, und daß man lieber theurer vor seiner Thür kauft, als daß man seinen Wohnsitz verläßt, um das zu suchen, was man gern haben möchte. Die Belohnung der Handelsleute beruht demnach darauf, daß sie wohlfeil einkaufen und theuer verkaufen. Sie können jedoch diese Belohnung um so mehr beschränken, je leichter und sicherer die Kommunikationen sind: denn dadurch werden die Kosten und die Gefahren verringert. Noch ein anderer Umstand entscheidet über höhere und niedrigere Preise. Sind die Handelsleute seltener, so übertreiben sie ihre Gewinne; sind sie dagegen zahlreicher, so begnügen sie sich mit weniger, um den Vorzug zu erhalten. Hierin sind sie allen Arbeitern gleich. Groß oder gering aber, wie ihr Gewinn seyn möge: immer ist er nur auf Kosten der Tauschenden erworben, und zwar mit dem Umstande, daß er für diese von geringerem Werthe ist, als die Mühe, welche er ihnen erspart. Die Tauschenden gewinnen bei diesem Opfer wenigstens im Allgemeinen; und der Beweis liegt darin, daß sie es beinahe immer vorziehen, sich dieser Zwischenhändler zu bedienen.

Eine Erörterung der Nützlichkeit des Handelsstandes führt nothwendig zu einer zweiten Erörterung, deren Gegenstand das Geld ist; doch werden wir unsere Bemerkungen über diesen Gegenstand in dem möglich-engsten Raum zusammendrängen.

Wie die Kaufleute dem Handel als Agenten dienen, so dient das Geld ihm als Werkzeug. Handel kann ohne dies Werkzeug und ohne jene Agenten getrieben werden, wie wir oben gesehen haben; allein beide erleichtern und beleben ihn. Das Geld ist Waare, wie alles, was einen Werth hat. Als Waare nun hat das Geld einen natürlichen Werth und einen Kaufwerth; jener ist kein anderer, als der Werth der Arbeit, welche erforderlich ist, um edles Metall dem Schooße der Erde zu entziehen und zu gestalten; dieser ist der Werth der Sache, die man anbietet um Geld zu erhalten. Allein diese Waare hat noch das Besondere, daß sie unveränderlich ist, so daß man sie aufbewahren kann, ohne Verderb und Verschlechterung befürchten zu dürfen; daß sie ferner, wenn sie rein ist, dieselbe Qualität hat, so daß man sie immer mit sich selbst vergleichen kann, ohne alle Ungewißheit ihres Werths; daß sie endlich sehr vielfacher, sehr richtiger, sehr beständiger Eintheilungen fähig ist, so daß sie sehr bequem ist für die Eintheilungen aller übrigen Waaren, von der kostbarsten bis zur gemeinsten, von den kleinsten Massen bis zu den größten. Wahrlich recht viel Vorzüge, um der gemeinschaftliche Vergleichungs-Term aller Werthe zu werden! Auch geschieht dies wirklich; und sobald das Geld Vergleichungs-Term geworden ist, kann es seinen Werth nicht, wie eine andere Waare, häufig und ohne Maß verändern — nicht zu einer Zeit zu sehr und zu einer andern zu wenig gesucht werden. Es kann ferner seinen Preis nur wenig und nur sehr allmählig verändern, je nachdem es mehr oder weniger selten ist. Ein großer Vorzug sobald es sich um Aufbewahrung handelt! Wer demnach

etwas besitzt, was er nicht gebraucht, ist, um es loszuschlagen, nicht mehr genöthigt, so lange zu warten, bis er Gelegenheit findet, seinen Ueberfluß gegen etwas Nothwendiges zu verkaufen: vorausgesetzt, daß er Geld findet, nimmt er es, weil er versichert ist, daß er sich mit diesem Gelde alles verschaffen kann, was er besitzen will, vorzüglich, wenn es Kaufleute giebt, die bereit sind, alles zu verkaufen. Im Uebrigen ist das Geld eben so wenig die Totalität unserer Reichthümer, als die Handelsleute die Totalität unserer Austauscher sind. Das eine ist Werkzeug, die andern sind Werkleute, welche dem Handel dienen, aber nicht das Wesen des Handels ausmachen. Damit der Handel von Statten gehe, bedarf es dieses Werkzeugs und dieser Werkleute; allein es bedarf ihrer nicht weiter. Befindet sich also in einem Lande mehr Geld, als es für den Umlauf bedarf, so muß man es ins Ausland schicken, oder es zu Hausgeräth aller Art verarbeiten; und wenn der Kaufleute für das Maß von Geschäften zu viel sind, so müssen sie ins Ausland gehen, oder einen anderen Stand ergreifen.

Sind die Eigenheiten des Handels gehörig aufgefaßt und die Verrichtungen der Handeltreibenden recht verstanden: so ist es nicht schwer, zu der Entdeckung zu gelangen, daß, obgleich die Handeltreibenden nicht unumgänglich nöthig sind, weil der Handel bis auf einen gewissen Punkt ohne sie bestehen kann, sie dennoch sehr nützlich sind, weil sie ihn erstaunlich erleichtern. Man kann dieser Klasse, wenn man nicht in Vorurtheilen befangen ist, selbst den Charakter der Produzenten nicht versagen; denn, wenn es eine ausgemachte Wahrheit ist, daß alle nützliche

Thätigkeit des Menschen sich darauf beschränkt, Stoffe zu verwandeln, ohne jemals ein Atom Materie hervorzubringen: so muß die Produktion unter allen Umständen darin bestehen, daß sie den bereits vorhandenen Stoffen in Beziehung auf den Menschen einen höheren Grad von Nützlichkeit ertheilt. Dies nun thun die Kaufleute dadurch, daß sie die Genüsse und Verbrauchsmittel herbeischaffen. Es ist nämlich nicht genug, daß die Stoffe ihre letzte Gestalt erhalten haben; damit ich mich ihrer bedienen kann, müssen sie sich vor allen Dingen in meiner Nähe befinden, und wer mir, wie der ganzen Gesellschaft, diesen Dienst leistet, wird zum Produzenten von etwas Nützlichem. Dies Nützliche ist sogar so groß, daß jede andere Nützlichkeit dagegen verschwindet. Gewinnt eine Sache, die an den Oertern, wo sie in Ueberfluß ist, keinen Werth hat, dadurch, daß sie nach Oertern, wo sie fehlt, versetzt wird, einen hohen Werth, und ist jede Arbeit nur dadurch produktiv, daß sie Reichthümer hervorbringt, welche größer sind, als die, welche von denen verzehrt werden, die sich einer solchen Arbeit hingeben: so weiß man nicht, was man will, wenn man nicht mit der höchsten Offenheit bekennt, daß die Kaufleute Produzenten sind. Sie sind es durch die Art ihrer Bemühungen; sie sind es aber noch vielmehr dadurch, daß sie alles herbei schaffen, was auf der einen Seite die gesellschaftliche Arbeit, und auf der andern den Verzehr unterhält. Sie sind also die stärksten Beförderer des gesellschaftlichen Lebens und Gedeihens.

Hierin, wenn in irgend etwas, muß die Ursache enthalten seyn, weshalb man, von einem gewissen Zeitraume an, alles nur Mögliche gethan hat, um die kaufmännische

Thätigkeit aufzumuntern. Handel und Wandel in Gang zu bringen und darin zu erhalten, ist, so weit die Urkunden des menschlichen Geschlechts reichen, immer eine von den größten Angelegenheiten der Regierungen gewesen; nur daß diese, da sie keine von den Entdeckungen und Erfindungen, welche dem Handel im Verlauf der Zeit zu Statten gekommen sind, vorweg nehmen konnten, sich, in jedem Zeitabschnitt, mit den Mitteln begnügen mußten, welche ihnen für die Erreichung ihres Zwecks zu Gebote standen. Wenn also irgend etwas beweiset, daß die gesellschaftlichen Erscheinungen mit einander Tritt halten, und daß der jedesmalige Aufklärungsgrad das Einzige ist, das über alle waltet: so sind dies die verschiedenen Bahnen, worin sich der Handel in verschiedenen Zeitabschnitten bewegt hat.

Auf diese Bahnen einen erforschenden Blick zu werfen, wird um so nützlicher seyn, weil sich auf diese Weise am sichersten ausmitteln läßt, was in der Zeit Noth thut, damit die Zukunft im Zusammenhang mit der Vergangenheit bleibe. Zur Sache!

Die größte Wohlthat, die man dem Handelsstande erweisen kann, bestand zu allen Zeiten darin, daß man ihm Gelegenheit gab, sein Kapital schneller umzusetzen; denn hierdurch wurde zu gleicher Zeit seine Thätigkeit und seine Wohlhabenheit vermehrt. In den früheren Zeiten nun war dies bei der Kleinheit der Staaten und bei dem geringen Aufklärungsgrade, der in ihnen vorherrschte, nur dadurch möglich, daß man häufige Versammlungen in der Hauptstadt veranstaltete: Versammlungen, die keinen anderen Zweck hatten, als dem Individualismus der Staatsbürger entgegen zu wirken und den Gemeingeist auf die

Neugier zu gründen, die das Schauspiel einflößt. Aus der römischen Geschichte ist bekannt, was Numa Pompilius that, um zu diesem Ziele zu gelangen: er stiftete nämlich acht verschiedene Priesterorden, und brachte mit diesen Feiertage, Opfer, Chorgesänge und Aufzüge in Verbindung: lauter Dinge, welche die Neugierigen der Umgegend herbeizogen, und diese, während ihres Aufenthaltes in der Hauptstadt, zu Austauschungen nöthigten, die, indem sie den Kaufmannsstand (so weit dieser vorhanden war) bereicherten, den Antrieb zu neuen Kraftanstrengungen für Käufer und Verkäufer mit sich führten. Man muß aber nicht glauben, daß so etwas nur in Rom Statt gefunden habe. In den verschiedenen Staaten Griechenlands stoßen wir auf dieselben Erscheinungen. Wie gut oder wie schlecht der Handelsstand auf verschiedenen Punkten und in verschiedenen Perioden organisirt seyn mochte, können wir hier als gleichgültig betrachten: genug, daß aller Handel und Verkehr mit dem Tempelwesen, also mit Feierlichkeiten und Festen, in Verbindung stand. Dies änderte sich nicht eher, als bis die Bundesverfassung Veranlassung zu jenen Spielen gab, welche unter der Benennung von olympischen, isthmischen, nemäischen und pythischen bekannt sind. Was waren diese Spiele ihrem Wesen nach? Herr von Pauw in seinen „philosophischen Untersuchungen über die Griechen" hat sich dahin ausgesprochen, daß es wesentlich Zentral-Märkte gewesen seien; und wer, der auch nur einigermaßen in die Natur der Gesellschaft eingedrungen ist, möchte ihm widersprechen wollen? Selbst in diesen Spielen war den Priestern das Hauptgeschäft vorbehalten. Von den Vorstehern des Tem-

pels zu Elis weiß man, daß sie Wechsel diskontirten. Ueberhaupt war das, was gegenwärtig Bankwesen genannt wird, in den Händen der Priester, weil diese die am meisten unterrichtete Klasse der Gesellschaft bildeten. Jenseits des Hellespont stellte sich der Tempel der Diana zu Ephesus als die berühmteste Bank dar, die es im Alterthume gab, und der Name des Herostratus ist nur dadurch auf unsere Zeiten gekommen, daß eine Zerstörung von ihm ausging, bei welcher Eigenthümer aller Klassen, sogar in den verschiedensten Staaten der früheren Welt, betheiligt waren. Der Tempel zu Jerusalem war gleichmäßig nichts mehr und nichts weniger als ein Zentral-Punkt des Handels; dies geht, wenn man den Zeugnissen der römischen und griechischen Schriftsteller mistrauen wollte, selbst aus einzelnen Schriften des neuen Testaments hervor. Verlieren wir uns noch tiefer in das südwestliche Asien, so lernen wir die heilige Stadt Mekka, lange vor Mohameds Zeiten als einen Stapelort und den Kaaba-Tempel als den Zentral-Punkt des Karavanenhandels nicht bloß Arabiens, sondern auch Persiens kennen. Jeder arabische Stamm hatte hier seine Gottheit, und diese war die Hauptbeschützerin des Interesses, das jeder Stamm an der Fortdauer des Zentral-Markts nahm, welcher jährlich erneuert wurde. Erwägt man dies genauer, so erscheint der Polytheismus als die älteste Form einer Bundesverfassung, welche hauptsächlich durch den Handel bewirkt wird. In Ostindien, das, vermöge seiner strengen Absonderung in Kasten, seinen Institutionen seit so vielen Jahrtausenden getreu geblieben ist, knüpft sich noch jetzt aller Handel, sofern dieser seine Agenten in einer be-

sonderen Klasse der Gesellschaft hat, an den Götzendienst, und dies kann nicht eher aufhören, als bis der Braminikalismus seinen Kredit verloren und die ostindische Gesellschaft einer von allem Kastenwesen unabhängigen Bewegung zurückgegeben ist.

Man kann dies die polytheistische Periode des Handels nennen. Sie hatte ihren letzten Grund in der Kleinheit der Staaten, die sich mit keinem anderen Regierungs-Organismus verträgt, als mit demjenigen, der von der Priesterschaft herrührt. Nichts wird dem Menschen schwerer, als das eigene Recht in der Achtung vor dem Rechte Anderer zu bewahren; und da die Bestimmung der Regierung, sofern sie das Innere umfaßt, nicht wohl eine andere seyn kann, als diese Achtung einzuflößen und wirksam zu erhalten: so muß sie, wenn kein anderer Organismus ihr zu Hülfe kommt, ihre Zuflucht zu dem Glauben an die Macht des Uebernatürlichen nehmen und von den Wirkungen dieses Glaubens allein Heil erwarten. Was also in größeren und ausgebildeteren Staaten die Totalität der Mittel ist, durch welche man dem öffentlichen Willen Unterwerfung verschafft, dasselbe ist in kleinen und unausgebildeten Staaten die Vorstellung von der unwiderstehlichen Macht der Götter. Durch eine Vermengung des gesellschaftlichen Gesetzes, dessen Urheber der Mensch ist, mit dem natürlichen Gesetz, dem er Daseyn und Wirksamkeit verdankt, sucht man gegebenen oder zu gebenden Gesetzen einen unbedingteren Gehorsam zu verschaffen, und nichts erleichtert dies Unternehmen so sehr, wie die Bereitwilligkeit des Menschen sich dem natürlichen Gesetze zu unterwerfen, weil er durch die tägliche Erfahrung über

die Unwiderstehlichkeit desselben belehrt wird. Dabei versteht sich freilich ganz von selbst, daß der Staatsbürger noch nicht dahin gelangt seyn darf, das gesellschaftliche Gesetz von dem natürlichen genau zu unterscheiden; denn alle Theokratie ist in dem vorherrschenden Kultur-Grade bedingt, und nur auf einer sehr bestimmten Stufe der gesellschaftlichen Entwickelung darf man es wagen, den Menschen durch eine willkürliche Auslegung des natürlichen Gesetzes zu gesellschaftlichen Zwecken zu leiten. Ist diese Stufe überstiegen, dann bedarf es anderer Methoden und anderer Institutionen....

Die Römer erwarben sich um einen großen Theil der europäischen und um einen beinahe eben so großen Theil der afrikanischen und asiatischen Welt das Verdienst, dem Handel seinen polytheistitischen Charakter zu nehmen; dies war zuletzt eine natürliche Folge des Eroberungs-Systems, das sie mehrere Jahrhunderte fortsetzten, bis sie, weit über die Grenzen Italiens hinaus, den besten Theil der ihnen bekannten Welt unter ihre Botmäßigkeit gebracht hatten. Mit dem Untergange aller übrigen National-Eigenthümlichkeiten in den von den römischen Waffen bezwungenen Ländern mußte auch der Untergang des Tempeldienstes, so wie der Bahnen und Kanäle, worin sich der Handel bis zum Eintritt der römischen Monarchie bewegt hatte, verbunden seyn. An die Stelle des Polytheismus trat in diesen Zeiten der Monotheismus, als Lehre nothwendig durch den Gesammtzustand der Gesellschaft im Römerreiche. Der Handel mußte hiernach seinen Charakter verändern. Auch war dies wirklich der Fall, sofern im mittelländischen Meere ein großer Theil der

der Hemmnisse verschwand, die ihn in früheren Zeiten gezwängt hatten. Seine Zentral-Punkte waren: im Osten Alexandrien, im Westen Rom mit seiner Bevölkerung von mehr als einer Million Einwohnern, die jedes Natur- und Kunst-Produkt in Anspruch nahmen. Bei dem allen blieb dem Handel der theologische Charakter; und dieser blieb ihm aus keinem andern Grunde, als weil die physischen Wissenschaften noch nicht so weit entwickelt waren, daß sie einen anderen gestattet hätten. Die Verwandelung der sogenannten heidnischen Tempel in christliche Kirchen hatte also nicht die Folge, daß der Handel sich von dem Gottesdienst trennte.

Was der Urheber des Christenthums auch in dem Augenblick für möglich gehalten haben mochte, wo er im Tempel zu Jerusalem, nach der Erzählung der Evangelisten, die Tische der Wechsler und die Stühle der Taubenkrämer umstieß, die Käufer und Verkäufer verjagte, und ausrief: „Es stehet geschrieben, mein Haus soll ein Bethaus heißen, ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht;" der Erfolg rechtfertigte diesen Eifer erst nach Verlauf von funfzehn Jahrhunderten, als durch Kunst und Wissenschaft dazu alles vorbereitet war, und die gesellschaftliche Arbeit sich dergestalt getheilt hatte, daß der Handel sich, ohne allen Nachtheil für die Gesellschaft, zum wenigsten auf einzelnen Punkten von dem Kirchenthume lossagen konnte. Uebernatürliche Lehren können nur dadurch Eingang in die Gemüther finden, daß materielle Interessen mit ihnen in Verbindung gesetzt werden. Die christliche Geistlichkeit der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung hatte hiervon eine so deutliche Anschauung, daß

sie sich dem Vortheil, den zahlreiche Versammlungen der kaufmännischen Betriebsamkeit gewähren, nicht nur nicht widersetzte, sondern ihn sogar durch ihre Anordnungen erhöhete. Daß sie dies wirklich einen sehr langen Zeitraum hindurch gethan hat, geht besonders aus dem Umstande hervor, daß das Wort „Messe" noch jetzt zugleich die heiligste Handlung der katholischen Gottesverehrung und den Zentral-Markt bezeichnet. *)

Im früheren Mittelalter schloß sich der Markt so eng und so innig an die Kirchenfeste an, daß man es zweifelhaft finden darf, ob jener mehr für diese, oder diese

*) Man könnte in die Versuchung gerathen das Wort „Messe" in seiner kaufmännischen Bedeutung von messis (Erndte) abzuleiten, so daß die Erndte des Kaufmanns dadurch angedeutet werde. Diese Ableitung würde jedoch durchaus fehlerhaft seyn. Die zwiefache Bedeutung des Wortes „Messe" ist auf folgende Weise entstanden. Was wir gegenwärtig Abendmahl nennen, führte in den ersten Jahrhunderten des christlichen Kirchenthums die Benennung von Agapen (Liebesmahlen), an welchen nicht die ganze Gemeine, sondern nur die Notablen derselben, Theil nahmen. Sie folgten in den öffentlichen Versammlungshäusern oder Kirchen auf den allgemeinen Gottesdienst. Um nun die Beendigung des letztern anzukündigen, rief in der abendländischen Kirche irgend ein Diener die Worte: ite, missa est (sc. concio). Vermöge eines nicht ungewöhnlichen Mißverständnisses wurde das Abendmahl selbst missa, und später durch Verstümmelung Messe genannt. Welche Veränderungen nach und nach mit den Agapen vorgingen und wie sie sich zu Anfang des siebenten Jahrhunderts unter Gregor dem Ersten zu dem ausbildeten, was sie noch gegenwärtig in der katholischen Kirche sind: dies gehört in die Dogmen-Geschichte. Genug, der große Haufe der Christen, der während der Agapen seinen Geschäften nachging, nannte das, was er und was die Theilnehmer an den Agapen thaten, zusammen Messe, und so entstand die doppelte Bedeutung dieses Wortes.

mehr für jenen vorhanden waren. In einem Gesellschafts-zustande, dessen Hauptverrichtungen sich auf Viehzucht und Ackerbau beschränken, ist nichts schwerer, als die Menschen der Oede zu entreißen, worin sie zu leben gewohnt sind; kaum reichen die stärksten Triebfedern dazu aus, und wollte man der Macht des Aberglaubens entsagen, so würden alle Bemühungen auch nur einen Schatten von Geselligkeit und Gemeingeist hervor zu zaubern, vergeblich seyn. Daher die große Rolle, welche die Priesterschaft in diesem Gesellschaftszustande spielt: eine Rolle, die jede Art von Wohlthätigkeit in sich schließt, und als wirksamstes Zivilisations-Mittel durch nichts zu ersetzen ist, so lange dieser Zustand dauert. Alles, was man dawider einwendet, gehört nur solchen Zeiten an, wo die gesellschaftlichen Nothwendigkeiten, vermöge des Entwickelungsgesetzes, eine andere Gestalt angenommen haben. St. Denys ist nicht mehr das, was es im zwölften Jahrhundert war; allein wenn es in jener entfernten Periode den größten Markt Frankreichs bilden sollte, so war dazu erforderlich, daß es, als Abtei, gepriesene Reliquien in sich schloß und nicht bloß die Oriflamme barg, sondern auch als Begräbnißstätte der französischen Könige eine besondere Wichtigkeit hatte. Es würde in unserer Zeit noch mehr als lächerlich seyn, wenn ein deutscher Fürst, um einen großen Markt zu stiften, sich nach Jerusalem begeben wollte, um daselbst die Reliquien zu erwerben, wodurch er einer von ihm erbaueten Kirche eine besondere Anziehungskraft zu geben gewiß wäre; allein, welcher Vernünftige kann etwas dagegen einwenden, daß Heinrich der Löwe dies im zwölften Jahrhundert that, und daß dieser Fürst durch dieses Mittel der Stifter der braun-

schweigischen Messe wurde, welche noch immer fortdauert, obwohl der Glaube an die Macht der Reliquien, die der St. Blasius-Kirche anvertraut wurden, längst verschwunden ist? Wie seltsam nun ein solches Verfahren auch gegenwärtig scheinen möge: in der innigen Verbindung des Handels mit dem Kirchenthume selbst lag die Kraft, diese Verbindung überflüssig zu machen; denn indem durch den besser organisirten Austausch der Fleiß unterhalten und zugleich alle gesellschaftlichen Kräfte angeregt wurden, konnte es schwerlich fehlen, daß die Summe der Verrichtungen wuchs, und daß die erweiterte Erkenntniß sich allmählig über das erhob, was sie beherrschen zu können wähnte, daß folglich der Aberglaube je mehr und mehr dahinschwand in Kraft des Mittels, wodurch man ihn zu unterhalten wähnte.

Der innige Zusammenhang des Handels, erst mit dem heidnischen Tempelwesen, sodann mit dem christlichen Kirchenthume, dauerte nur bis in die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts; und zerrissen wurde dieser Zusammenhang wesentlich durch den Entwickelungsgrad, den die Gesellschaft durch den Handel im Verlauf der Jahrhunderte errungen hatte: denn durch diesen gab sie den vollständigsten Ausschlag über die Kraft, welche hinsichtlich des Intellektuellen und des Sittlichen die Leitung der Gesellschaft übernommen hatte, d. h. über die Geistlichkeit. Wenn Luther in seinen Schriften von dem katholischen Kirchenthume immer nur als von Jahrmärkten spricht, so ist dieser Ausdruck besonders dadurch bezeichnend, daß er in jenem Kirchenthum nichts weiter sah, als Handel und Verkehr, während in ihm der sehr richtige Gedanke lebte, daß es nicht darin hätte untergehen sollen,

um seine ewige Bestimmung, das Intellektuelle und Sittliche der Gesellschaft zu leiten, mit irgend einem Erfolg zu erfüllen. Durch die Kirchenverbesserung wurde also der Handel wesentlich vom Kirchenthume geschieden; zum wenigsten war dies da der Fall, wo die Reformation durch starke Gesellschaftsmassen unterstützt war.

Man könnte dies die zweite Periode des Handels nennen. Ihren Charakter erhielt sie dadurch, daß der Handel, als gesellschaftliche Verrichtung, an die Gesellschaft im Allgemeinen zurück gegeben wurde, weil er nicht länger des Gängelbandes bedurfte, an welchem er gehen gelernt hatte. Von allem, was ihn in der früheren Periode bezeichnet hatte, blieben nur die leisen Spuren übrig, die sich dem Geiste darstellen, wenn die Zentral-Märkte der gegenwärtigen Zeit noch durch Messen mit dem Zusatz von Jubilate und Lätare bezeichnet, und wenn wir vernehmen, daß sie förmlich eingeläutet werden. Im Uebrigen trat an die Stelle der größeren oder kleineren Kirchmesse, welche bis dahin nur die Bewohner der Umgegend versammelt hatte, ein größerer Markt, auf welchem sich nicht bloß die Kaufleute desselben Landes, sondern auch die der fremden Länder in einem großen Umkreise versammelten, um im Austausch der verschiedensten Waaren das Mittel zur Befriedigung von Bedürfnissen zu gewinnen, welche an Ort und Stelle unbefriedigt geblieben wären; und gerade hierin liegt die Angemessenheit der Benennung von Zentral-Märkten, statt der fortan unpassenden Benennung von Messen.

Vorbereitet war diese bedeutende Verwandelung durch eine Erfindung, die, ob sie gleich schon im zwölften Jahr-

hunderte gemacht war, sich erst am Schlusse des funfzehnten verwerthete; wir bezeichnen die der Magnetnadel in ihrer Anwendung auf die Schifffahrt. Der See-Kompaß wurde der Schlüssel zu den Weltpforten, die sich für immer öffneten. Wenn die Entwickelung der europäischen Welt bis zur Mitte des funfzehnten Jahrhunderts abhängig geblieben war von dem Zusammenhange, worin das mittelländische Meer auf der einen Seite mit dem schwarzen Meere und auf der andern mit dem arabischen Meerbusen gestanden hatte: so hörte diese Abhängigkeit von dem Augenblicke an auf, wo Christoph Columbus Amerika entdeckt und Vasko de Gama den Weg nach Ostindien um die Südspitze Afrika's gefunden hatte. Die Welt lag in einer früher nicht geahneten Größe dar; der Markt hatte sich unermeßlich erweitert. Kolonisations-Versuche, welche während des zwölften und des dreizehnten Jahrhunderts ohne glücklichen Erfolg auf der Westküste Asiens gemacht waren, gelangen im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert in Amerika und in Ostindien um so vollständiger, weil sich inzwischen die Summe der Angriffs- und Vertheidigungsmittel vermehrt hatte. Das ganze amerikanische Festland wurde nach und nach europäisch. Daher der höhere Charakter des Handels von dieser Zeit an: ein Charakter, in welchem Staaten, wie Venedig und Genua, ihren Untergang fanden — finden mußten, weil sie demselben mit ihren schwachen Kräften nicht gewachsen waren; ein Charakter zugleich, in welchem sich die Messen je mehr und mehr zu Zentral-Märkten ausbildeten. Im Allgemeinen schaute man den Handel als das wirksamste Lebens-Prinzip des gesellschaftlichen Körpers an; und je

weniger man ihn entbehren zu können glaubte, desto höher stieg die Eifersucht, womit man sich dies Lebens-Prinzip streitig machte. Das ganze achtzehnte Jahrhundert verfloß unter Kämpfen, deren Hauptgegenstand der Markt von Amerika und von Ostindien war. Selbst die Staaten, welche minder günstig für die Theilnahme an dem Welthandel gelegen waren, theilten diese Eifersucht, sofern jeder seinen Zentral-Markt haben wollte, und folglich die Zahl der sogenannten Messen sich beträchtlich vermehrte. Alles, was Europa in dem gegenwärtigen Augenblick ist, das ist es durch sein Verhältniß zu Amerika und zu Ostindien geworden; und da der Zusammenhang, worin jener Welttheil mit beiden steht, vermöge der Fortschritte, die in den physischen Wissenschaften gemacht sind, nie aufhören kann: so ist mit der größten Sicherheit vorauszusetzen, daß Europa's bevorstehende Entwickelung gleichmäßig durch jenen Zusammenhang werde bestimmt werden, dergestalt, daß alle politischen Veränderungen, welche damit in Verbindung treten, keine andere Quelle haben werden.

Welcher Art aber ist die gegenwärtige Lage der Dinge in den Augen derer, die eines Ueberblickes fähig sind?

Alles, was diese Lage charakterisirt, läßt sich auf eine Begebenheit, auf einen Beschluß und auf eine Erfindung beziehen, die, wie alles Gesellschaftliche, in der engsten Verbindung stehen, und von denen, welche, als Staatsmänner, die Zukunft an die Gegenwart knüpfen, reiflich kombinirt und erwogen seyn wollen.

Die Begebenheit ist die Befreiung Amerika's von den Bestimmungen der Mutterstaaten in Europa; der Beschluß ist die von dem größten Han-

delsstaate bewilligte Freiheit des Handels durch Zurücknahme egoistischer Schifffahrtsgesetze; die Erfindung ist die der Dampfböte.

Jedes dieser Momente verdient, daß man dabei verweile.

1. Was die Befreiung Amerika's in seiner Totalität betrifft, so kann sie nicht verfehlen, dem europäischen Handel neue Richtungen und in denselben einen neuen Charakter zu geben. Kadix und Lissabon haben ihre alte Bestimmung für immer verloren, seitdem die Staaten des spanischen Amerika und Brasilien die Bande zerrissen haben, wodurch sie früher an ihre Mutterstaaten gefesselt waren. Verschwunden ist das Monopol, worauf Spanien und Portugal drei Jahrhunderte lang in arger Verblendung ihre Wohlfahrt stützten, und der Verkehr der westeuropäischen Staaten mit dem gesammten Amerika hat eine Unmittelbarkeit gewonnen, welche, mit wie viel Hindernissen sie auch in dem gegenwärtigen Augenblick noch zu kämpfen haben möge, sich von Jahr zu Jahr verwerthen wird. Schon sind zwischen England, Frankreich, Holland und einzelnen Staaten Deutschlands auf der einen, und Mexiko, Peru, Kolumbien, Rio de la Plata, Chili und Brasilien auf der anderen Seite Handelsverträge geschlossen. Groß ist unstreitig die Unruhe, worin sich diese neuen Staaten, vermöge ihres mangelhaften Organismus, gegenwärtig noch befinden; allein die gesellschaftliche Ordnung wird auch bei ihnen nicht ausbleiben, und ist diese einmal festgestellt, so wird sich die Masse der Reichthümer durch die gesicherte Arbeit vermehren und die unerschöpfliche Quelle eines segensreichen Austausches werden, wel-

cher Europa in allen seinen Theilen unendlich mehr beschäftigen wird, als bisher. Nach einem halben Jahrhundert werden eben so viele amerikanische Kauffahrer in Europa vor Anker gehen, als europäische in Amerika. Was man in diesen Beziehungen zu erwarten hat, lehrt das Beispiel der nordamerikanischen Freistaaten, welche, unmittelbar nach der Umwälzung, worin sie ihre Unabhängigkeit erkämpften, nicht besser daran waren, als die spanisch-amerikanischen Staaten in dem gegenwärtigen Augenblick.

2. Man kann die besseren Grundsätze, welche England in Beziehung auf den Handel angenommen hat, als eine natürliche Folge der großen Begebenheit betrachten, von welcher so eben die Rede gewesen ist. Die Natur des Handels läßt sich nicht anhaltend verkennen, ohne daß man sich dadurch auf das Wesentlichste schadet; und da sie in der Gegenseitigkeit abgeschlossen ist, so muß man damit endigen, daß man diese bewilligt. Schon vor einem Menschenalter hatte Adam Smith seinen Landsleuten zugerufen, „daß nicht ihre Schifffahrts-Akte sie reich gemacht habe, daß sie aber wohl trotz derselben reich geworden wären;" — sie hatten sich nicht an diesen Zuruf gekehrt, und würden unstreitig in der alten Bahn fortgegangen seyn, wenn die Freiwerdung des spanischen und des portugiesischen Amerika's sie nicht gelehrt hätte, „daß weil sich nicht alles umfassen läßt, man sich mit dem begnügen muß, was man erhalten und bewahren kann." Wie aber auch England zu der Einsicht gelangt seyn möge, daß die Gegenseitigkeit zum Handel gehöre, und daß man folglich dem entsagen müsse, was diese Gegen-

seitigkeit aufhebt: jetzt, wo dieser Grundsatz in so großer Allgemeinheit ausgesprochen ist, können die Wirkungen desselben nur unendlich vortheilhaft seyn. Beseitigt sind durch ihn alle die Handelskriege, die, im abgewichenen Jahrhundert unsterblich und endlos schienen; und da einseitiger oder monopolistischer Handel, während dieses langen Zeitraums, beinahe der einzige Gegenstand des Krieges war, so läßt sich gar nicht absehen, woher der neue Kriegszunder kommen soll; in der That um so weniger, weil der Handel, sobald seine Natur richtig erkannt ist, nur befreunden, d. h. den Frieden sichern kann. Die Kriege, welche bevorstehen, können nur den entgegengesetzten Beweggrund haben, d. h. nur für die unbedingte Handelsfreiheit geführt werden; indem sie aber diesen Charakter annehmen, haben oder erhalten sie die größte Aehnlichkeit mit jenem Kriege, den der Sirakusaner Gelon mit den Karthagern wegen der Abschaffung der Menschenopfer führte. Mit Einem Worte: hört man auf, für das Monopol zu kämpfen, so richtet sich der Krieg nur gegen Barbaren, welche sich nicht davon überzeugen wollen, daß der Handel vereinigen und befreunden, nicht entzweien und verfeinden soll. Vielleicht darf man sagen, daß der Anfang zu einem solchen Kriege bereits gemacht sei, und daß die Türken, indem sie sich den westeuropäischen Handelsgrundsätzen entgegenstellen, entweder untergehen oder zu der Fahne des übrigen Europa schwören müssen; wobei wir billig unentschieden lassen, was von Beidem erfolgen werde, wie wahrscheinlich es auch seyn möge, daß jene, als Barbaren, den Grundsatz der Gegenseitigkeit so lange von sich ablehnen werden, als es ihnen möglich ist.

3. Selbst wenn die Freiwerdung des spanischen und des portugiesischen Amerika und der verbesserte Handels-Kodex Großbritanniens ihrer eigenen Kraft überlassen geblieben wären, würden aus beiden Momenten die stärksten Veränderungen für den Handel hervorgegangen seyn. Um wie viel mehr aber muß dies der Fall werden, da Beides von einer Erfindung unterstützt wird, die man die folgenreichste der neuesten Zeit zu nennen berechtigt ist! Wir bezeichnen hierdurch die Dampfschifffahrt. Man hat den Dromedar wegen seiner Fähigkeit, starke Lasten durch weite Räume zu tragen, das Schiff der Wüste genannt. Mit gleichem Rechte könnte man das Dampfschiff den Dromedar der Wogen nennen; so stätig ist seine Bewegung, so unabhängig von Wind und Wetter, so zeitabkürzend und gewinnbringend. Nie hat eine glückliche Erfindung sich in kürzerer Zeit über einen größeren Raum verbreitet: ein sicherer Beweis von der anerkannter Nützlichkeit derselben! Obgleich wesentlich nur für Küsten- und Flußschifffahrt bestimmt, leistet das Dampfschiff Ausserordentliches dadurch, daß es die Kommunikationen erleichtert und mit den Schnellposten in gleiche Linie tritt. Der Mensch hat immer nur seine Kraft und seine Zeit, und beide stehen bekanntlich in einem solchen Verhältniß, daß, was der Kraft zugelegt wird, die Zeit erspart, und daß, was der Zeit zugelegt wird, die Kraft verschont. Dies Naturgesetz so zu behandeln, daß der thätige Mensch Zeit gewinnt, ist eine Aufgabe, die nicht gelöst werden kann, ohne die Summe menschlichen Wohlseyns zu vermehren. Diese Aufgabe aber ist auf eine ausgezeichnete Weise in der Erfindung des Dampfschiffes gelöst worden. Wie

könnte das Dampfschiff anders, als die Quelle vermehrten National-Reichthums seyn oder werden, da es allen kaufmännischen Operationen größeren Nachdruck giebt, und ein so unvergleichliches Mittel ist, gesellschaftliche Bedürfnisse zugleich anzuregen und zu befriedigen! Dieser wohlthätige Herkules liegt jetzt noch in der Wiege; aber er wird in kurzer Zeit seine Reife erhalten, und alsdann werden tausend Schwierigkeiten, welche jetzt noch ängstigen, belächelt werden.

Die Freiwerdung des spanischen und des portugiesischen Amerika, der verbesserte Handels-Kodex Großbritanniens und die Dampfschifffahrt sind demnach Dinge, die zusammengehören, und als gesellschaftliche Erscheinungen, die fast gleichzeitig eingetreten sind, sich unter einander verwerthen.

Die Frage kann, von nun an, keine andere seyn, als auszumitteln, wie sich der Handel unter dem unabtreiblichen Einfluß dieser drei Dinge in Zukunft gestalten werde.

Der Verfall derjenigen Zentral-Märkte, die man bisher Messen genannt hat, ist eine Erscheinung, worüber man in einer großen Allgemeinheit einverstanden ist. Man erklärt diese Erscheinung theils aus der Vervielfältigung dieser Zentral-Märkte, theils aus dem innigeren Zusammenhang, den die Gesellschaft durch erleichterte Kommunikation, wohin vorzüglich das verbesserte Postwesen zu rechnen ist, mit sich selbst erhalten hat. Wenn diese Erklärungsgründe auch nicht alles erschöpfen, so muß man ihnen doch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie nicht erdichtet sind, und daß die angeführten Ursachen sehr viel

dazu beigetragen haben können, daß z. B. die letzte Leipziger Michaelis-Messe eine schlechte Mittelmesse genannt werden konnte. Der Handel beruht auf lauter Berechnung; und da es für den Kaufmann auf nichts weiter ankommt, als wohlfeil einzukaufen, um theuer zu verkaufen, weil nur unter dieser Bedingung ein Gewinn für ihn möglich ist: so darf man sich nie darüber wundern, wenn er demjenigen Einkauf und Verkauf den Vorzug giebt, bei welchem er die meiste Zeit und die meiste Kraft erspart. Messen haben für ihn nothwendig nur in sofern einen Werth, als sie ihm seine Bestimmung erfüllen helfen. Er giebt sie also auf, wenn sie ihm nicht mehr leisten, was sie ihm leisten sollen, d. h. wenn sie ihm nicht zu einem solchen Einkauf und Verkauf verhelfen, wobei er seinen Vortheil findet. Ueberhaupt aber will in Betrachtung gezogen seyn, daß das Meßwesen in dem innigsten Zusammenhange steht mit dem in einem gewissen Umkreise gegebenen Kultur- oder Zivilisations-Grade. Je gleichmäßiger dieser verbreitet ist, desto schwächer ist die Belebung, welche von der Messe ausgeht, so daß diese zuletzt nur durch die Fremden fortdauert, welche sie aus weiter Ferne besuchen, weil sie die Aussicht haben, die auf die Reise verwendete Kraft durch vertheuerten Verkauf in der Heimath wieder einzubringen: ein Sustentations-Mittel, das auf die Dauer nicht ausreicht, einen Zentral-Markt am Leben zu erhalten.

Bei dem allen würde man sich sehr irren, wenn man annehmen wollte, daß durch den zunehmenden Verfall derjenigen Zentral-Märkte, welche bisher die Benennung von Messen geführt haben, den Zentral-Märkten überhaupt der Untergang angekündigt sei. Was allen

Jahrhunderten angehört, was, indem es aus ewigen Bedürfnissen hervorgeht, nur den Beweis liefert, daß das menschliche Geschlecht in einander zu fließen strebt, was zuletzt nur dahin wirkt, gleiches Wohlseyn durch gleichen Genuß und gleiche Aufklärung zu verbreiten: — so etwas kann sich zwar verwandeln, d. h. eine veränderte Gestalt annehmen, aber es kann nicht untergehen, nicht verschwinden. Auch die Zentral-Märkte, die wir bisher unter der Benennung von Messen gekannt haben, können sich nur verwandeln, und die vorläufige Frage kann keine andere seyn, als: „welcher Art kann diese Verwandlung seyn, da nach allem, was die neueste Zeit geboren hat, an eine rückgängige Bewegung auch in dieser Beziehung nicht zu denken ist?"

Bei Beantwortung dieser Frage haben wir besonders Deutschland im Auge, das mehr als jedes andere Land für die Fortdauer seiner Zentral-Märkte besorgt zu seyn Ursache hat, weil es diesen den besten Theil seiner Entwickelung verdankt. In anderen Reichen ist zwar der Zentral-Markt von nicht geringerer Wichtigkeit; allein weil dieser sich in ihnen auf eine ganz andere Weise gebildet hat, so ist das, was wir zunächst anführen werden, für sie von geringerer Erheblichkeit; im Grunde nur, weil es sich ganz von selbst versteht. Andere Reiche, vorzüglich aber England und Frankreich, *) haben

*) England hat bekanntlich gar keine Messen; allein es hat statt derselben eine Hauptstadt, welche die Bevölkerung eines deutschen Königreichs, wie Hannover, oder Sachsen oder Würtemberg in sich schließt. Frankreich hat Messen zu Lyon und zu Braucaire;

nämlich ihre Zentral-Märkte in ihren sehr volkreichen Hauptstädten, die, indem sie an großen Flüssen gelegen sind, als permanente große Märkte betrachtet werden können, welche unaufhörlich in sich aufnehmen und wieder abgeben. Verhielte es sich auf gleiche Weise mit Deutschland: so hätte man auch nicht die geringste Ursache, auf die Erhaltung der Zentral-Märkte Bedacht zu nehmen. Da aber Deutschland in viele Suveränetäten zerfallen, und da (was vielleicht damit in der engsten Verbindung steht) keine seiner Hauptstädte so vortheilhaft gelegen ist, daß sie jemals den Charakter eines Zentral-Markts für eine Bevölkerung von mehr als dreissig Millionen gewinnen könnte: so werden bei der neuen Entwickelung, welche die Freiwerdung Amerika's, der verbesserte Handels-Kodex Großbritanniens und die Erfindung der Dampfschiffe ankündigen, besondere Vorrichtungen nöthig, und unvermeidlich.

Worin nun können diese Vorrichtungen allein ihren Charakter haben?

Darin, glauben wir, daß die Zentral-Märkte in solche Städte verlegt werden, die, an großen Strömen gelegen, den natürlichen Mittelpunkt der Fabrikation bilden, und indem sie sich durch die Dampfschifffahrt

---

dies rührt aber, wie es scheint, nur daher, daß Paris, an der Seine gelegen, bei weitem noch nicht den Umfang gewonnen hat, den die Territorial-Größe Frankreichs erfordert. Auch ist man in neuerer Zeit ernsthaft darauf bedacht gewesen, Paris mit Havre de Grace in einen innigeren Zusammenhang zu bringen: eine Maßregel, welche die Bevölkerung der Hauptstadt Frankreichs auf das Doppelte von dem bringen würde, was sie gegenwärtig ist.

mit den Hafenstädten in Verbindung setzen den Welthandel fühlbarer und segensreicher machen, als er bisher gewesen ist.

Welche Ströme Deutschlands sich vorzüglich für die Dampfschifffahrt eignen, ist eben so wenig eine Frage, als, welches die an diesen Strömen gelegenen Städte sind, die sich für Zentral-Märkte passen. Wir bemerken über diesen Gegenstand nur Folgendes. Die so angelegten Zentral-Märkte würden einen Umkreis gewinnen, der an Größe alles überträfe, was die Welt in dieser Beziehung bisher gekannt hat. Haitier sind an den Küsten Deutschlands in Handelsangelegenheiten erschienen; und wie lange wird es dauern, daß auch Jamaikaner und die übrigen Bewohner des amerikanischen Archipels erscheinen, da sie die Berechtigung dazu haben? Auf Amerika müssen die Blicke gerichtet werden für alles, was den Handel wahrhaft belebt, nicht auf den Osten und Norden Europa's, welche so wenig in den Verkehr zu bringen haben. Wie Europa, während der drei letzten Jahrhunderte, sich durch Amerika zu dem ausgebildet hat, was es gegenwärtig ist: so muß ihm, auch für die Zukunft dieser Welttheil vor allen wichtig bleiben.

Ohne dies hier noch weiter zu verfolgen, wollen wir zum Schlusse dieses Artikels nur noch zwei Gegenstände berühren, welche mit der Dampfschifffahrt in der engsten Verbindung stehen, und für Deutschlands Gedeihen von ausnehmender Wichtigkeit sind.

Das eine ist die höhere Belebung des Bergbaus. Wir gehen dabei von einer sehr einfachen Thatsache aus,

deren Kenntniß wir genau unterrichteten Personen verdanken.

Auf dem Mittel-Rheine kostet die Verzinsung, Erhaltung, Bemannung und Führung eines Segelschiffes in seiner gewöhnlichen Wirksamkeit, jede Stunde seines Daseyns bei Tage und bei Nachte, 7 Silbergroschen. Das Dampfschiff dagegen erfordert in den gedachten Beziehungen in jeder Stunde bei Tage und bei Nachte einen Aufwand von 137 Silbergroschen. Welches Feld von Betrachtungen in Beziehung auf Arbeit und Leistung! Von selbst versteht sich, daß wenn der hohe Preis der Dampfschifffahrt über die Wohlfeilheit der Segelfahrt siegen soll, Ausserordentliches und Großes geleistet werden muß. Was nun leistet die Dampfschifffahrt? Sie fliegt pfeilschnell und nimmt in ihrem beflügelten Laufe alles auf, was sich darbietet: den Produzenten und sein Produkt, den Kaufmann und seine Waare, den Gelehrten und seinen Geisterreichthum, den Beamten und seine Akten, den Eilenden und seine Ungeduld, den Schmecker und seine Lust, den Faulen und seine Bequemlichkeit, die Dame und ihre Hutschachteln, die alte Jungfrau mit ihrem Mops, den Siechen und sein Ruhebett, alles nimmt sie an Bord und befriedigt alle in den nämlichen Räumen und — ohne Zeitverlust. Wer sich ihr anvertraut, gewinnt an Zeit, was er an Kraft (Geld) aufopfert, und fühlt sich für sein Opfer reichlich entschädigt. So bestreitet das Dampfschiff den größeren Aufwand, der sich an seine Wirksamkeit knüpft. Durch diesen größeren Aufwand aber

ruft es Arbeit aller Art ins Leben. Da sein Hauptmaterial die Steinkohle ist, in welcher es zugleich den günstigen Wind und die schwellenden Segel hat, so wirkt sein Hauptbedürfniß zunächst auf den Bergbau zurück, der um seinetwillen ein größeres Produkt gewähren muß. Wie wäre es aber wohl möglich einen Hauptzweig der National-Betriebsamkeit zu beleben, ohne auch die übrigen Zweige in größere Thätigkeit zu bringen? Und werden, wenn eine verstärkte Dampfschifffahrt im Gange ist, die Klagen über allzu niedrige Kornpreise nicht ganz von selbst verstummen?

Ein zweiter Gegenstand, der in Betrachtung gezogen zu werden verdient, ist die ungehinderte Flußschifffahrt.

Welchen Hindernissen sie in Beziehung auf Deutschlands Hauptstrom unterliegt, darf hier als bekannt vorausgesetzt werden. Angenommen nun, es werde am Rhein ein Zentral-Markt im höheren Sinne dieses Worts errichtet, d. h. ein Markt, der, indem er sich auf Dampfschifffahrt stützt, der ganzen Welt zugänglich ist — wird alsdann die niederländische Regierung noch der Konspiration der ganzen Welt, sofern die Eröffnung der Rheinmündungen den Gegenstand derselben bildet, widerstehen können? Wird also nicht der Zentral-Markt am Rhein das Mittel werden, das Königreich der Niederlande an Deutschland zurück zu geben, dessen Abdachung es für ewige Zeiten ist, und dessen Bestandtheil es bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts war?

Wir haben nur noch Eine Bemerkung hinzuzufügen, und diese ist:

„Daß die ganze Welt sich für die Fortdauer solcher Staaten interessirt, die, indem sie Arbeit anregen, zugleich Reichthümer geben.“

Die Entwickelung dieses Gedankens behalten wir uns für die Folge vor.

Untersuchungen
über
die allmählige Entwickelung des preußischen Staats.
(Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

Von den Fortschritten der Vielherrschaft Deutschlands, während der Verwaltung Friedrichs des Ersten.

Für Friedrich den Ersten und seine Nachfolger war der Kampf mit den Päpsten nichts mehr und nichts weniger, als ein Kampf um die Suveränetät Italiens. Abhängig von dem guten Willen der deutschen Fürsten, wünschten sie, um zur monarchischen Freiheit zu gelangen, die italiänische Halbinsel in ein besonderes Machtgebiet zu verwandeln, das ihnen ausschließend zustände. Die zu dieser Verwandelung nöthigen Kräfte sollte Deutschland hergeben, um hinterher von Italien aus regiert oder beherrscht zu werden. Eigentlich war es die Noth, was diesen Entwurf herbeiführte.

Nothwendige Gegner desselben aber waren die Päpste, weil ihre universal-monarchische Autorität auf der Zerstückelung Italiens beruhte. Sie konnten nachgeben über den einen und den andern Punkt; aber sie durften nicht gestatten, daß das Verhältniß altrömischer Imperatoren zur Gesellschaft zurückkehrte; denn was würde aus ihnen und was aus der christlichen Welt geworden seyn, wenn sie, als Träger übernatürlicher Lehren, nicht mehr unterstützt waren von einem bedeutenden Territorial-Besitz, der sie zu unumschränkten Fürsten machte? Unglücklicherweise gehörte es zu den Eigenthümlichkeiten des zwölften Jahrhunderts, daß man nicht begriff, welche Fortschritte die Gesellschaft seit dem Untergange des westlichen Römerreichs durch das christliche Kirchenthum zu einer höheren Ausbildung gemacht hatte. Es gab damals Ultras, wie es deren noch gegenwärtig giebt, und zu allen Zeiten geben wird, so lange man sich über das natürliche Entwickelungsgesetz verblendet, das alle gesellschaftliche Erscheinungen beherrscht.

Jene Kardinäle, welche zu Alexanders des Dritten Umgebung gehörten, überließen sich, auf die Nachricht von Viktors Tode, einer unmäßigen Freude, während Alexander selbst seinen Gleichmuth bewahrte, weil er vorhersah, daß, bei Friedrichs Entwürfen auf Italien, das eingetretene Schisma durch den Tod eines verhaßten Nebenbulers nicht beendigt seyn werde.

Wirklich versammelten sich, unmittelbar nach der Beisetzung Viktors, die in Italien zurückgebliebenen Kardinäle zu einer neuen Papstwahl. Diese fiel zunächst auf den Bischof Heinrich von Lüttich; als aber dieser, um

jeden Zusammenstoß mit dem Kaiser zu vermeiden, die ihm angetragene Würde ausschlug, wählten die Kardinäle den Bischof Guido von Crema, dessen Wahl der Kaiser sogleich bestätigte. Guido nahm die Benennung Paschalis des Dritten an, und wurde von dem Erzbischof von Köln eingethront, nachdem der Bischof von Lüttich ihn geweiht hatte. Alexander blieb also in seinem Exil zu Sens, und es verstrich noch ein neues Jahr, ehe sich ihm eine Aussicht zur Rückkehr nach Italien darbot.

Nach allem, was einmal geschehen war, hing Friedrichs Ehre an der Konsequenz, womit er, als Kaiser, seine Oberherrlichkeit geltend machte. Was ihm, wie wir schon angedeutet haben, allein entging, war, daß das Ansehn eines römisch-deutschen Kaisers nicht ausreichte zur Beschränkung der theokratischen Universal-Monarchie. Nicht unterstützt von dem Geiste seiner Zeit — wie konnte er hoffen, auf dem Wege der Gewalt zu vollenden, was, wenn es gelingen sollte, nur das Werk eines von Grund aus veränderten und sogar verschlechterten Zustandes der Gesellschaft werden konnte! Vergeblich bemühete er sich im Jahre 1163, den König von Frankreich auf seine Seite zu ziehen: die mit Ludwig dem Siebenten verabredete Zusammenkunft zu St. Jean de Laune kam nicht zu Stande, und indem Alexander sich die Gewogenheit des Königs von Frankreich sicherte, durfte er das Konzilium ablehnen, welches Friedrich mit jener Zusammenkunft in Verbindung setzen wollte, um noch einmal über die Ansprüche der beiden Päpste entscheiden zu lassen. Jene Streitigkeiten, welche zwischen Heinrich dem Zweiten, König von England, und Alexander über das Verfahren des ersteren

gegen den Erzbischof Thomas a Becket ausgebrochen waren, hoben zwar noch einmal die Hoffnung Friedrichs; doch, um in dem Kampfe mit dem Papste obzusiegen, bedurfte es des Beistandes der deutschen Fürsten, und grade in dieser Abhängigkeit lag die Schwäche des Kaisers verborgen, wie groß auch seine persönlichen Eigenschaften seyn mochten.

Es ist der Mühe werth, dies ausführlicher zu verhandeln, damit dem Leser klar werde, worauf die Veränderung beruhete, welche mit Deutschlands politischem System von der Mitte des elften Jahrhunderts an vorging.

Ursprünglich war die deutsche Königswürde keinesweges armselig ausgestattet. Ihre Ausstattung beruhete, weil es an Geldwirthschaft fehlte, auf Kammergütern, welche im ganzen Reiche zerstreut lagen; und ob sich gleich nicht sagen läßt, wie groß das Einkommen von denselben war, so hat man doch hinlängliche Ursache, es für angemessen, und folglich für nicht unbedeutend zu halten. Vermehrt wurde dies Einkommen noch dadurch, daß der deutsche König, weil er keinen festen Wohnsitz hatte, überall frei gehalten werden mußte; vorzüglich in den Bischofsitzen und Klöstern. Indeß verminderte sich jene ursprüngliche Ausstattung auf eine sehr begreifliche Weise dadurch, daß die Könige, um die ihnen geleisteten Dienste zu belohnen, kein besseres Mittel hatten, als — Verschenkung einzelner Kammergüter; und diese Lieferungen scheinen große Schwierigkeiten gefunden zu haben, seitdem die Sachsen Heinrich den Vierten aus Goslar verjagt hatten; denn die Kraft des Beispiels wirkt wie ansteckende Krankheit. Von diesem Zeitpunkt an wird der Verfall der königlichen Macht

mit jedem Jahre bemerkbarer. Die Päpste trugen freilich auch das Ihrige dazu bei, indem sie der Erblichkeit der höchsten gesellschaftlichen Würde entgegen wirkten. Was Gregor der Siebente zuerst ausgesprochen hatte, *) wurde für seine Nachfolger Grundsatz; und die deutschen Wahlfürsten, wie sehr sie auch für die Erblichkeit in Beziehung auf sich selbst eingenommen seyn mochten, hatten, um sich den Anordnungen der Päpste zu widersetzen, um so weniger Ursache, da ihr eigenes Ansehn auf der Befolgung derselben beruhete. Sobald nun aus Deutschland ein förmliches Wahlreich geworden war, trat der Partheikampf an die Stelle des Systems; und wer den unseligen Ehrgeiz fühlte, König der Deutschen zu seyn, konnte immer nur dadurch ans Ziel gelangen, daß er sich eine Parthei erkaufte, was an und für sich unmöglich war, ohne die Grundlage der königlichen Macht je mehr und mehr aufzuopfern, und das Quantitative für das Qualitative hinzugeben. Herzogthümer und Grafschaften waren unter den Ottonen und den Königen des salisch-fränkischen Hauses Aemter und Lehne, welche der König zurücknehmen konnte, so oft der Inhaber dem in ihn gesetzten Vertrauen nicht entsprach. Von dem Zeitpunkt an hingegen, wo die Wählbarkeit des Königs sich feststellte, wurden die Reichsämter

---

*) Gregors des Siebenten Ermahnung lautet, wie folgt Non carnali amore illecti studeant filium suum gregi, pro quo Christus sanguinem suam fudit, praeponere, si meliorem illo et utiliorem possunt invenire, ne, plus Deo diligendo filium, maximum Sanctae ecclesiae inferant detrimentum. Epist. Libr. VIII. Epist. 21.

Man sieht hieraus, wie wenig dem heil. Stuhl im elften Jahrhundert an der Erblichkeit der Königswürde gelegen war.

und Lehne Habschaften und Eigenthum, das von dem Vater auf die Söhne überging; und indem die Kammergüter des Königs immer mehr verschwanden, geschah das Umgekehrte von dem, was die Natur eines großen Reichs mit sich bringt: indem nämlich die Beamten Vorzüge genossen, welche dem Könige versagt waren, konnte es nicht fehlen, daß das Regierungs-System in Deutschland in eine förmliche Anti-Monarchie ausartete, worin der König grade so viel bedeutete, als die Fürsten ihrem Vortheil gemäß fanden. Es ging mit Deutschland in diesen Zeiten dieselbe Verwandelung vor, welche die Republik Venedig traf, nur daß sich die Dinge in Venedig, wegen des beschränkteren Raumes, ein wenig anders gestalten mußten. Als Friedrich der Erste seine Regierung antrat, sah er sich genöthigt, den Herzog von Sachsen noch mächtiger zu machen, als er es durch sich selbst war; denn nur in der Vereinigung Sachsens mit Baiern lag das Mittel für Friedrich, die übrigen Fürsten Deutschlands für seine Zwecke zu gewinnen. Titel und Recht gehörten, von jetzt an, wie bisher, dem Könige; Wirklichkeit und Gewalt aber blieben dem Herzoge von Sachsen und Baiern. Das Verhältniß, worin beide zu einander standen, war ein rein persönliches; und während die Abhängigkeit des Königs von dem Herzog keinem Zweifel unterlag, hatte dieser es in seiner Gewalt, wie gefällig er gegen jenen seyn wollte. Man sieht hieraus, wie wenig Friedrich berechtigt war, etwas Grosses durchsetzen zu wollen; man wird aber auch sehen, wie nothwendig er scheiterte.

Als Friedrich im Jahre 1164 aus Burgund nach Deutschland zurück kam, fand er dasselbe in einen Bür-

gerkrieg verwickelt, der, wie alle deutschen Bürgerkriege, nur die Angelegenheit der Fürsten war. Die beiden Welfen, Vater und Sohn, waren, man weiß nicht auf welche Veranlassung, mit dem Pfalzgrafen von Tübingen zerfallen. An dieser Fehde nahmen die benachbarten Bischöfe, Fürsten und Grafen Theil: die Bischöfe von Augsburg, Speier und Worms, nebst dem Herzog Berthold von Zähringen, für die Welfen; der Herzog Friedrich, König Konrads Sohn, und die Grafen von Zollern, für den Pfalzgrafen. Die letzte Parthei wurde noch von den Böhmen unterstützt, welche die sich darbietende Gelegenheit wahrnahmen, alles um sich her zu verwüsten. Wie unangenehm nun auch dem Kaiser dieser Bürgerkrieg seyn mochte: so fehlte es ihm doch an den Mitteln zur Beilegung desselben. Er, der nur als Gewalthaber eine Bedeutung hatte, mußte zur Begütigung seine Zuflucht nehmen, und brachte es endlich dahin, daß der Pfalzgraf von Tübingen den Welfen nachgab.

Die Absicht des Kaisers bei dieser Friedensstiftung war keine andere, als die Kräfte, welche sich in Deutschland zwecklos aufrieben, in Italien zu benutzen. Allein wie viel fehlte daran, daß ihm dies leicht geworden wäre! Deutsche Fürsten, die sich als Territorial-Herren zu betrachten angefangen hatten, konnten keine Neigung haben, ihr Eigenthum dem Kaiser in Italien aufzuopfern. Auf dem Reichstage zu Würzburg erfuhr Friedrich nichts als Kälte, so daß er es nicht einmal wagte, die Angelegenheiten Italiens zur Sprache zu bringen. Da die Römer auf Zureden des Kardinals Johannes (eines Stellvertreters Alexanders in Italien) an diesen Papst Boten gesendet

hatten, die ihn zur Rückkehr nach Rom einladen sollten: so benutzte Friedrich diesen Umstand, sich von der Versammlung zu Würzburg das eidliche Versprechen geben zu lassen, daß sie weder den Kardinal Orlando, d. h. den Papst Alexander, noch irgend einen von dessen Parthei Gewählten, sondern nur Paschalis den Dritten, und nach dessen Tode den, der ein Freund des Kaisers seyn würde, als Papst anerkennen wollten. Ihn unterstützte Rainald, erwählter Erzbischof von Köln; und ob es gleich nicht an Einwänden fehlte, so brachte jener entschlossene Erzbischof es doch dahin, daß vierzig versammelte Fürsten und Prälaten das von ihnen geforderte Versprechen gaben, die ersteren nicht ohne geheimen Widerwillen, die letztern nicht ohne Vorbehalt.

Inzwischen hatte Alexander der Dritte Frankreich verlassen, und war über Monpellier nach Messina gegangen, wo König Wilhelm ihn mit allen nur ersinnlichen Ehrenbezeigungen empfangen hatte. Fünf wohl ausgerüstete Galeeren brachten den Papst und seine Begleitung nach Ostia. Hier stieg er den 22. Nov. 1165 ans Land, und am folgenden Tage wurde er, wie im Triumph, von der römischen Geistlichkeit, an welche sich Volk und Adel angeschlossen hatten, in den Lateran geführt. Da nun ganz Italien wußte, daß dies gegen den Willen des Kaisers zu Stande gebracht war: so war auch nichts natürlicher, als daß eine große Anzahl von Städten zum Abfall von Friedrich geneigt wurde. Eine allgemeine Empörung fürchtend, welche alle seine Entwürfe vernichtet haben würde, bot der Kaiser sein ganzes Ansehn auf, um einen Heereszug nach Italien zu Stande zu bringen. Die Erzbischöfe von Köln

und von Mainz, Rainald und Christian, mußten mit gutem Beispiel vorangehen; und wirklich waren sie die ersten, welche, die Wege bahnend, in Italien anlangten: beide weit bessere Divisions-Generale, als Erzbischöfe, und um das Geistliche, das sie kaum ahneten, nur um des Weltlichen willen bekümmert. Erst im Monat November 1166, also gerade ein Jahr nach der Zurückkunft Alexanders in Rom, erschien Friedrich in Oberitalien. Auf den ronkalischen Feldern wurde eine Versammlung der lombardischen Stände gehalten, welche, aus Furcht vor dem Kaiser, Alexandern für einen Usurpátor, Paschalis den Dritten hingegen für den rechtmäßigen Papst erklärten. Indem es nun nichts Geringeres galt, als die Vertreibung des erstern und die Einsetzung des letztern, brach der Kaiser, nachdem er das Weihnachtsfest in der Lombardei gefeiert hatte, den 18. Januar 1167 nach Rom auf. Die kriegerischen Erzbischöfe von Köln und von Mainz, welche die Vorhut führten, hatten Alexandern bereits nicht wenig geängstigt, als der Kaiser, nach der Eroberung von Ankona, vor Rom anlangte, und sich eines bedeutenden Theils dieser Stadt bemächtigte. Nichts desto weniger widerstanden die Söldner des Papstes im innigsten Verein mit den römischen Bürgern. Beide vertheidigten die St. Peterskirche, bis diese von der Flamme ergriffen wurde, welche die von den Deutschen in Brand gesteckte Kirche der heil. Maria verbreitete. Jetzt durch Rauch und Hitze aufs Aeußerste gebracht, ergaben sie sich zwar; doch schien Alexander sein Recht noch in den festen Häusern der Franzipani vertheidigen zu wollen. Friedrich, dieses anstößigen Kampfes müde, brachte endlich das Volk, und selbst einen

großen Theil der Geistlichkeit durch den Vorschlag auf seine Seite, daß beide Prätendenten die Tiara niederlegen und ein Dritter mit Genehmigung beider Partheien gewählt werden sollte. Unter diesen Umständen stahl sich Alexander aus Rom und ging über Gaeta nach Benevent, wo er sich im Schutze des Königs von Sizilien befand.

Der päpstlichen Würde nichts zu vergeben, war die Maxime Alexanders; und diese rettete noch einmal das Ansehn des römischen Universal-Monarchen. Indem nämlich Friedrich in der Umgegend von Rom verweilte und Paschalis, von Viterbo herbeigeholt, die Altäre, gerade als wären sie von Alexandern befleckt worden, reinigen oder neu bauen ließ, auch Alexanders Weihungen der Bischöfe und Aebte vernichtete, brach, während der heißen Jahreszeit, in dem kaiserlichen Lager eine ansteckende Krankheit aus, welche, in sehr kurzer Zeit, den größten Theil seines Heeres, so wie die meisten Fürsten seines Gefolges wegraffte. Es starben, außer dem einflußreichen Erzbischof von Köln, Friedrich von Rothenburg, König Konrads einziger Sohn, der jüngere Welf, der Graf Beringer von Sulzbach und die Bischöfe von Regensburg und Speier, so wie viele Andere aus den angesehensten Häusern Deutschlands. Was in sich selbst nichts weiter war, als die Wirkung einer unerträglichen Hitze, die auf einen anhaltenden Regen folgte, galt für göttliche Strafe, verhängt wegen des Brandes der St. Peterskirche; so faßten selbst die Deutschen diesen Unfall auf. Durch ihn sah Friedrich, der noch Unteritalien zu erobern gedachte, sich genöthigt, nach Deutschland zurückzugehen, was er jedoch nicht that, ohne Paschalis durch eine Besatzung in

Rom zu befestigen und die römischen Geiseln zurück zu behalten.

Inzwischen hatten sich die Bewohner von Mailand, Brescia, Cremona, Bergamo, Piacenza, Parma, Modena und Ferrara zu einem Bunde vereinigt, dessen Hauptzweck die Rettung des päpstlichen Ansehns und des Königreichs Sizilien war. Schlagfertig stand dieser Bund da, als Friedrich durch Oberitalien nach Deutschland zurückzugehen wünschte. Schon besetzten die beherzten Lombarden alle Gebirgspässe, um den Kaiser desto sicherer in ihre Gewalt zu bekommen. Für diesen war die einzige Aufgabe, sich zu retten. Zum Glück war Pavia treu geblieben. Als demnach alles gewagt werden mußte, entwich Friedrich mit etwa dreißig Begleitern von Pavia nach Savoyen. Hier waren neue Gefahren zu bestehen, denen der Kaiser nur dadurch entrann, daß er von Susa mit zwei Begleitern in Knechtskleidern entfloh. Ganz Italien fiel hierauf von ihm ab. Paschalis der Dritte, in seinem Palast gefangen genommen, starb den 20. Sept. 1168 an einem Krebsschaden; die lächerlichste Handlung seines Lebens war, daß er, auf Verlangen Friedrichs, Karl den Großen unter die Zahl der Heiligen aufnahm. An der Gränze von Montferrat, dessen Herzog dem Kaiser am längsten treu geblieben war, erbauten die Lombarden eine neue Stadt, welche sie, dem Kaiser zum Trotz, nach dem Namen des von ihm bestrittenen Papstes Alessandria nannten. In Deutschland wurde die Niedergeschlagenheit, welche die Nachrichten aus Italien verbreitet hatten, nicht wenig vermehrt, als die Gebeine derjenigen anlangten, welche in Rom und in der Umgebung desselben ihren Untergang

gefunden hatten: denn die Deutschen dieser Zeit hatten den Gebrauch, sich nicht im Auslande begraben zu lassen; man sott die Leichnahme aus und brachte die Gebeine in die Grabstätte der Väter. Durch alles dieses schien Friedrichs Ansehn für immer zu Grunde gerichtet, und der bisherige Kampf der weltlichen Macht mit der geistlichen beendigt, so wie Italien für Deutschland verloren zu seyn. Das Einzige, was den Kaiser aufrecht erhielt, war das Vertrauen, das er in sich selbst setzte, verbunden mit der Geistesgewandtheit, die ihm so eigen war.

Heinrich der Löwe hatte an dem letzten Kriege keinen Antheil genommen: ursprünglich vielleicht, weil er nicht als das bloße Werkzeug des Kaisers erscheinen wollte; später, weil er in seinen eigenen Staaten vollauf beschäftigt gewesen war. Der Herzog von Sachsen war den übrigen Fürsten Deutschlands verhaßt wegen des großen Umfangs seines Machtgebiets, vorzüglich aber wegen seines persönlichen Charakters, der sich nicht mit Nachgiebigkeit gegen fremde Anmaßungen vertrug. Die Kirchenfürsten Sachsens und Westphalens hatten noch einen besonderen Grund seine Feinde zu seyn; denn ob er gleich, dem Geiste seiner Zeit gemäß, sein größtes Verdienst in die Beförderung des Kirchenthums setzte, so hatte er doch in Ansehung der Priesterschaft Friedrichs Grundsätze angenommen, nach welchen er standhaft auf die Abhängigkeit der Kirche von dem Staate drang: Grundsätze, welche dem Freiheitssinne der ersten Kirchenbeamten um so mehr entgegen waren, da sie sich, seit einem Jahrhundert, als die ersten Klassen der Gesellschaft betrachteten, und da in Deutschland seit den Zeiten Gregors des Siebenten nichts

üblicher war, als daß selbst Fürsten von Bischöfen Lehne empfingen. Ueberzeugt also, daß, wenn man den mächtigen Herzog von Sachsen und Baiern gewähren ließe, der Supremat der Kirche sehr bald zu Grabe gehen werde, vereinigten sich die Erzbischöfe von Magdeburg und Bremen mit den Bischöfen von Hildesheim und Lübeck zu einer Opposition wider Heinrich; diese aber artete gar bald in eine förmliche Verschwörung aus, an welcher der Markgraf Albrecht von Brandenburg, der Landgraf Ludwig von Thüringen, der Markgraf Otto von Kamberg, der Pfalzgraf Albert von Sommerburg, der Graf Christian von Oldenburg und, außer mehreren kleinen Dynasten, auch Wittekind von Dasenburg den lebhaftesten Antheil nahmen. Gleichzeitig fiel man über den Herzog her; vielleicht sogar mit Genehmigung des Kaisers, der Heinrich den Löwen, weil er ihm nicht nach Italien gefolgt war, in Deutschland beschäftigt zu sehen wünschte. Doch der Herzog hatte den gegen ihn losbrechenden Sturm längst vorhergesehen, und war keinesweges unvorbereitet. Den Uebermuth, dessen Gegenstand er geworden war, zu bestrafen, wendete er sich zuerst nach Magdeburg und Thüringen; und da er von dem Kriegshandwerk ein wenig mehr verstand, als Erzbischöfe und Bischöfe, so wurde es ihm nicht schwer, Rache zu nehmen wegen der ihm zugefügten Beleidigungen. Dann richtete er seinen Lauf nach Bremen, verjagte den Erzbischof dieser Stadt und den Grafen von Oldenburg; nicht lange darauf auch den Bischof von Lübeck. In kurzer Zeit eroberte er alles Verlorne wieder und schreckte seine Feinde so, daß Niemand sich gegen ihn hervorwagte, die Stadt Goslar und Wit-

tekind von Dasenburg ausgenommen, von welchen jene sich als Reichsstadt behaupten wollte, dieser auf seiner festen Burg zwischen Elbingerode und Ilfeld trotzte. So standen die Sachen in Deutschland, als Friedrich aus Italien zurück kam.

Den Schein zu retten, hatte er, von Italien aus, zum Frieden ermahnt. Jetzt, des Beistandes der Fürsten mehr als je bedürftig, suchte er ihn zu Stande zu bringen. Er versammelte also die Partheien auf einem Reichstage zu Bamberg, und diese ließen sich um so leichter beschwichtigen, je mehr jede durch den Krieg gelitten hatte. Heinrich der Löwe erhielt alles, was man ihm hatte nehmen wollen, zurück; und der Erzbischof von Bremen, so wie der Bischof von Lübeck, welche die Flucht ergriffen hatten, durften auf ihre Bischofssitze gegen das Versprechen zurückkehren, daß sie in Zukunft den Anordnungen Heinrichs Folge leisten wollten. Nur Wittekind von Dasenburg widersetzte sich, wie es scheint, mehr aus Liebe zum Raube, als weil er gereizt war. Man sah also in Deutschland einen einzelnen Edelmann der ganzen Reichsmacht trotzen. Selbst als diese wider ihn vereinigt wurde, trotzte er noch, bis endlich Friedrich auf den glücklichen Gedanken gerieth, die Bergleute von Goslar zur Zerstörung des einzigen Brunnens zu gebrauchen, aus welchem die Belagerten ihren Durst zu stillen pflegten. So wurde Wittekind vermocht, die Gnade des Kaisers anzuflehen. Wiefern er sie erhielt ist ungewiß; nur zeigen die Trümmer, die man noch jetzt am Harz in der Nähe von Hasselfelde antrifft, daß seine Burg zerstört wurde . . .

Zwar hatte Friedrich dem mächtigen Herzog von

Sachsen und Baiern gezeigt, daß seine Unabhängigkeit nicht so unbedingt sei, als er bisher geglaubt hatte; und die natürliche Folge davon war, daß Heinrich für den Augenblick nachgiebiger gegen den Kaiser wurde. Indeß waren die Kräfte der Herzogthümer allzu sehr erschöpft, als daß der neue Feldzug nach Italien, den Friedrich beabsichtigte, auf der Stelle hätte angetreten werden können. Es blieb also auf Seiten des Kaisers nichts Anderes übrig, als — den günstigeren Zeitpunkt abzuwarten. Sich von neuem den Weg nach Italien zu bahnen, versicherte er sich Rhätiens und Graubündtens durch einen Umtausch mit den Habsburgern, und zu demselben Zweck kaufte er dem alten Welfen, dessen Sohn an der Pest gestorben war, die welfischen Güter und Gebiete in Italien ab; namentlich Toskana, Spoleto und Sardinien. Den sichersten Aufschluß über seine Absichten gab sein Verfahren gegen die Bischöfe von Salzburg und Passau, die er wegen ihrer Anhänglichkeit an Alexandern, oder vielmehr an den Kirchengesetzen, verjagte. Unstreitig aber muß man auf diese seine Stimmung auch den Haß beziehen, den er gegen den König Uladislaus von Böhmen faßte: einen Fürsten, den er seiner fünf und dreißig Jahre lang behaupteten Würde entsetzte, es sei nun, weil er ihm den allzu frühen Abzug aus Italien, im Jahre 1158 noch nicht verziehen hatte, oder weil er ihn nicht bereden konnte, ihm unter den gegenwärtigen Umständen hold und gewärtig zu seyn. Was er aus Italien erfuhr, diente nur zur Verstärkung seiner Leidenschaft. So wie anhaltende Kriege immer damit endigen, daß sie selbst die friedlich gesinnten Bürger zur Kriegslust entflammen, so war dies auch in

Italien der Fall. In den Städten Oberitaliens entwikkelte sich ein Geist, der, wo nicht Angriff, doch den heftigsten Widerstand ankündigte, und zu Mailand, das sich aus den Trümmern zu erheben angefangen hatte, bildete sich ein Verein, der sich die Gesellschaft des Todes nannte; es waren neunhundert Männer, welche darauf geschworen hatten, daß sie im Treffen lieber neben einander sterben, als zurückweichen wollten. Welche Nachricht für einen Fürsten, der die Ueberzeugung hegte, daß er, in seiner Abhängigkeit von dem guten Willen der Reichsfürsten, nur durch die Feststellung seiner Oberherrlichkeit in Italien, im Stande seyn werde, dem Kampfe mit dem Papste eine solche Wendung zu geben, daß das kaiserliche Ansehn gesichert bliebe!

Wie Friedrich auch seine Maßregeln nehmen mochte: so konnte er doch nicht jede unangenehme Berührung mit dem Herzoge von Sachsen und Baiern vermeiden. Das Verhältniß, worin er zu Heinrich dem Löwen stand, hatte seinen Charakter darin, daß auf seiner Seite das qualitative, auf der Seite des Herzogs hingegen das quantitative Recht war; kurz, daß dies Verhältniß das umgekehrte von dem war, was es hätte seyn sollen. Die Vereinigung der Herzogthümer Sachsen und Baiern war und blieb ohne Sinn, wenn sie nicht zur höchsten Reichswürde führte, und dieser einen stärkeren Nachdruck gab, als sie seit einem Jahrhundert gehabt hatte. Dies nun paßte auf keine Weise zu den Entwürfen eines Kaisers, der nichts Geringeres beabsichtigte, als die deutsche Königswürde in seiner Familie erblich zu machen, und dieser in der Herrschaft über Italien eine feste Grundlage zu geben.

Frie-

Friedrichs männliche Nachkommenschaft bot die Mittel zu einer bleibenden Beruhigung Deutschlands dar; und diese Mittel mit väterlichem Sinne anwendend, versorgte er, nachdem seinem ältesten Sohne die Nachfolge gesichert war, die vier übrigen mit Herrschaften: Friedrich mit dem Herzogthum Schwaben, Konrad mit den Gütern des jung verstorbenen Sohnes seines Vorgängers, Otto mit Burgund, Philipp, der noch sehr jung war, mit geistlichen Gütern. An diesem Verfahren war nichts zu tadeln; allein es verletzte Heinrich den Löwen, weil dieser sich, als Familien-Haupt, in einer Lage befand, welche mit der des Kaisers nur allzu viel Aehnlichkeit hatte; denn auch er hatte aus seiner zweiten Ehe mit Mathilden, der Tochter Heinrichs des Zweiten von England, eine zahlreiche Nachkommenschaft, für welche nur in sofern mit Erfolg gesorgt werden konnte, als die Aussicht auf die höchste Reichswürde ungetrübt blieb. Da für Friedrichs Entwürfe alles von dem Ausgange des nächsten Feldzugs in Italien abhing, so suchte Heinrich der Löwe diesen dadurch zu verzögern, daß er für seine Person eine Reise nach Palästina unternahm. Ob die Bewohner Oberitaliens ihn für ihre Sache gewonnen hatten, ist zweifelhaft geblieben: immer aber kam ihnen die Zeit zu Statten, die sie zu Vervollständigung ihrer Zurüstungen durch des Herzogs Entfernung aus Deutschland gewannen; denn der Erfolg zeigte, daß Friedrich seinen Feldzug erst im Jahre 1174 antreten konnte.

Mit einem reichen Schatz von Reliquien kehrte Heinrich aus dem Morgenlande zurück; und da es einer würdigen Niederlage für denselben bedurfte, so wurde zu Braun-

schweig der Bau jener St. Blasius-Kirche begonnen, welche dem lebhafteren Verkehr zum Stützpunkt dienen sollte. Friedrich durchreisete inzwischen ganz Deutschland, um die Kräfte zu vereinigen, deren er zur Bezwingung der Lombarden bedurfte; er glaubte keinen Augenblick mehr verlieren zu dürfen. Welche Zusicherungen ihm der Herzog von Sachsen und Baiern gab, da er sich nicht füglich von dem neuen Zuge nach Italien ausschließen konnte, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben; unstreitig versprach er zu folgen. Wie es sich auch damit verhalten mochte: zwischen dem Herzog und dem Kaiser war es dahin gekommen, daß alles, was jener für diesen that, wider Willen geschah. Und hierauf beruhete, wie wir sehen werden, die Vernichtung des Kerns der Monarchie, den Deutschland in der Vereinigung der Herzogthümer Sachsen und Baiern bisher gerettet hatte.

Mit einem, aus Söldnern und Lehn-Miliz zusammengesetzten Heere brach Friedrich über den Cenis in Italien ein. Dies geschah im Herbst des Jahres 1174. Turin und andere Städte erklärten sich für ihn, sobald er jenen Berg hinabstieg. Die Schmach zu rächen, welche der Kaiser auf seiner letzten Flucht zu Susa erfahren hatte, wurde dieser Ort in Brand gesteckt. Von hier aus zog das Heer nach dem neu erbauten Alessandria, dem kein besseres Schicksal bevor stand, weil der bloße Name eine Verhöhnung des kaiserlichen Ansehns in sich schloß. Cremona, das wieder aufgebaute Tortona, Como und andere Städte öffneten ihre Thore und erkauften ihre Fortdauer durch starke Geldsummen. Dennoch fand Friedrich vor Alessandria Schwierigkeiten zu überwinden, auf welche er

nicht gerechnet hatte. Nur allzubald zwang der Eintritt der schlechten Witterung ihn zur Auseinanderlegung seiner Truppen, und was davon unzertrennlich war, zur Abschließung eines Waffenstillstandes, der bis zum Mai des folgenden Jahres dauern sollte. Angesponnene Friedensunterhandlungen hatten einen so guten Fortgang, daß ein bedeutender Theil des kaiserlichen Heeres nach Deutschland zurückging. Doch das Blatt wendete sich, sobald die Lombarden sahen, wie wenig sie zu befürchten hatten. Anfangs geneigt, in dem Kaiser ihren Oberherrn selbst unter strengen Bedingungen zu erkennen, forderten sie jetzt: Aussöhnung mit den Städten und der Kirche, Rückgabe der Gefangenen, Verzeihung für alles, was geschehen war, freie Wahl der Obrigkeiten, Bestätigung der konsularischen Rechtssprüche, Herstellung der Weltlichen und der Geistlichen in ihre verlorene Besitzungen, Erlaubniß zu Anlegung von festen Plätzen. Papst Alexander, der nach Paschalis des Zweiten Tode den heiligen Stuhl eingenommen hatte, blieb nicht hinter diesen Forderungen zurück; denn er verlangt: außer dem Frieden mit dem Kaiser, die Anerkennung seiner kanonisch gewählten Nachfolger als rechtmäßiger Päpste; ferner die Präfektur der Stadt Rom für sich und die Zurückgabe der mathildischen Güter für die Kirche; endlich die Herausgabe aller, der römischen Kirche genommenen Länder und Herrschaften, und zwar in dem Zustande, worin sie genommen worden, so wie die Einschließung der Lombarden und des Königs von Sizilien in den Friedensvertrag. Friedrich konnte diese Forderungen nicht erfüllen, ohne nicht nur seinen Entwürfen, sondern auch seinem Ansehn als Kaiser für immer zu ent-

sagen. Wie sich aber in seiner mißlichen Lage behaupten? Ohne den Beistand der deutschen Fürsten verloren, bemühete er sich, vor allen Dingen, um den des Herzogs von Sachsen und Baiern, an welchen er ein Schreiben über das andere richtete. Doch dieser Fürst beharrete in seinem Eigensinn, und das Einzige, wozu er sich entschloß, war eine Zusammenkunft mit Friedrich in Chiavenna. Hier erschöpfte der Kaiser seine ganze Beredsamkeit, um den störrigen Herzog noch einmal für sich zu gewinnen; er trieb die Herablassung sogar so weit, daß er von seinem Sitze hinabstieg und die Knie Heinrichs umfaßte. Vergeblich; der Herzog beharrete auf seiner Weigerung, während Jordanus Truchses, einer seiner Mannen, sogar die Kühnheit hatte, ihm zuzurufen: „Herr, die Krone, die Ihr zu Euren Füßen gesehen habt, wird bald Euer Haupt schmücken.“ Aehnliches war im deutschen Reiche nie vorgekommen. Um so mehr waren alle Anwesenden von dem beispiellosen Auftritt bewegt, bis die Kaiserin sich würdevoll ihrem Gemahl nahete und folgende einfache Worte zu ihm sprach: „Lieber Herr, stehet auf; Gott wird Euch Hülfe leisten, wenn Ihr einst dieses Tages und dieses Hochmuths gedenkt.“ Heinrich der Löwe entfernte sich auf diese Worte, und kehrte nach Braunschweig, seinem Lieblingsaufenthalt, zurück.

Unverzagt, wie Friedrich in allen Lagen seines Lebens war, schöpfte er frischen Muth, als die Erzbischöfe von Köln, Trier und Magdeburg, die Bischöfe von Münster und Worms, der Graf von Flandern und viele treu gebliebenen Stände ihm im Frühling des Jahres 1176 über Graubündten und Chiavenna Verstärkungen zuführten.

Bei Como mit denselben vereinigt, wünschte er, für die Durchführung seiner Entwürfe, sich noch mit den zurückgebliebenen Paviensern und dem Grafen von Montferrat zu verbinden, als die Mailänder in der gerechten Besorgniß, daß ihre Sache verloren seyn würde, wenn sie dieser Verbindung nicht zuvor kämen, ihm eine Schlacht zu liefern beschlossen. Zu diesem Endzweck zogen sie dem Kaiser entgegen, und schlugen ihr Lager zwischen Legnano und dem Ticino auf. Hier kam es zur Schlacht. Diese war für die Lombarden so gut als verloren, als, im Augenblick der höchsten Noth, jene zwei mailändische Heeresabtheilungen, welche die Schaaren des Hauptbanners und des Todes genannt wurden und bisher ein unbewegliches Hintertreffen gebildet hatten, mit so unwiderstehlicher Gewalt auf die Deutschen eindrangen, daß des Kaisers Fahnenträger getödtet wurde, während der Kaiser selbst im heldenmüthigen Kampfe mit seinem Pferde zu Boden stürzte. Da gleichzeitig ein von den Brescianern gelegter Hinterhalt hervorbrach, so bedurfte es nur der Nachricht, daß der Kaiser erschlagen sey, um eine allgemeine Flucht zu bewirken, auf welcher Viele niedergehauen wurden, noch Mehrere in dem Ticino ertranken oder in Gefangenschaft geriethen. Das ganze Lager der Deutschen mit Vorräthen und Geldern, so wie mit des Kaisers Fahne und Schild, fiel in die Hände der Sieger. Vier Tage hindurch galt der Kaiser für todt; und schon hatte seine Gemahlin zu Como die Trauer angelegt, als er zur höchsten Freude der Seinigen in Pavia wieder zum Vorschein kam....

Dieser Umstand veränderte Alles. Während die Lom-

barden weniger frohlockten über den davon getragenen Sieg, und sich selbst die Frage vorlegten, ob durch denselben etwas Dauerndes gewonnen sei, erwog Friedrich, wie weit er seine Forderungen herabstimmen müsse, wofern er nicht alles verlieren wollte. Zwar bot er noch einmal seine ganze Verschlagenheit auf, um den Papst, den König von Sizilien und den lombardischen Städtebund von einander zu trennen; allein, da keiner ohne den andern Friede machen wollte, so sah er sich zum Nachgeben genöthigt. Die Hauptperson war und blieb der Papst; dieser aber kam, um den Ueberrest seines Lebens in Ruhe zu beschließen, dem Kaiser halben Weges entgegen. Die erste Friedensbedingung war die Anerkennung Alexanders; und nachdem Friedrich dieselbe angenommen hatte, wurde eine Zusammenkunft zwischen dem Papste und dem Kaiser verabredet. Auf dem St. Markus-Platz zu Venedig erhielt Friedrich den Friedenskuß, nachdem er Alexanders Füße geküßt hatte. Mit Genehmigung des Papstes blieben die mathildischen Güter für die nächsten funfzehn Jahre in den Händen des Kaisers zurück; und auf eben so lange Zeit wurde ein Waffenstillstand mit dem König von Sizilien verabredet. Zur Vergleichung des Streits zwischen den lombardischen Städten und dem Kaiser schien ein Waffenstillstand von sechs Jahren hinreichend. Den 27. September 1177 wurde dieser Vertrag von dem Papste, von dem Kaiser, von den Kardinälen und von allen deutschen Reichsständen, die zugegen waren, unterzeichnet und besiegelt. Papst und Kaiser kehrten hierauf, jener nach Rom, dieser nach Deutschland zurück, wo er bald nach seiner Ankunft kein anderes Ziel verfolgte, als sich wegen

des in Italien erlittenen Unfalls an Heinrich dem Löwen zu rächen, den er als die erste Ursache seines verminderten Ansehns betrachtete.

Was den Herzog von Sachsen und Baiern bestimmt hatte, dem Kaiser in dem Augenblick der Krisis seinen Beistand zu versagen — dies war ein Punkt, der sich nicht zu Sprache bringen ließ, ohne Erörterungen in Gang zu bringen, die kaum zu beendigen waren. Nichts desto weniger war Friedrich entschlossen, den Herzog als den Urheber seines Mißgeschicks anzuklagen. Des Erfolgs konnte er um so gewisser seyn, weil in dem gegen Heinrich erhobenen Prozeß das Mittel lag, sich viele deutsche Fürsten zu verbinden; vorzüglich diejenigen unter ihnen, die, als Heinrichs Nachbarn, sich von seiner politischen Größe bedroht glaubten. Sprach irgend etwas wider die Organisation des deutschen Reichs im zwölften Jahrhundert, so war es der Umstand, daß die Kaiser, um sich neue Mittel zu verschaffen, genöthigt waren, ihre oberstrichterliche Macht zu Veränderungen des Besitzstandes, oder, was dasselbe sagt, zu Umwälzungen zu benutzen. Die unglücklichen Deutschen dieser Zeit konnten das, was vor ihren Augen vorging, immer nur anstaunen, weil das Nothwendige in den Wirkungen der Vielherrschaft sich ihrer Beurtheilung entzog, die Einherrschaft aber bereits unmöglich geworden war....

Den gegen ihn losbrechenden Sturm ahnend, suchte Heinrich ihm dadurch zuvor zu kommen, daß er, gleich nach der Wiedererscheinung des Kaisers in Deutschland, als Kläger gegen den Erzbischof von Köln und gegen den Grafen von Flandern auftrat, die auf ihrem letzten Zuge

nach Italien das Herzogthum Baiern ohne Fug und Recht verheert hatten, und dadurch straffällig geworden waren. Wenn Heinrich bei dieser Klage nichts weiter beabsichtigte, als Friedrichs Gesinnungen zu erforschen: so gab die Gleichgültigkeit, womit der Kaiser die Klage aufnahm, nur allzu viel Aufschluß; denn Friedrich, anstatt dem Herzog gerecht zu werden, ließ ihn zur Vertheidigung seines eigenen Betragens gegen den Kaiser nach Worms einladen. Hierdurch war alles ins Klare gebracht, sofern am Tage lag, daß Friedrich, einverstanden mit den Feinden des Herzogs, nur damit umging, wie er seinen ehemaligen Freund bürgerlich vernichten wollte. Heinrich mochte erscheinen oder nicht erscheinen: das Schicksal, das ihm von bestochenen Richtern und von einem Oberrichter, der zugleich Parthei war, bevorstand, war in dem einen und in dem anderen Falle gleich unvermeidlich. Da er nicht erschien, so sprach man gegen ihn die Beschuldigung aus, daß er dem Kaiser nach Krone und Leben getrachtet, und, von den Lombarden bestochen, dem Kaiser nicht beigestanden habe. Die Wahrheit dieser Beschuldigung mit dem Degen in der Faust zu erweisen, erbot sich der Landgraf Dedo von Landsberg. Im Hintergrunde lauerte Aechtung. Da diese jedoch erst nach der dritten Vorladung ausgesprochen werden durfte, so wurde ein neuer Tag zu Magdeburg anberaumt. Heinrich, anstatt auf demselben zu erscheinen, hatte zu Neuhaldensleben eine Zusammenkunft mit dem Kaiser; und man sagt, daß Friedrich sich zur Niederschlagung der Anklage gegen 5000 Mark Silbers habe bequemen wollen, wenn Heinrich sich zur Erlegung derselben hätte entschließen können. Immer blieb das, was zwischen beiden

in der Mitte stand, von einer solchen Beschaffenheit, daß es auf die Dauer selbst durch das größte Geldopfer nicht ausgeglichen werden konnte. Ein dritter Tag, zu Goslar angesagt, wurde von dem Herzog gleich wenig beachtet. So erfolgte denn die Achtserklärung, welche eine Beraubung aller Würden und Lehne in sich schloß. Jetzt verlangte Heinrich zwar, als ein aus Schwaben gebürtiger Fürst nach dem schwäbischen Fürstenrecht gerichtet zu werden; doch dies zu bewilligen lag weder in den Absichten des Kaisers, noch in denen der deutschen Fürsten; durch einen Zweikampf wollte man die Richtigkeit der Forderung des Herzogs erweisen. Vergeblich verwendeten sich die Könige von England und von Frankreich für den Unglücklichen; für Fürsten, die sich zu vergrößern wünschten, war der ausgeworfene Köder allzu reizend, als daß sie ihm hätten widerstehen können. Nachdem also die Aechtung zu Gelnhausen bestätigt war, schritten Heinrichs Feinde zur Vollstreckung derselben.

Von allen seinen Feinden war der Erzbischof von Köln der, welcher zuerst gegen ihn losbrach: ein Mann, der nur allzu gern den Bischofsstab gegen den Feldherrnstab vertauschte, und in seiner angebornen Rohheit den Krieg in Deutschlands Gauen eben so führte, wie er ihn in Italien geführt hatte, d. h. verheerend und zerstörend. In seiner Wuth verschonte er weder Kirchen noch Klöster, und nicht damit zufrieden, daß er sich die geheiligten Gefäße der ersteren aneignete, gab er sogar die weiblichen Bewohner der letzteren dem Muthwillen seiner Soldaten Preis. Von ihm wurde das Land jenseits der Weser, so weit es zum Herzogthum Sachsen gehörte, verheert, und

ihn unterstützten, außer den Bischof von Halberstadt und den Erzbischof von Magdeburg, der Markgraf von Thüringen und der von Nordsachsen.

So vielen Feinden zu gleicher Zeit zu widerstehen, war, wo nicht unmöglich, doch höchst schwierig. Heinrich, dem Beispiel seines Vaters folgend, gab Baiern Preis, um desto nachdrücklicher das Herzogthum Sachsen zu vertheidigen. Aus dem Herzen desselben sich zunächst nach Thüringen wendend, eroberte er Mühlhausen und Nordhausen, und nahm, nach einer glücklichen Schlacht, sogar den Markgrafen Ludwig und dessen Bruder Herrmann gefangen. Gegen den Erzbischof von Köln sendete er den Grafen von der Lippe; und da jener nach Köln zurückgegangen war und seine Truppen unter dem Befehl des Grafen Simon von Tecklenburg zurückgelassen hatte: so kam es zwischen beiden Grafen zu einer Schlacht, die für den erzbischöflichen Statthalter so nachtheilig endigte, daß er, als Gefangener, in Ketten nach Braunschweig gebracht wurde. Kein besseres Schicksal hatte der Bischof von Halberstadt: geschlagen, auf der Flucht verfolgt und in der Hauptstadt selbst belagert, wollte er sich, als diese Stadt in Flammen aufging, noch einmal durch die Flucht retten, als er gefangen genommen und nach Braunschweig geschleppt wurde.

Das alles geschah im Jahre 1180.

Heinrich stand als Sieger da, und die über ihn ausgesprochene Acht fing an verspottet zu werden; denn für ihn sprach die öffentliche Meinung, sie, die am meisten durch den Erfolg bestimmt wird, den sie für ein Gottesurtheil zu halten pflegt. Wollte Friedrich das kaiserliche

Ansehn retten, so mußte er sich an die Spitze des Reichsheers stellen. Das sittliche Uebergewicht gab von diesem Augenblick an den Dingen eine andere Wendung: denn ein deutscher Kaiser genoß in diesen Zeiten wenigstens so viel Achtung, daß ein Unter-Vasall es selten wagte, dem kaiserlichen Befehl zu trotzen. Kaum hatte also Friedrich die Lehnsleute Heinrichs von Reichswegen aufgefordert, sich des Herzogs zu entschlagen, so erfolgte ein so allgemeiner Abfall, daß die Vollstreckung der Acht im höchsten Grade erleichtert war. Selbst Heinrichs feste Plätze geriethen in die Hände des Kaisers. Unter diesen Umständen sah Heinrich sich genöthigt, Lübeck zu seinem Zufluchtsorte zu machen; und als auch diese Stadt in die Hände des Kaisers fiel, da blieb nichts anderes übrig, als — Ergebung und Demüthigung. Diese erfolgte im Jahre 1182. Sei es, daß der Kaiser sein gegebenes Wort nicht zurücknehmen wollte, oder daß seine Plane in Beziehung auf Italien die Aufopferung des Herzogs nothwendig machte: genug, Heinrich erhielt nichts weiter, als das Versprechen, daß seine Erbländer unangetastet bleiben sollten, wenn er sich entschließen könnte, drei Jahre außerhalb Deutschlands zu leben. Die volle Beilegung des Streits wurde also hinaus geschoben, um den Unterdrückten gänzlich zu entwaffnen.

Was also Heinrich jemals an Reichslehnen besessen hatte, ging für ihn und seine Familie verloren. Seinem eigenen Hause verlieh der Kaiser nur das, was in Italien von der Besitzung des alten Welf für Heinrich übrig geblieben war. Das Herzogthum Baiern erhielt einer von den begütertsten Fürsten dieses Landes, dessen Ahnherren

es in früheren Zeiten bereits verwaltet hatten; nämlich Otto von Wittelsbach, der Stammvater des pfalzbaierschen Hauses. Nur Regensburg, die bisherige Hauptstadt des Landes, wurde vom Herzogthum losgerissen und zu einer freien Reichsstadt erhoben: ein Beweis, daß im zwölften Jahrhundert das Verhältniß des Landes zur Hauptstadt ein ganz anderes war, als es gegenwärtig ist. Als Hauptstadt an die Stelle von Regensburg trat München, von Heinrich dem Löwen angelegt und mit Vorrechten versehen. Das Herzogthum Sachsen zerschlug der Kaiser in mehrere Trümmer. Westphalen und Engern kamen an das Erzstift Köln; das östliche Sachsen, d. h. der spätere Kurkreis, fiel zwar an den Grafen Bernhard von Aschersleben, den Sohn Albrecht des Bären, der dem Kaiser in diesem Kriege große Dienste geleistet hatte, doch mußte er sich gefallen lassen, daß die Erzbischöfe und Bischöfe von Mainz, Magdeburg, Bremen, Paderborn, Hildesheim, Werden und Münden das an sich rissen, was ihnen am bequemsten lag. Auch mit den wendischen Ländern, so weit sie unter dem Schutze des Herzogs von Sachsen und Baiern gestanden hatten, ging eine wesentliche Veränderung vor. Kasimir der Erste und Bogislav der Erste, welche in den Besitz dieser Länder waren, erhielten den herzoglichen Titel unter der Bedingung, daß sie ihre Länder vom Kaiser zur Lehn nehmen und der Ausbreitung des Christenthums keine Hindernisse in den Weg legen wollten. Lübeck wurde, wie Regensburg, zu einer freien Reichsstadt erhoben. Und so war denn die ganze Umwälzung, die sich durch das Verhältniß Heinrichs des Löwen zu Friedrich dem Ersten vollzog, wesentlich —

nicht zum Vortheil der weltlichen Macht, wohl aber zu dem der geistlichen, durch deren Bekämpfung Friedrich sich höher auszubringen glaubte; so gewiß ist es, daß man nur den Geist seines Jahrhunderts zu bestreiten braucht, um ihn zu verstärken.

Man rechnet, daß der Flächeninhalt der Staaten Heinrichs des Löwen noch mehr als 2700 Geviertmeilen enthalten habe. Das Ganze, das diese Staaten bildete, machte sie zu einem Kern, aus welchem sich im Verlaufe der Zeit eine kraftvolle Alleinherrschaft für ganz Deutschland entwickeln konnte. Als dieser Kern zerstört war, gab es für die Zersplitterung der Souveränetät keine Grenze mehr; und wir werden in dem Nachfolgenden Gelegenheit haben, zu bemerken, wie weit diese Zersplitterung getrieben wurde. Dem Markgrafenthum Brandenburg kam sie indeß auf eine doppelte Weise zu Statten: einmal nämlich, sofern es weniger stark beschränkt war; zweitens sofern es sich durch die Erwerbungen Bernards vergrößerte und die Schutzherrschaft über die pommerschen Herzogthümer erhielt. Doch es ist der Mühe werth, ausführlicher anzugeben, wie das Markgrafenthum sich je mehr und mehr zu einem Staat entwickelte, der die Unterpfänder seiner Fortdauer in sich trug. . . .

Albrecht der Bär hatte, im fünf und sechzigsten Jahre seines Alters, sein Leben zu Ballenstädt, einer Stadt am Fuße des Harzes, im Jahre 1170 beschlossen. Den beschränkten Mitteln des Zeitalters gemäß, theilten sich seine zahlreichen Nachkommen in die von ihm nachgelassenen Länder, wie man sich noch immer in fahrende Habe theilt; denn von strengen Erbfolgegesetzen war im zwölf-

ten Jahrhundert nirgend die Rede, und die Aufgabe bei Theilungen war keine andere, als alles so einzurichten, daß die Erben die Aussicht gewannen, ihrem Stande gemäß leben zu können. Indem nun Albrecht der Bär sieben Söhne hinterließ, von welchen nur zwei dem geistlichen Stande angehörten, glich sich, nach seinem Tode, alles dahin aus, daß Otto der Erste, welcher seit zwanzig Jahren Mitregent gewesen war, die Nordmark und denjenigen Theil der Ostmark, die später die Kurmark genannt wurde, nebst dem Zerbstischen und dem Magdeburgischen diesseits der Elbe erhielt. Dies mochte ungefähr die Hälfte seyn. Die anderere Hälfte, bestehend in den alten Erbgütern des Markgrafen im Harz und in Thüringen wurde unter die vier übrigen so vertheilt, daß jeder ein standesmäßiges Einkommen erhielt, wobei jedoch die Anordnung getroffen wurde, daß die Hinterbleibenden den Antheil derjenigen erben sollten, die ohne männliche Erben sterben würden: eine Anordnung, welche später dem Grafen Bernhard, muthmaßlich jüngstem Sohne Albrechts des Ersten, zu Gute kam. In einem Gesellschaftszustande, der sich nicht über Viehzucht und Ackerbau erhebt, wo folglich von Finanzen und Pensionen gar nicht die Rede seyn kann, sind Einrichtungen, wie die so eben beschriebenen, so hergebracht und zugleich so nothwendig, daß, wenn es eine Ausnahme davon geben könnte, diese ein unauflösliches Räthsel darbieten würde.

Der Mangel an strengen Erbfolgegesetzen ist in diesem Zustande jedoch nicht das Einzige, was sich als Unvollkommenheit darstellt. Mit ihm in enger Verbindung steht ein lückenhafter Regierungs-Organismus, sofern dies

Wort überhaupt eine Anwendung leidet auf einen nicht kompakten Gesellschaftszustand. Von Gesetzen kann beinahe gar nicht die Rede seyn: alles muß sich auf eine Willkühr beschränken, welche durch eine höhere persönliche Autorität gemildert ist. Förmliche Behörden, wie man sie gegenwärtig in allen kultivirten Ländern hat, würden deshalb etwas Unnatürliches seyn, weil es für ihre Zusammensetzung an allen Mitteln fehlen würde; an ihrer Stelle stehen einzelne Dynasten, die sich von dem Landesfürsten nur durch den geringeren Umfang ihres Machtgebiets unterscheiden. Solche Dynasten führten in dem Markgrafenthum, wie überall in Deutschland, den Grafentitel, nach einer uralten Bedeutung des Wortes „Graf," worin dieses, von grau abgeleitet, den durch Alter und Erfahrung Ehrwürdigen (senior, senator) bezeichnete. Die Vereinigung dieser Dynasten mit den Landesfürsten, den Prälaten und einigen angesehenen Edelleuten konstituirte die Souveränetät. Eine solche Vereinigung wurde Bodding genannt: ein Wort, das man von Entbieten und Botschaft herleiten kann, das aber weit richtiger von dem altdeutschen Body hergeleitet wird, das sich in der englischen Sprache in der Bedeutung von Körper erhalten hat. Das Bodding war in sich selbst ein Parlament, d. h. eine Berathschlagung, um gemeinsame Beschlüsse zu fassen, welche sich theils auf die inneren, theils auf die äußeren Verhältnisse des Staats bezogen; es war, um alles mit einem Worte zu sagen, der Staatsrath, den ein lückenvoller Gesellschaftszustand bedingt, in seinen Dimensionen im höchsten Grade ähnlich den Reichstagen, und eben deswegen späterhin Landtag genannt. Das Bod-

ding trat übrigens während des zwölften Jahrhunderts nur in Havelberg zusammen, das als Bischofssitz in dieser Periode die Hauptstadt des Landes war. Verschieden von dem Bodding war das Lodding: eine Benennung, welche unstreitig abgeleitet werden muß von dem altdeutschen Worte Lag oder Law, das sich in der norwegischen und englischen Sprache für Gesetz erhalten hat. Die Lodding, welche regelmäßig im Herbst und im Frühlinge zu Seehausen, Werben und Havelberg unter freiem Himmel gehalten wurden, bildeten die Form, worin sich die Gerechtigkeitspflege zu einer Zeit bewegte, wo es noch an allen den Mitteln fehlte, welche dem gegenwärtigen Verfahren zum Grunde liegen; sogar an dem Papier, aus welchem Akten gebildet werden können. Mit Gerichtspersonen jedes Standes, mit Vögten, Stadtrichtern und Dorfschulzen begaben sich Kläger und Beklagte nach dem ihnen angewiesenen Ort, wo das zu beendigende Werk unter feierlichem Glockengeläute begann. Es dauerte gewöhnlich vier Wochen; in dieser Zeit aber wurde auch alles abgemacht, und die Gesellschaft hatte keinen Begriff von Prozessen, die sich durch mehrere Jahre hingezogen hätten. Zu dieser Art von Gerechtigkeitspflege gehörte nothwendig, daß jeder Einzelne nur von seinen Standesgenossen gerichtet wurde, weil diese die Einzigen waren, die über den Sittlichkeitsgrad seiner Handlungen wie über seine Rechte zu urtheilen vermochten. Sie führten, weil die Abkunft entschied, die Benennung der Ebenbürtigen.

Haupt-Element der gesellschaftlichen Ordnung war die Geistlichkeit. Wenn sie ihre Bestimmung, das Intellektuelle und Sittliche der Gesellschaft zu leiten, durch die

Vor-

Verbreitung des Glaubens an das Uebernatürliche vollzog: so muß man annehmen, daß es im zwölften Jahrhundert kein wirksameres Mittel für sie gab, und daß sie selbst im Gebrauch dieses Mittels in einem so hohen Grade aufging, daß von einem absichtlichen Betrug gar nicht die Rede seyn kann. Ihre Ehrlichkeit in Zweifel ziehen und den ersten Markgrafen des brandenburgischen Hauses einen Vorwurf daraus machen, daß sie Kirchen und Klöster vervielfältigten, so weit dies in ihren Kräften stand, heißt nichts weiter, als durch den Aufklärungsgrad späterer Jahrhunderte den Geist einer früheren Zeit, welche dessen nicht fähig war, beherrschen wollen: die größte Thorheit, die es geben kann! Die Markgrafen des askanischen Hauses, indem sie die Institutionen der kultivirten Welt ihrer Zeit in das von ihrem Ahnherrn eroberte Land verpflanzten, thaten nicht mehr und nicht weniger, als was die Fürsten der gegenwärtigen Zeit thun, wenn sie Künste und Wissenschaften begünstigen und emporbringen: denn alle höhere Kunst und Wissenschaft war im zwölften Jahrhundert in der Geistlichkeit zusammen geengt; sie bildete ganz ausschließend den Gelehrtenstand, und die Theologie war so sehr die einzige Philosophie, daß an eine andere gar nicht gedacht wurde. Wenn also Otto der Erste das Kloster Lenin stiftete, und wenn seine Nachfolger nicht müde wurden, das christliche Kirchenthum mit allen seinen Einrichtungen zu verallgemeinern: so huldigten sie nicht etwa einem Aberglauben, sondern dem eigentlichen Geiste ihrer Zeit, der nun einmal diese Farbe trug, und an dessen Belebung sich alles Gemeinnützliche knüpfte, vor allem der gesellschaftliche Verkehr, der in dieser Zeit seine Zentral-

punkte in Kirchen und Klöstern hatte. Untergegangen ist die von den Askaniern gebildete Welt in einem höheren Zivilisationsgrade; aber wird die, worin wir im neunzehnten Jahrhundert leben, wie groß auch ihre Vorzüge vor jeder früheren seyn mögen, nicht im Verlauf der Zeit dasselbe Schicksal haben? . . .

Durch das Erzkämmerer-Amt wurden die Fürsten der Mark Brandenburg zuerst in die Verfassung des deutschen Reichs verflochten. Dies Amt scheint eine Belohnung für die treuen Dienste gewesen zu seyn, welche Otto der Erste dem Kaiser Friedrich in seinem Kampfe mit Heinrich dem Löwen geleistet hatte. Weil Nachbar und Feind für Deutschland im zwölften Jahrhundert fast immer Synonyma waren: so hielten es die Askanier standhaft nur mit den Hohenstaufen, und blieben sich in dieser Politik unveränderlich gleich, so lange jenes Geschlecht vorhielt. Eine solche Gesinnung, worin sie auch ihre Quelle haben mochte, verdiente Anerkennung und Dank. Den Dienst eines Erzkämmerers verrichtete Otto der Erste zum ersten und zum letzten Male auf dem großen Reichsfeste, welches Friedrich der Erste im Jahre 1184 zu Mainz gab, um seine mit Eigenthum und Lehnen reichlich versorgten Söhne auf eine feierlichere Weise zur Ritterwürde zu erheben. Wir verweilen nicht bei diesem Feste, wo nicht weniger als 40,000 Ritter des In- und Auslandes von Deutschland gegenwärtig waren. An ihm überreichte der brandenburgische Markgraf dem Reichsoberhaupte nach aufgehobener Tafel ein Waschbecken nebst Handtuch, und versah auf diese Weise einen Dienst, dessen Bedeutung in eben dem Maße verloren ging, worin das Staatswesen

sich je mehr und mehr von dem Hofwesen, und das Sächliche sich von dem Persönlichen trennte. Die Kurfürstenwürde wurde später erworben; sie konnte nicht eher für eine Auszeichnung gelten, als bis der Wahl-Modus für die Bewerber um die Kaiserwürde vollständiger geregelt war.

Wie hätte übrigens die Vereinigung des Markgrafenthums mit dem deutschen Reiche anders als vortheilhaft für beide seyn können, da sie den Verkehr belebte und verstärkte, ihn, der als Ausdruck des gesellschaftlichen Lebens, zugleich die größte Wohlthat in sich schließt! Viehzucht und Ackerbau waren die Hauptbeschäftigung der wendischen Bewohner der Markgrafenschaft gewesen, und an diese Grundverrichtungen hatten sich Woll- und Flachswebereien angeschlossen. Durch die Einwanderung der Deutschen wurden die Gewerbe nicht bloß verbessert, sondern auch ihrer Zahl nach vermehrt. Es kamen allmählig Waidbau, Hopfenbau und Weinbau in Gang; der letztere in der Umgegend von Stendal, Brandenburg und Oderberg. Cisterzienser, durch Otto den Ersten aus Burgund nach der Mark verpflanzt, erwarben sich das Verdienst, den Weinstock richtiger behandeln zu lehren; und ist den Nachrichten, die sich von dem Erfolge ihrer Bemühungen erhalten haben, zu trauen, so muß man annehmen, daß in früheren Jahrhunderten der Weinbau in der Mark weit besser gelungen sei, als gegenwärtig....

Wie sehr die Theilung der Arbeit aber auch vorschreiten mochte: so fehlte doch sehr viel daran, daß sie eine große Mannichfaltigkeit der Verrichtungen in sich geschlossen hätte; denn dazu mangelte es noch an den nöthigen

Hülfsmitteln, am meisten an der Sicherheit und Leichtigkeit der Kommunikationen. Es konnte eben deswegen auch kein lebhafter Geldumlauf Statt finden; und was man für diese Zeiten wohl Staatswirthschaft nennen möchte, konnte nur den Charakter der Produkten-Wirthschaft haben, der, wie bekannt, sehr schläfrig bleibt, so lange es an Kaufleuten und einem so wirksamen Tauschmittel fehlt, wie das Geld ist. Ausgestattet mit Domänen-Besitz, hatte die Fürstenwürde, wenn dies Einkommen nicht ausreichte, keine andere Hülfsquelle, als die Beden: freiwillige Steuern, von welchen unstreitig der höhere Adel befreit war, wenn gleich nicht der niedere. In einer Zeit, wo stehendes Heer und eine zahlreiche Beamtenwelt ganz unbekannte Dinge waren, reichten so schwache Staatseinkünfte nicht bloß zur Bestreitung der öffentlichen Ausgaben aus, sondern gewährten sogar Ueberschüsse zur Bildung eines Schatzes. Galt es eine gemeinsame Anstrengung zur Vertheidigung des Vaterlandes, dann griffen alle Stände zu den Waffen: der Edelmann zu Roß, der Bürger und Bauer zu Fuß. Was der Geschicklichkeit abging, ersetzten Muth und persönliche Tapferkeit, welche in einem nicht verzärtelten Gesellschaftszustande natürliche Tugenden sind, für welche es keiner Aufmunterung bedarf.

Es läßt sich also gar nicht leugnen, daß die Zerstükkelüng des Herzogthums Sachsen gerade dadurch, daß mit ihr die letzte Aussicht auf die Einheit Deutschlands in Gesetz und Verfassung verschwand, eine ausgezeichnete Wohlthat für das Markgrafenthum Brandenburg war; sie bildete gleichsam die Grundbedingung jeder freieren Entwickelung der gesellschaftlichen Kräfte im letzteren,

so wie des Ansehns, worin die Askanier standen. Durch die Schutzherrschaft, welche sie über die neuen Herzoge von Pommern ausübten, waren sie schon im zwölften Jahrhundert den dänischen Königen gewachsen....

Als Deutschlands Angelegenheiten durch die bürgerliche Vernichtung Heinrichs des Löwen in eine erträgliche Ordnung gebracht waren, wendete sich Friedrich der Erste nach Italien zurück, um daselbst ein gutes Vernehmen mit den Mailändern und den übrigen Bewohnern Oberitaliens zu Stande zu bringen. Dies gelang auf dem Reichstage zu Verona um so besser, weil Alexander der Dritte den 30. August 1181 zu Civita Castellana gestorben, und Lucius der Dritte, sein Nachfolger auf dem päpstlichen Throne, trotz seiner von dem Kaiser anerkannten Rechtmäßigkeit, bald nach seiner Erscheinung in Rom mit den Vornehmsten dieser Stadt zerfallen war, und sich nur durch den Beistand des in Italien zurückgebliebenen Erzbischofs Christian von Mainz zu Vellctri behaupten konnte. Durch einen am 5. Februar 1185 geschlossenen Vertrag überließ Friedrich den Mailändern einen großen Theil seiner Hoheitsrechte gegen einen jährlichen Zins von 300 Lire, indem er ihnen zugleich die Wiederherstellung von Crema erlaubte und keinen Bund wider ihre Stadt einzugehen versprach. Ihrerseits versprachen die Mailänder, keine Verbindung wider den Kaiser zu schließen, alle ihm in Costnitz zugesprochenen Rechte erhalten zu helfen und dahin mitzuwirken, daß er in den Besitz der etwa verlornen mathildischen Güter zurücktrete. Dieser Bund mit Mailand, verbunden mit der Freundschaft des durch einen milden Lehnsbrief gewonnenen Markgrafen von Este, setzte

den Kaiser in den Stand, seine Rechte anderwärts geltend zu machen, die Feinde des Papstes im Kirchenstaate zu unterstützen, und den ihm abgeneigten Städten Thusciens jede Herrschaft außerhalb ihrer Ringmauern zu entziehen. Alles, was er ehemals mit Eifer und Nachdruck verfolgt hatte, war jetzt hintan gesetzt, nicht weil das Ziel seiner Bestrebungen verändert war, sondern weil er dasselbe durch andere Mittel erreichen zu müssen glaubte.

Was ihm in Oberitalien fehlgeschlagen war, das glaubte er in Unteritalien ohne große Anstrengungen gewinnen zu können.

Hier regierte, als Rogers zweiter Nachfolger, Wilhelm der Zweite, mit dem Beinamen „der Gute"; ein Beiname, welchen man ihm im Gegensatz von seinem Vater gegeben hatte, den man wegen seines grausamen Verfahrens gegen den Adel „den Bösen" genannt hatte. Wilhelm, mit einer Tochter Heinrichs des Zweiten von England vermählt, war unbeerbt geblieben, und seine Tante Constanze galt für die muthmaßliche Erbin des Königreichs. Dies ins Auge fassend, warb Friedrich, bei den Friedensunterhandlungen mit Sizilien, um die Hand Constanzen's für seinen ältesten Sohn, welchem die deutschen Fürsten bereits die Nachfolge zugesichert hatten. Der König von Sizilien war nicht abgeneigt von einer Einwilligung in diese Verbindung, wie ungleich auch die zu Vermählenden dem Alter nach waren; denn während Constanze 31 Jahre zählte, war der kaiserliche Prinz um volle 10 Jahre jünger. Desto mehr aber war der römische Hof dieser Verbindung entgegen, weil er sich von einer Vereinigung des Königreichs Sizilien mit dem deut-

schen Reiche nichts Gutes für die Fortdauer seines Ansehns versprechen konnte. Wie abhängig also auch Lucius der Dritte von dem guten Willen des Kaisers seyn mochte: so legte er doch der Verbindung Heinrichs mit Constanzen alle nur ersinnliche Hindernisse in den Weg; und als er aufgefordert wurde, den römischen König in Mailand zu krönen, versagte er diese Gefälligkeit unter dem Vorwande, daß nicht zwei Kaiser zugleich regieren könnten.

Indeß starb Lucius der Dritte am 25. November 1185; und obgleich sein Nachfolger Urban der Dritte (vor seiner Erwählung Ubertus Crivelli genannt) dem Kaiser und den Deutschen persönlich abgeneigt war wegen strenger Behandlung seiner Familie: so entschieden doch höhere Rücksichten über seinen Entschluß, in die Heirath Heinrichs mit Constanzen zu willigen. Die Angelegenheiten des Königreichs Jerusalem hatten nämlich um diese Zeit eine solche Wendung genommen, daß nichts Geringeres zu befürchten war, als der gänzliche Untergang dieser päpstlichen Kolonie. Sie zu retten, d. h. alle mit ihrem Daseyn für die päpstliche Autorität verbundenen Vortheile zu erhalten, mußten Opfer dargebracht werden. Es kam noch hinzu, daß in Sizilien die Parthei des Erzbischofs Walter von Palermo über die Widersacher der Deutschen die Oberhand dergestalt gewonnen hatte, daß eine förmliche Verlobung Heinrichs und Constanzens zu Stande gebracht war. Urban willigte also in diese verhängnißvolle Vermählung, die zu Mailand, der ehemals feindlichen, jetzt dem Kaiser befreundeten Stadt, vollzogen werden sollte. Mehr als 150 Saumthiere, beladen mit Gold und Silber und kostbaren Stoffen, überbrachten dahin den Mahlschatz Constanzens;

und am 27. Januar 1186 wurde in der Kirche des heil. Ambrosius die Vermählung mit großer Pracht vollzogen, indem der Erzbischof von Vienne den Kaiser, der Patriarch von Aquileja den König Heinrich, und ein deutscher Bischof die Königin Constanze krönte.

Ob Friedrich gegen den gefälligen Papst eine förmliche Verbindlichkeit in Ansehung des Kreuzzuges, den Urban der Dritte, um nicht hinter seinem gleichnamigen Vorgänger am Schlusse des elften Jahrhunderts zurück zu bleiben, wünschte, übernommen hatte, läßt sich um so mehr bezweifeln, da die Streitigkeiten zwischen Papst und Kaiser nach der Vermählung Heinrichs mit Constanzen fortdauerten. Wahrscheinlich ist, daß der unermeßliche Jammer, der sich, im J. 1187, auf die Nachricht von der Eroberung Jerusalems durch die seldschuckischen Türken in der ganzen Christenheit verbreitete, dem Kaiser keine andere Wahl ließ, als die Entwürfe seines früheren Lebens aufzugeben und sich an die Spitze eines Abenteuers zu stellen, dem er in einem vorgerückten Alter so wenig gewachsen war.

Die Eroberung Jerusalems durch Salah-Eddin (den man in der Abkürzung seines Namens Saladin zu nennen pflegt) war eine Folge der Verwickelungen, in welche die Könige von Jerusalem, seit dem Sturze der ägyptischen Fatimiten, mit den Herrschern von Damaskus gerathen waren; sie war aber noch vielmehr die Wirkung der Auflösung, worin sich die päpstliche Kolonie nach dem Tode des Königs Almarich befand: eine Auflösung, worin sie als ein treues Abbild des Kirchenstaats erschien, d. h. eben so schwach organisirt, wie dieser. Als Häupter des hohen Adels dienten die Könige von Jerusalem nur dazu, diesen

aus einander zu halten, damit er sich nicht gegenseitig zerstören möchte. Eben so zahlreich als mächtig, trennte die Geistlichkeit auch hier ihren Vortheil von dem des Staats; ihr Oberhaupt war ja der römische Bischof, dem sie Würde und Ansehen verdankte. Der bei weitem gefährlichste Bestandtheil der Königreiche waren die Orden der Templer und Spital-Ritter; denn nicht genug, daß von ihnen jede Unsittlichkeit ausging, die ihre Quelle in der Ehelosigkeit hat, verschmäheten sie selbst den Raub nicht, der auf Kosten der Nachbarn vollbracht werden konnte. Guido von Lusignan, ein französischer Abenteurer, war, als zweiter Gemal der Prinzessin Sybille, Schwester Balduins des Vierten, König von Jerusalem, ohne daß die Gegenparthei es hatte verhindern können. An ihrer Spitze stand Raimund von Tripolis, und seine Stützen waren die mißvergnügten Barone, zum Theil auch die Ritterorden. Die Erlaubniß, welche Raimund dem Sohne Salah-Eddins zu einem Streifzuge nach Palästina gab, führte den entscheidenden Krieg dadurch herbei, daß eine Niederlage, welche die Ordensritter erlitten hatten, nicht ungerächt bleiben konnte. Salah-Eddin erschien vor Tiberias an der Spitze von 50,000 Mann, und Guido von Lusignan brachte, mit Anstrengung aller Kräfte, eine gleiche Macht auf die Beine. Während im Heere der Christen Mißtrauen und Zwiespalt herrschte, die Türken und Araber aber unter einem geachteten Anführer die Einigkeit selbst waren, erfolgte von Seiten der ersteren der Angriff, ohne daß Ort und Zeit mit Umsicht gewählt waren. Eine gänzliche Niederlage war die Folge dieser Uebereilung. Guido von Lusignan selbst gerieth in die Hände der Feinde. Als die Schlacht been-

digt war, ließ Salah-Eddin zwei hundert und dreißig gefangenen Tempel- und Spital-Rittern die Köpfe abschlagen, um ihren Räubereien für immer ein Ende zu machen; und mit eigner Hand enthauptete er Reinhold von Chatillon, der sich in der Umgebung des Königs befand. Raimund von Tripolis hatte sich zwar persönlich gerettet; allein das Unglück, dessen Urheber er war, bemächtigte sich seiner Einbildungskraft in einem so hohen Grade, daß er rasend wurde und nicht lange darauf starb. Palästina's Städte fielen, bei dem Vorrücken des türkisch-arabischen Heeres, eine nach der andern. Jerusalem wollte Widerstand leisten; allein, durch Salah-Eddin's menschliche Bedingungen bewogen, folgte es dem Beispiele der übrigen Städte, und als es geräumt war, ließ der seldschuckische Feldherr den Salomonischen Tempel durch Rosenwasser von einer angeblichen Entweihung reinigen. Theils aus den Hafenstädten Palästina's, theils über Alexandrien, ging ein großer Theil der Abendländer nach Europa zurück, und Salah-Eddin blieb für den Augenblick in dem Besitz des heiligen Grabes.

So war die Lage der Dinge auf der asiatischen Westküste im Jahre 1187. Im Grunde war nichts geschehen, was nicht in sich selbst nothwendig gewesen wäre; denn es war eine bloße Vermessenheit der Westeuropäer, ihre Tapferkeit höher zu stellen, als die der Asiaten, und Kolonisations-Versuche mußten im zwölften Jahrhundert schon deshalb mißlingen, weil sie nicht von außerordentlichen Angriffs- und Vertheidigungsmitteln unterstützt waren. Doch kein Jahrhundert erkennt seine Stärke und seine Schwäche nach deren ganzem Umfang; und je geneigter die Menschen

sind, nur das zu lieben, was große Opfer gekostet hat, desto bereitwilliger sind sie auch, mit ihren Thorheiten bis zur äußersten Gränze vorzugehen. Der theologische Geist, der für alle gesellschaftlichen Erscheinungen immer nur einen Erklärungsgrund hat, war vor sechs Jahrhunderten noch allzu vorherrschend, als daß ein anderer neben ihm hätte aufkommen können; und indem alle Klassen der Gesellschaft darin mehr oder weniger befangen waren, blieb selbst den Herrschern keine andere Wahl, als den Richtungen zu folgen, die von ihm ausgingen.

Hieraus erklärt sich ohne Mühe, wie Friedrich der Erste, trotz der Abneigung, die er, als weltlicher Herrscher, gegen das Papstthum oder die theologisch-geistliche Macht fühlte, sich den Beruf geben konnte, das Werk derselben auf Asiens Westküste aufrecht zu halten, wie wenig ein solches Unternehmen auch seinem Vortheil entsprechen mochte. Es kam aber noch ein besonderer Umstand hinzu, der seinen Entschluß zum wenigsten entschuldigt. Das Feudal-Wesen, so weit es sich gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts entwickelt hatte, gestattete den Oberhäuptern der Nationen keinen andern Wirkungskreis, als den Krieg; denn die innern Angelegenheiten der Reiche waren meistens von einer solchen Beschaffenheit, daß sie davon unberührt zu bleiben wünschen mußten, während eine neue Veranlassung zum Kriege ihnen um so willkommner war, weil sie dadurch Gelegenheit erhielten, sich als Volksoberhäupter zu offenbaren. Unstreitig bewährte die öffentliche Meinung auch in diesen entlegenen Zeiten ihre Macht; deshalb aber ist nicht weniger erwiesen, daß der besondere Vortheil der Könige sie nicht von kriegerischen Unternehmungen abschrek-

ken konnte: einmal, weil man in diesen Zeiten nicht re⸗gierte, sondern nur herrschte; zweitens, weil der Krieg auf Kosten der Vasallen geführt wurde.

Drei Monarchen verbanden sich für den bevorstehen⸗den Kreuzzug: Friedrich der Erste, Philipp August, König von Frankreich, und Richard Löwenherz, König von Eng⸗land. Das Gelingen ihres Unternehmens hatte seine Wahr⸗scheinlichkeit in dem Umstande, daß Salah⸗Eddins Erobe⸗rung des Königreichs Jerusalem nicht so vollständig war, wie sie es ohne seine Großmuth oder seine Unvorsichtigkeit gewesen seyn würde. Jene oder diese hatte ihn bestimmt, den abziehenden Truppen und Besatzungen den Hafen von Tyrus zu einem gemeinschaftlichen Sammelplatz anzuwei⸗sen. Indem nun hier alles zusammenströmte, was Waf⸗fen zu führen gewohnt war, konnte die Entdeckung nicht ausbleiben, daß die Zahl zur Vertheidigung des Platzes hinreiche. Den fehlenden Anführer gab ein glückliches Zu⸗sammentreffen von Umständen in der Person Conrads von Montferrat, der seinem, in der Schlacht bei Tiberias ge⸗fangen genommenen Vater nachgereiset war, und, durch den Anblick türkischer Fahnen von einer Landung auf der Küste von Jaffa abgeschreckt, wie von ungefähr in dem Hafen von Tyrus anlangte. Hier zum Oberbefehlshaber der übrig gebliebenen Truppen gewählt, unterzog er sich seiner neuen Bestimmung mit so viel Eifer, daß er, den Drohungen des Sultans von Aegypten trotzend, die merkwürdige Er⸗klärung gab, „daß, wenn sein Vater vor die Wälle gestellt werden sollte, er den ersten Pfeil auf ihn abschießen würde, um sich seiner Abkunft von einem christlichen Märtyrer zu freuen.“ Es drang eine türkische Flotte in den Hafen von

Tyrus; allein sie wurde theils versenkt, theils genommen. Salah-Eddin traf hierauf Anstalten zu einem Sturm; doch mit so schlechtem Erfolge, daß in einem Ausfall der Christen mehr als 1000 Türken erschlagen wurden. Als der Sultan sah, daß er gegen einen solchen Anführer nichts ausrichten würde, verbrannte er seine Maschinen und endigte den glücklichen Feldzug, der ihn in den Besitz von Jerusalem gebracht hatte, mit einem Rückzug nach Damaskus.

Ohne die Behauptung des Hafens von Tyrus würde der dritte Kreuzzug, wo nicht unmöglich, doch wenigstens sehr bedenklich gewesen seyn.

Ehe Friedrich denselben antreten konnte, mußten noch mehrere Schwierigkeiten beseitigt werden. Die größte von allen war Heinrich der Löwe, dessen Verbannung abgelaufen war, und von dem sich annehmen ließ, daß er die Abwesenheit des Kaisers benutzen werde, die verlornen Herzogthümer wieder zu gewinnen und sein verdunkeltes Haus zu neuem Glanz zu erheben. Diese Sorge zu entfernen, schlug ihm Friedrich auf einem Reichstag zu Goslar vor: entweder seiner Wiederherstellung gänzlich zu entsagen, oder mit ihm nach Palästina zu ziehen, um nach beendigtem Kriege völlig wiederhergestellt zu werden, oder, wenn er keins von beiden wollte, mit seinem ältesten Prinzen Heinrich das Reich abermals auf drei Jahre zu verlassen. Heinrich der Löwe wählte das Letzte, weil mit seinem Vertrauen seine Liebe zum Kaiser gewichen war. Er begab sich also mit seinem ältesten Sohne noch einmal nach der Normandie, während seine Gemahlin Mathilde mit den übrigen Prinzen und Prinzessinnen in Braunschweig zurückblieb.

Den Erfolg des Feldzuges zu sichern, schloß Friedrich, von früheren Erfahrungen geleitet, alles Gesindel davon aus. Um alle Hindernisse, welche sich dem Zuge nach Syrien entgegen stellen konnten, mit Erfolg zu überwinden, schien eine Macht von 150,000 Mann, zu welcher 20,000 Reiter gehörten, hinreichend; um aber auch die Mannszucht in diesem zahlreichen Herre zu sichern, wurde verordnet, daß jeder Soldat mit drei Mark Silbers versehen seyn sollte. So furchtbar war Salah-Eddin geworden, daß man auf das Schrecken seines Namens eine Steuer gründen konnte, welche noch lange nachher die Saladins-Steuer genannt wurde; sie mußte von Solchen bezahlt werden, welche keinen persönlichen Theil an den Kreuzzügen nehmen konnten oder wollten.

Erst im Jahre 1190 trat Friedrich seinen Zug nach Palästina an. Ihn begleiteten die Segenswünsche aller Frommen. Die Ungarn, mit welchen Verträge, d. h. Lieferungs-Kontrakte geschlossen waren, leisteten keinen Widerstand. Die Bulgaren fanden sich in ihr Schicksal, als Friedrich seine Zuflucht zu Züchtigungen nahm. Die meisten Widerwärtigkeiten waren, wie bisher, im griechischen Kaiserreiche zu überwinden; denn hier verweigerte man jede Zufuhr. Adrianopel und Philippopolis mußten förmlich erobert werden, ehe die Regierung von Konstantinopel nachgab. Darüber verstrich das Jahr 1190. Mit dem Anfange des folgenden wurde das Heer nach Kleinasien versetzt; aber auch hier stieß es auf neue Widerwärtigkeiten. Friedrich hatte auf den Beistand des Sultans von Cogni, Salah-Eddins erklärten Feindes, gerechnet. Doch es sei nun, daß dieser Sultan sich von Salah-Eddin hatte ge-

winnen lassen, oder daß er sich stark genug glaubte, den Deutschen das Gesetz vorzuschreiben; genug, er wollte den Durchzug durch die engen Pässe des Taurus nur gegen Erlegung eines Kopfgeldes (eines Byzantiners für jeden Mann) bewilligen. Hierdurch aufgebracht, griff Friedrich Lager und Stadt zugleich an, überwand beide und rückte hierauf durch Cilizien (damals Armenien genannt) nach Syrien vor. Schon war, wenn gleich mit starkem Verlust an Menschen und Pferden, die Bahn geebnet; schon erhob man sich im Abendlande zu großen Erwartungen; schon bereitete sich Salah-Eddin zu einem Kampf auf Tod und Leben vor — als plötzlich die unerwartete Nachricht erscholl: der Kaiser sei in den Fluthen des Saleph ums Leben gekommen. So verhielt es sich wirklich. Friedrich, der sich beim Hintertreffen befand, sprengte, um zu seinem Sohne, der das Vordertreffen führte, zu kommen, gegen den Rath seiner Freunde, sein Pferd in die Fluthen des Saleph, wurde von diesen fortgerissen und ertrank im 68sten Jahre seines Lebens, beklagt vom Heere, das seinen Vater und Versorger in ihm verloren zu haben glaubte, und von jetzt an das Vertrauen zu sich selbst verlor. Der Oberbefehl ging zwar an den Herzog Friedrich von Schwaben, des Kaisers jüngeren Sohn, über; doch das Heer, durch Eroberungen und Schlachten in Griechenland und Asien geschwächt, verminderte sich je mehr und mehr durch Mangel an Lebensmitteln, Krankheiten und Abfall, so daß von den 150,000 Mann, an deren Spitze Friedrich durch Ungarn gezogen war, nur etwa 5000 Mann vor Ptolemais (Akko) anlangten.

Wir bleiben hierbei stehen, um desen Abschnitt mit

Betrachtungen über Friedrichs Charakter beschließen zu können.

Wer, noch jetzt, diesen Kaiser den Großen nennen wollte, würde Mühe haben, dies Prädikat zu rechtfertigen.

Was man auch immer Friedrichs persönlichen Eigenschaften zugestehen möge: seine höchst abhängige Stellung im deutschen Reiche brachte ihn auf gleiche Linie mit einem Kaufmann, der, weil sein Kapital nicht ausreicht für das von ihm übernommene Geschäft, zu Täuschungen aller Art seine Zuflucht nimmt, bis sein Bankbruch unvermeidlich wird.

Der Hauptgedanke Friedrichs war, in dem Verhältniß der weltlichen Macht zu der geistlichen die Dinge auf den Punkt zurückzuführen, worauf sie zu Karls des Großen Zeiten gestanden hatten. Dieser Gedanke war an und für sich falsch, weil das, was die Entwickelung der Jahrhunderte mit sich gebracht hat, sich nie zurückstellen läßt. Er war aber um so falscher, weil Friedrich diese Zurückstellung durch rein physische Mittel zu bewirken hoffte, welche von allen die schwächsten sind. Wir sehen daher, daß er mit allen seinen Zerstörungen nichts ausrichtet, und daß er zuletzt das Gegentheil von dem thut, was ursprünglich in seinen Absichten lag. Wie hätte er wohl schmachvoller endigen können, als er wirklich endigte, indem er die Vermählung seines ältesten Sohnes mit der veralteten Prinzessin Constanze durch einen Kreuzzug erkaufte, der nicht in seinem und des deutschen Volks Interesse, wohl aber in dem des Papstes und der kirchlichen Regierung gegründet war? Die Auflösung des deutschen Reichs in eine Vielherrschaft hatte freilich lange vor ihm ihren Anfang

genom-

genommen; aber, anstatt ihr, seiner Bestimmung gemäß, eine Gränze zu setzen, verstärkte er sie auf eine doppelte Weise: einmal nämlich dadurch, daß er den von ihm erhobenen Herzog von Sachsen und Baiern stürzte; zweitens dadurch, daß er das deutsche Reich in eine widernatürliche Verbindung mit dem Königreich Sizilien brachte. Durch diese letzte Maßregel wurde er zugleich der Urheber aller der Schicksale, welche nach seinem Tode über sein Geschlecht kamen, und den schnellen Untergang desselben herbeiführten. Ohne irgend eine Anklage wider ihn zu erheben, darf man wenigstens behaupten, daß er, der nur zerstörte, nicht aufbauete, den Charakter seines Jahrhunderts in einem kaum verzeihlichen Grade verkannt habe, und in seinem heftigen Antagonismus gegen die geistliche Gewalt, nie etwas Anderes gewesen sei, als ein blindes Werkzeug in den Händen des Schicksals, fähig, die Gestalt der Dinge zu verändern, doch gänzlich unfähig, dieselben zu verbessern. Die Gründung des Markgrafthums Brandenburg, die nur mit seiner Genehmigung erfolgen konnte, ist wegen der bedeutenden Folgen, die sie für Deutschland gehabt hat, zu den Ereignissen zu rechnen, an welche sich keine Absicht knüpft, weil die Entwickelungskraft, welche sie in sich schließen, nicht zu berechnen ist.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Geschichtlicher Hinblick
auf
die Verwandlungen der geistlichen Gewalt.

Wie fast undurchdringlich auch die Finsterniß seyn mag, welche die Wiege des menschlichen Geschlechts umgiebt: so zeigt sich doch die Gesellschaft, selbst in den entlegensten Zeiten, immer unter der Leitung entweder der intellektuellen Fähigkeit, oder der Militär-Gewalt. Aegypten und der Orient gehorchen dem Priester, während über Griechenland und Italien der Krieger gebietet. Doch an den Ufern des Nil und des Indus, wie an denen des Ilissus und des Tiber, wohnte die gesellschaftliche Gewalt, ihrer Natur nach gedoppelt, je nachdem sie die Gefühle und Ideen leitet, oder sich bloß über die Handlungen erstreckt, ungetheilt in denselben Händen. Hier verschlürfte die Obrigkeit das Priesterthum; dort hingegen verschlang das Priesterthum die Obrigkeit, und überall war gleiche Vermengung der Gewalten, d. h. Vereinigung derselben auf demselben Haupte, oder in demselben Körper, ohne daß an einen Unterschied zwischen dem Geistlichen und dem Zeitlichen oder Weltlichen zu denken war. Wir verweilen nicht bei diesem Unterschied, den wir so oft in's Licht gestellt haben; es genügt uns, daran zurückzuerinnern, um dadurch den Punkt zu gewinnen, von welchem wir bei diesem Ueberblick der mit der geistlichen Gewalt allmählig vorgegangenen Verwandlungen ausgehen können.

Indem die angeborne Unwissenheit des menschlichen Geschlechts hinsichtlich der Verkettung der Erscheinungen nichts so sicher mit sich brachte, als daß jede natürliche Thatsache einer übernatürlichen Ursache zugeschrieben wurde, war die Welt sehr schnell mit verborgenen Kräften bevölkert, aus welchen man eben so viele Gottheiten schuf. Inzwischen mußte die Einwirknng dieser geheimnißvollen Wesen auf die sichtbare Welt je nach der schwachen Erkenntniß, welche man davon hatte, erklärt werden; und dieses Geschäft übernahm derjenige Theil des menschlichen Geschlechts, der sich in's Besondere mit den intellektuellen Arbeiten befaßte. Da nun an Beweise nicht zu denken war, weil man gar noch nicht wußte, wie viel dazu erforderlich sei: so beschränkte sich Alles auf Vermuthungen; und die allerabgeschmacktesten Hypothesen galten aus keinem andern Grunde für erhabene Spekulationen, als weil sie dem Genius dieser entlegenen Zeit am besten entsprachen. Das gesellschaftliche Band, welches die ursprüngliche Barbarei mit Mühe im Zaum hielt, empfing seine meiste Stärke von dem Vertrauen, das die Völker den angeblichen Dolmetschern der Gottheiten schenkten; und indem die geistige Ueberlegenheit sich in priesterliche Formen hüllte, leitete sie überall die sittliche Bewegung, und bestimmte sogar bisweilen die Politik der Gesellschaften mittels ihrer theologischen Anschauungen, welche in den Volksglauben übergegangen waren.

Doch, indem Studium und Erfahrung, nach und nach die Gränzen der allgemeinen Unwissenheit verengten und zur Entdeckung der fühlbaren Ursache einer größeren Anzahl von Erscheinungen verhalfen, erhielt auch das Domän

der Götzendienerei, von einer Zeit zur andern, neue und engere Gränzen; jede neue Entdeckung löschte in der theologischen Nomenklatur eine Gottheit aus, bis die vornehmsten Agenten, d. h. die allgemeinsten Kräfte der Natur, im Menschen und im Universum geoffenbart und von der Einbildungskraft zu Personen ausgebildet, als Ausflüsse des göttlichen Wesens, allein im Besitz der Anbetung bei den Völkern blieben. Diese tägliche Modifikation der religiösen Anschauungen, zu Stande gebracht unter dem Einfluß und durch die Bemühungen selbst der Beschützer des ursprünglichen Aberglaubens, die immer nur mit dem Anbau des Gedankens beschäftigt waren — diese Modifikation hatte den Uebergang des Fetischismus zum Polytheismus zur Folge. Da jedoch die theologische Wissenschaft nach dieser Umwälzung den Charakter der Vermuthung stets beibehielt; da sie, mit andern Worten, sich bloß vereinfacht hatte, ohne ihr Wesen zu verändern: so mußte auch das uralte Priesterthum die Auslegung der in seinem eigenen Schoße vervollkommneten alten Doktrinen um so leichter beibehalten, als die Zahl derjenigen, die ihm in der Zivilisations-Bahn zuvorgeeilt seyn konnten, sich stärker beschränkt fühlte.

Wirklich war der Polytheismus nicht eine neue Religion, sondern vielmehr eine Reform, zu deren Vollendung, nach einander, die Hermes, die Orpheus, die Homer u. s. w. beigetragen hatten; und als die Fortschritte des menschlichen Geistes neue Verbesserungen nothwendig machten, fehlte es wiederum nicht an Reformatoren, von welchen sich einige, ohne die Benennung von Weisen oder Philosophen abzulegen, für inspirirt ausgaben, wie die Zoroaster, Abaris, Epimenides, Pythagoras und Empedokles. Zwi-

schen diesen und den früheren war ungefähr derselbe Unterschied, den man später zwischen zwei Sektenstiftern gemacht hat: ein Unterschied, welcher darauf hinausläuft, daß der eine sich von den kirchlichen Dogmen weiter entfernt hat, um sich den rein philosophischen Systemen zu nähern. Jene Weisen, welche aus Persien, Skythien, Kreta, Samos und Agrigent herstammten, bezeichneten in Wahrheit nur den Uebergang des Polytheismus zu den metaphysischen Anschauungen, aus welchen der Monotheismus hervorgehen sollte; denn, ob sie gleich die Vielheit der Gottheiten noch respektirten, so entkleideten sie diese doch ihrer materiellen Formen, um in ihnen nur abstrakte Wesen, bewegende Prinzipe aller Dinge wahrzunehmen; und nachdem die Ontologie einmal in die Theologie eingeführt war, mußte sie zur Einheit in Ursache und Substanz führen, d. h. zum Deismus des Anaxagoras, oder zum Pantheismus des Xenophanes.

Diese allmählige Umbildung mythologischer Fabeln hatte zwar ihren letzten Grund in dem wissenschaftlichen Antrieb, den die Gesellschaft von den Priestern selbst erhielt; allein, sobald sie dahin gediehen war, daß sie die himmlischen Mächte, welche in dem Volksglauben zu Personen geworden waren und in deren Namen die Priesterschaft ihre geistliche Kraft zu üben vorgab, in Abstraktionen verwandelt hatte, konnte sie von dieser nicht länger unterstützt werden *). Die Metaphysiker stießen also in der

*) Mit Unrecht ist der Duldungsgeist der polytheistischen Priester von vielen angesehenen Schriftstellern gepriesen worden. Da der Monotheismus, ehe er die Formen irgend eines Kultus annehmen konnte, sich als metaphysische Spekulation darstellen mußte: so

Theologie des Polytheismus auf Gegner und bisweilen sogar auf Verfolger; und da diese in ihrer Widersetzlichkeit gegen die ontologischen Lehren immer nur die Priorität veralteter Hypothesen geltend machten, und hinter der Entdeckung der Vernunftwelt und dem Aufklärungsgrade ihrer Zeitgenossen so weit zurückblieben: so versammelten die Dissidenten unmerklich um sich her alle Köpfe, welche auf der Ideen-Höhe ihres Jahrhunderts standen und bildeten in Griechenland, in Italien und in Klein-Asien jene berühmten philosophischen Schulen, die, nachdem sie den priesterlichen Institutionen das Szepter entrissen hatten, nothwendig damit endigen mußten, daß sie ihnen auch die sittliche Regierung der Gesellschaft entzogen.

---

erschien er, in dieser Gestalt, den Priestern des sogenannten Heidenthums als sehr verderblich für alle die religiösen Uebungen, auf welchen ihre Nützlichkeit und ihr Ansehn ruhete; und als, in der Folge, von den Verbreitern des Evangeliums den Völkern die Einheit Gottes verkündet wurde, hielt man diese Lehre noch immer für zweckwidrig hinsichtlich des Gottesdienstes. In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung machten die Heiden den Christen einen Vorwurf daraus, daß sie nur eine philosophische Sekte bildeten. Dies geht aus den Werken des Origenes hervor. „Es ist sehr abgeschmackt," sagt dieser Kirchenvater, „daß Celsus uns den Heiden gleich stellt. Diese weihen ihren Göttern Tempel und Statuen, während wir diese aus unserer Gottesverehrung verbannen als Dinge, die sich nur für die Dämonen schicken, welche jene an gewissen, vorzugsweise dazu bestimmten Orten nach einer mysteriösen Weihe und magischen Zauberformeln verehren. Was uns betrifft, so sind wir erfüllt von Bewunderung für Jesus, der uns von allen diesen in die Sinne fallenden Dingen befreit hat, nicht bloß, weil sie dem Verderbniß ausgesetzt sind, sondern weil sie auch geeignet sind, unsere Seelen zu verderben. Wir verehren die Gottheit nur durch die Reinheit unserer Sitten und durch unsere Gebete, die er uns gelehrt hat." (S. Orig. contra Celsum lib. III.)

Die olympischen Gottheiten fanden zwar, noch lange nach der Gründung der Akademie, des Lycäums und des Portikus, die Verehrung des großen Haufens; denn der Deismus eines Anaxagoras, eines Sokrates, war nur die besondere und esoterische Religion einer schwachen Minderzahl, die aus den Denkern Attika's, Joniens und Groß-Griechenlands zusammengesetzt war, und die allerkühnsten Philosophen bemühten sich sogar ihre wahre Lehre in den für den Aberglauben am wenigsten beleidigenden Formen und mit der größten Schonung und Zurückhaltung hinsichtlich der Volksgottheiten vorzutragen, wie man aus dem Beispiel des Plato, des Aristoteles und des Epikur ersehen kann. Allein bei aller Vorsicht, welche angewendet wurde, um dem Giftbecher oder den, gegen die ersten Apostel des Monotheismus gerichteten Verfolgungen zu entgehen, vermehrte sich die Zahl derer, welche die Meinung hegten, daß die Achtung für die Vorfahren zu weit getrieben werde, wenn sie sich über die abergläubischen Anschauungen derselben erstrecke, die doch zuletzt nichts weiter wären, als der Ausdruck ihrer Unwissenheit.

Der kontemplative Theil der Gesellschaft verstärkte sich also zu Athen, zu Rom, zu Alexandrien. Die vornehmeren Klassen, begünstigt durch die größere Fülle von Mitteln des Unterrichts, die ihnen zu Gebote standen, waren zugleich die ersten, welche eingeweiht wurden in Lehren, die einen Fortschritt des menschlichen Geistes verkündigten: die Aristokratie ließ sich von den Priestern des Jupiter der Gottlosigkeit eben so anklagen, wie, in den neuern Staaten, z. B. der französische Adel nicht selten von der katholischen Geistlichkeit der Freigeisterei beschuldigt wurde. Einer von den

größten Feldherrn des Alterthums, Alkibiades, der Zögling und Freund des Sokrates, und in seiner Ungläubigkeit eben so stürmisch, wie in seinem Ehrgeiz, beging an den Gottheiten seines Vaterlandes denselben Frevel, dessen sich im abgewichenen Jahrhundert der unglückliche Chevalier de Labarre und Etalonde an den geheiligten Gegenständen der Christen schuldig machten. Jener verband sich mit einigen jungen Athenern, um, während der Nacht, die Bildsäulen des Merkur zu verstümmeln, und der Bote der Götter und Menschen blieb ungerächt, weil die Gegenwart der Krieger den Ausschlag gab über den Lärm, welchen die Priester machten. Zu Syrakus bewies Dionysius der Aeltere seine Verachtung der vornehmsten Gottheit des Heidenthums dadurch, daß er sie des goldenen Mantels beraubte, womit Gelon, sein Vorgänger, sie beschenkt hatte, und seiner Beraubung die spöttischen Worte hinzufügte: „Ein goldner Mantel ist zu schwer im Sommer und zu kalt im Winter." Derselbe Fürst behandelte den Aeskulap nicht besser; denn er ließ ihm den Bart abschneiden unter dem Vorwande, „daß es sich nicht schicke, daß der Sohn einen Bart trage, da sein Vater Apollo keinen habe." Das Verfahren des Consuls Appius Pulcher, welcher die heiligen Hühner ins Meer werfen ließ, weil sie nicht hatten fressen wollen (was für ein böses Vorzeichen der zu liefernden Seeschlacht galt) beweiset gleichmäßig, daß bereits um die Zeit des ersten punischen Krieges in Rom freigeisterische Ideen zum wenigsten unter den Patriziern verbreitet waren. Wie aber hätte der Verfall des Polytheismus in dieser Hauptstadt der Welt noch aufgehalten werden können, als es dahin gekommen

war, daß ihre ersten Bürger es zweifelhaft finden konnten: „ob zwei Auguren sich einander begegnen könnten, ohne zu lachen?"

Als hartnäckiger Vertheidiger der Institutionen der Vergangenheit (wie unverträglich mit den Bedürfnissen und Einsichten der Gegenwart diese auch geworden seyn mochten) von den Meinungen überflügelt, die sich in seinem Schooß gebildet hatten, sah sich also das heidnische Priesterthum, nach und nach, der geistlichen Gewalt, d. h. der Leitung der Gefühle und Ideen, durch Männer beraubt, deren Arbeiten und Lehren den fortschrittlichen Gang der Zivilisation beurkundeten. Diese Männer hatten Anfangs nur einen wissenschaftlichen und individuellen Einfluß auf die Gesellschaft: ihnen fehlte der Beistand der öffentlichen Autorität; ihnen fehlte sogar die Uebereinstimmung, welche aus der Organisation eines Lehrkörpers hervorgeht. Doch in demselben Maße, worin ihre philosophischen Ideen auf das Volk übergingen, und worin die Mißachtung, welche sich gegen den alten Aberglauben wendete, die Gesellschaft ohne gemeinschaftliches Band ließ und durch den Mißbrauch des Kritizismus *) die zivilisirtesten Nationen zur geistlichen Anarchie zu führen drohete, erwachte in den Verächtern des Polytheismus ein Bedürfniß von Vereinigung

*) Die berühmtesten Skeptiker, Pyrrho und Carneades, Aenesidam und Sextus, hüteten sich wohl, die Nothwendigkeit irgend eines Glaubens zu verkennen, der den gesellschaftlichen Beziehungen zur Regel dienen könnte. Sie glaubten an Wahrscheinlichkeiten, und weit entfernt, sich ihren Kritizismus zum Führer zu wählen, gaben sie der Autorität dessen Raum, was man vita communis genannt hat, und was mit Kants praktischem Glauben und mit des Herrn de la Mennais allgemeiner Autorität auf Eins hinausläuft.

der Bemühungen und von besonderer Vergesellschaftung, um an die Stelle der alten Ordnung, die sie mit ihren Vorgängern hatten zerstören helfen, eine neue zu bringen. Der Monotheismus, der, so lange er, so zu sagen, auf den wissenschaftlichen Höhen verborgen geblieben war, sich nur als Mysterium fortgepflanzt und nur zum Streitpunkt sämmtlicher Feinde der Volksüberzeugungen gedient hatte, der Monotheismus, sag' ich, hatte bis dahin nur einen kritischen Werth gehabt — nur den Charakter einer dem Volksglauben entgegengesetzten Opposition; auch stellten sich diejenigen, die man als Griechenlands und Roms berühmteste Deisten betrachtet, Sokrates und Cicero, sehr häufig mit der Außenseite wahrer Skeptiker dar *). Allein sobald das Werk des Kritizismus weit genug vorgerückt war, um den Umsturz der heidnischen Altäre unvermeidlich und definitiv zu machen — sobald der geistliche Einfluß den Priestern des verlassenen Cultus genommen war, mußte die theologische Lehre, um welche sich die Zerstörer des Polytheismus gesammelt hatten, in einer andern Gestalt darstellen und einen organischen Charakter annehmen. Die göttliche Einheit war die Ur-Idee, aus welcher man sämmtliche Kombinationen der neuen Ordnung herleitete, und die Verbreiter des Deismus, anstatt im Schatten und in der Vereinzelung zu predigen, wie ihre Vorgänger es gethan hatten, traten zusammen und organisirten sich, um die Völker einem gemeinschaftlichen Glauben zu unter-

---

*) Cicero, der lieber mit dem göttlichen Plato irren, als mit den übrigen Philosophen Recht haben wollte, sagte öfters mit Sokrates: Unum scio, quod nihil scio. Ein Ausspruch, den wir vielleicht bei einer andern Gelegenheit erklären werden.

werfen *) und Regelmäßigkeit in die geistliche Einwirkung zu bringen, die sie auszuüben entschlossen waren. Da sich nun gleichwohl die gesellschaftliche Einrichtung und Wissenschaft noch immer auf eine muthmaßliche Grundlage stützen sollte; da allen Vervollkommnungen, welche der Uebergang des Polytheismus zum Monotheismus in sich schloß, zum Trotz, die neuen Führer der gesellschaftlichen Ideen und Gefühle genöthigt waren, im Namen des Himmels zu reden: so nahm ihre Organisation unmerklich mystische und priesterliche Formen an, und die Nachfolger der Philosophen **), welche die Macht und das Ansehn der heidnischen Priester untergraben und zu Grunde gerichtet hatten, wurden nun von ihrer Seite Priester ***). Indem der Geschmack an Ceremonien, die durch langen Gebrauch geheiligt waren, jene Dogmen überlebte, die man als ihre Quellen betrachten kann, fühlte der christliche Kultus sich gedrungen, seine ursprüngliche Nacktheit hinter gewissen Feierlichkeiten zu verbergen †), welche den Vortheil ge-

---

*) Es war das Bedürfniß der Glaubenseinheit, was in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung die ökumenischen Konzilien vervielfältigte.

**) Die Christen galten mehrere Jahrhunderte hindurch für eine philosophische Sekte wegen der hohen Einfachheit ihres Kultus, und der heil. Augustin bekennt, daß er durch die Werke des Platon in den Schooß des Christenthums geführt worden.

***) Die ersten Bischöfe waren die wahren Philosophen ihres Jahrhunderts. Wer erinnert sich nicht des Synesius?

†) Eusebius von Cäsarea gesteht in seinem „Leben Konstantins", daß dieser Fürst, um die Heiden der christlichen Religion näher zu bringen, den Schmuck des heidnischen Kultus auf jene übergetragen

währten, daß der allzu rasche Uebergang von einer ganz sinnlichen Religion zu einer rein theosophischen vermieden wurde, ohne daß das Fundamental-Prinzip des neuen Gesetzes darunter litt.

Indeß konnten nicht alle die philanthropischen Folgerungen, welche die ersten Apostel aus dem Daseyn eines einigen Gottes hergeleitet hatten, ihre Anwendung in der Gesellschaft erhalten; die Sitten der zum Evangelium bekehrten Völker waren nicht von einer solchen Beschaffenheit, daß die Maximen dieses Kodex der Liebe und der Gleichheit hätten verwirklicht werden können. Als die christlichen Lehrer zur Beherrschung der Meinung gelangt waren und nach einigen überstandenen Verfolgungen das Bedürfniß fühlten, unter den Inhabern der weltlichen Macht Gehülfen zu finden, wurden sie geneigt, die strenge Beobachtung ihrer erhabenen Vorschriften örtlichen und zeitlichen Schicklichkeiten unterzuordnen. Sie brachten also ihre religiöse Lehre in Uebereinstimmung mit den damals vorhandnen politischen Formen, um sich in der Ausübung der sittlichen Autorität, womit sie bekleidet waren, der Beistand der Herrscher zu sichern; und sie thaten hierdurch

---

habe; und dies wird bestätigt durch einen katholischen Schriftsteller, Namens Polydorus Vergilius, der in seinem Buche de inventoribus rerum Lib. V. Cap. 1. sich folgendermaßen ausdrückt: Non pauca a Romanis ceterisque ethnicis ad nos instituta manarunt.... Minime convenit tacita relinquere, quae ab illis simus mutuati, cum praesertim illa ipsa meliora fecerimus, ad melioremque usum adhibuerimus. Wie weit die Akkommodation getrieben wurde, darüber findet man die vollständigsten Aufschlüsse in den Werken des Kardinals Baronius, des Abbee de Marolles und in Hyde's Werk de veterum Persarum religione.

nicht mehr und nicht weniger, als was sie früher gethan hatten, als sie einen Theil des alten Ceremonien-Dienstes annahmen, um die Unterwerfung der Volksklasse unter den neuen Glauben leichter und vollständiger zu machen. Die Fürsten der Erde ihrerseits, entwaffnet durch so viel Herablassung, ließen sich, nach zahlreichen Proskriptions-Edikten, welche so vielen heldenmüthigen Bekennern die Märtyrerkrone und die Apotheose verschafft hatten, sehr willig die bekannte Maxime gefallen: „Gebt dem Kaiser was des Kaisers, und Gotte was Gottes ist". Constantin und Chlodwig förderten mit dem Eifer machtvoller Neophyten die Organisation und Vergrößerung der päpstlichen Gewalt; und nicht lange darauf theilte sich die Leitung der Gesellschaft, welche bis dahin in allen ihren Theilen einer einigen Regierungsmacht anvertraut gewesen war, in zwei Hauptzweige, deren Sonderung gleichwol die Konvergenz nach einem Gesammtergebniß nicht verhinderte: eine Konvergenz, welche ausgedrückt wurde durch das bekannte: Jungamus dexteras, gladium gladio compulemus.

Die Vortheile, welche aus dieser Neuerung hervorgingen, ins Licht zu stellen, kann in diesem Artikel nicht unsere Absicht seyn, da wir in den „philosophischen Untersuchungen über das Mittelalter" uns über diesen Gegenstand so ausführlich erklärt haben.

Die christliche Geistlichkeit begnügte sich indeß nicht lange mit einer einfachen Theilung der Herrschaft. Als ausschließende Inhaberin der literarischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Reichthümer, vermöge welcher sie ihr sittliches Uebergewicht befestigt hatte — wie hätte sie an

der Spitze der Zivilisation stehen und über die öffentliche Meinung, die man nicht mit Unrecht die Königin der Welt nennt, verfügen mögen, ohne nach dem gesellschaftlichen Supremat zu streben? Auf diese Weise wurde die katholische Autokratie gegründet, deren Wesen so wenige Zeitgenossen richtig aufzufassen vermögen. Die Autorität des Papstes, oder, was man wol den päpstlichen Despotismus genannt hat, war, als es seinen Kulminations-Punkt erreicht hatte, nur der Ausdruck der Bedürfnisse der Zeit, nur die Form, worin sich die Zivilisation Völkern darstellen mußte, welche mühsam hervorgegangen waren aus dem Skeptizismus *), der Griechenland und Rom in den Zeiten ihrer Hinfälligkeit mit sich fortgerissen und zu Gegenständen der Eroberung gemacht hatte. Gegen diese Erscheinung

*) Die priesterliche Organisation des Mittelalters hatte nothwendig auch das Gepräge der Fortschritte in der Zivilisation. Die Erblichkeit und die geheimen Lehren, welche die gesellschaftlichen Vervollkommnungen in Aegypten und in dem ganzen Ueberrest des Morgenlandes so sehr erschwert hatten, wurden daraus verbannt: jeder konnte Priester werden, jeder sich an der Seite des Priesters belehren, und die Religion gewährte den Unglücklichen Tröstungen und Vortheile, welche unverträglich waren mit dem Wesen orientalischer Casten. Der Universalitäts-Charakter der katholischen Kirche diente zugleich dazu, daß die Menschen sich einander näherten, daß die feindseligen Stimmungen ihre Kraft verloren, daß das philanthropische Prinzip der Vergesellschaftung dagegen neue Stärke gewann. Auf diese Weise trug der Katholizismus eben so sehr zur Verbesserung der Gefühle als zur Verbreitung der Aufklärung bei, während die Priester von Theben und Memphis sich genöthigt sahen, aus der Wissenschaft ein Vorrecht zu machen und den menschlichen Gefühlen die Gegend oder wohl gar die Caste als Gränze anzuweisen. Wie groß war doch das Verdienst der Römer, welche durch Hinwegräumung so vieler Schranken der damals neuen Lehre einen freien Spielraum verschafften!! ...

selbst läßt sich also nichts einwenden. Allein den absoluten Lehren, welche die Grundlage ihrer Wirksamkeit ausmachten, unveränderlich getreu, wurde die geistliche Gewalt des Katholizismus, anstatt der fortschrittlichen Bewegung des menschlichen Geistes, aus welcher sie hervorgegangen war, zu folgen, vollkommen eben so stationär, wie die Priester des Polytheismus es in jener Zeit gewesen waren, wo die Philosophen der Urkirche ihre Stellen eingenommen hatten. Von jetzt an aufgegeben von den überlegenen Geistern, welche, obgleich meistens in ihrem Schooß gebildet, Entdeckungen benutzen und gesellschaftliche Verbesserungen unterstützen wollten, gelangte auch sie dahin, daß das Zepter der Meinung ihren Händen entsank, um überzugehen auf Reformatoren und Philosophen, die vor ihren Augen eine neue sittliche Macht zu errichten strebten, ähnlich derjenigen, welche ihre Vorgänger im Deismus, d. h. die Gründer und Zöglinge der berühmten Institute Joniens, Griechenlands und Italiens, über ihre Zeitgenossen ausgeübt hatten. Nach sechs Jahrhunderten hartnäckigen Kampfes haben die Organe der fortschrittlichen Vernunft des menschlichen Geschlechtes damit geendigt, daß sich, nach und nach, alle gesellschaftlichen Kräfte um sie her gestellt haben, und daß die priesterliche Allmacht verschwunden ist. Vergeblich hat der Anschein von Rückschritten, erzeugt durch politische Wechsel, dem Einen und dem Andern die Hoffnung eingeflößt, als könne eine entschwundene Gewalt noch einmal gewonnen werden; jeder Tag gebiert neue Begebenheiten, welche ihnen zurufen, daß sie unwiderruflich aufgehört haben, über die Völker zu herrschen.

Die kritische Philosophie, welche das Uebergewicht und

das Ansehn des Priesterthums zu Grunde gerichtet hat und sich auf den Trümmern, von denen sie umgeben ist, ihrer Siege rühmen möchte, — die kritische Philosophie, sag' ich, kann jedoch, sobald es für sie nichts mehr zu zerstören giebt, ihre Bestimmung nicht ohne Gefahr fortsetzen, wenn das Bedürfniß der Reorganisation fühlbarer geworden seyn wird. Sehr richtig hat ein scharfsinniger Schriftsteller bemerkt: „daß der Dogmatismus derjenige Zustand der menschlichen Intelligenz ist, welchem sie, ihrer Natur nach, unaufhörlich und in allen Gattungen nachstrebt, selbst dann sogar, wenn sie sich am meisten von ihm zu entfernen scheint"; „denn, fügt dieser Schriftsteller hinzu, der Skeptizismus ist ein Zustand der Krisis, ein unvermeidliches Ergebniß geistiger Zwischenregierung, die nothwendig eintritt, so oft der menschliche Geist den Beruf hat, die Lehren zu verändern; er ist zugleich ein unumgängliches Mittel, das bald von dem Einzelnen, bald von dem ganzen Geschlecht angewendet wird, um den Uebergang von dem einen Dogmatismus zu dem andern zu erleichtern, worauf zuletzt die Nützlichkeit des Zweifels allein beruht." Es ist also Zeit, dem Zweifel, der seit sechs Jahrhunderten gegen den gänzlich besiegten Dogmatismus dient, einen ehrenvollen Abschied zu geben. Die neuere Philosophie muß, wie die des Alterthums, nachdem sie das Werk der Zerstörung vollbracht hat, ihren revolutionären Formeln entsagen, um den organischen Charakter anzunehmen. Wenn gleich unser Zeitalter das der Reife für das menschliche Geschlecht ist; wenn gleich die gegenwärtige Gesellschaft, reich an den Erfahrungen und Entdeckungen der Vergangenheit, nicht mehr der Vorkehrungen bedarf, womit ihre Jugend umgeben

ben werden mußte: so sind doch die wesentlichen Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens noch immer dieselben. Dahin gehört die Nothwendigkeit eines allgemeinen Bandes, oder einer gemeinschaftlichen Lehre unter den verschiedenen Gliedern der Vergesellschaftung, und ein geregelter Zusammenklang aller geistigen Kräfte, um, so viel als möglich, die individuelle Thätigkeit zu einem gemeinschaftlichen Ziele hinzuleiten, nämlich zu dem des Wohlseyns und des Gedeihens der Mehrzahl.

Eine neue geistliche Gewalt! .... Es giebt sehr Wenige, welche nicht davor erschrecken. In ihre Einbildungskraft tritt entweder ein Bild von dem Zeitalter Gregors des Siebenten, oder eine Vorstellung von den Bemühungen der Jesuiten um die Wiederherstellung des Katholizismus im siebzehnten und im achtzehnten Jahrhundert; und das Eine, wie das Andere, macht sie zu Hierophoben.

Die Wahrheit würde auf ihrer Seite seyn, wenn das elfte oder irgend ein Jahrhundert, das einmal abgelaufen ist, wiederkehren könnte, d. h. wenn es nicht ein Entwickelungsgesetz gäbe, das über alle Erscheinungen der Gesellschaft waltet und jeden realen Fortschritt durch die Vortheile sichert, die sich an denselben knüpfen. Sie mögen sich also beruhigen, diese Hierophoben; selbst wenn sie sich nicht zu dem Geständniß entschließen können, daß ihre Furcht keinen andern Grund hat, als — ihre Unfähigkeit, die Gegenwart mit der Vergangenheit in einen solchen Zusammenhang zu bringen, daß die Zukunft mit ihren eigenthümlichen Erscheinungen sich ganz von selbst daraus ergiebt.

Welcher Art die gemeinschaftliche Lehre seyn werde, die künftig das allgemeine Band der Gesellschaft bilden wird, kann demjenigen nicht zweifelhaft seyn, der zu beurtheilen versteht, worin die frühere Hierarchie ihre Grundlage hatte, und wodurch diese Grundlage allmählig zerbröckelt und zerstört worden ist. Wirft man nämlich einen erforschenden Blick auf die europäische Welt in ihren verschiedenen Abtheilungen: so wird man ohne Mühe gewahr, daß die einzelnen Staaten durch nichts so sehr gequält werden, wie durch das Mißverhältniß, worein die mit der alten Hierarchie verbundene öffentliche Lehre zu den Bestrebungen der Gesellschaft gerathen ist. Dies Mißverhältniß modifizirt sich zwar auf verschiedenen Punkten Europa's auf eine verschiedene Weise; allein es ist deshalb nicht weniger in großer Allgemeinheit vorhanden, und sofern es allenthalben darauf ankommt, die verloren gegangene Harmonie zwischen der Lehre und den geistigen Bedürfnissen der Gesellschaften wieder herzustellen, können alle Bemühungen zu diesem Endzweck nicht eher heilbringend werden, als bis man dahin gelangt ist, einzusehen, weshalb jene Gefährtin der Hierarchie in einer alle Konsistenz und Haltung ausschließenden Gestalt dasteht in einem Zeitalter, wo sich der menschliche Geist, im deutlichsten Bewußtseyn seiner Schranken, auf die Erforschung — nicht etwa der Ursachen, sondern der Gesetze der Erscheinungen beschränkt und in dieser Bahn menschlicher Erkenntniß die auffallendsten Fortschritte macht.

Die angemessenere neue Lehre, sie, die immer nur das Ergebniß der verbesserten Methode seyn kann, wird also, wenn der Zeiten Erfüllung gekommen seyn wird, mit

derselben Nothwendigkeit eintreten, womit alles eintrift, was, durch eine Reihe von Jahrhunderten vorbereitet, endlich Leben und Gestalt gewinnt. Sie vorweg nehmen zu wollen, würde Frevel seyn. Weit nachsichtiger darf man über die Versuche urtheilen, welche gemacht werden, sie zu hintertreiben; denn bei der Unmöglichkeit, das Veraltete zu verjüngen und den höhern Zivilisationsgrad auf den niedrigern zurückzuführen, können diese Versuche nur das Gegentheil von dem bewirken, was dabei beabsichtigt wird; nicht zu gedenken, daß sie nothwendig einseitig sind und als solche nur verwirren.

Wahrlich, die Jesuiten der gegenwärtigen Zeit könnten sich eben so gut mit der Zurückführung der priesterlichen Lehren, welche zu Theben und Memphis galten, befassen, als mit der des Katholizismus, so wie dieser zu Hildebrands Zeiten war; der Nichterfolg würde immer derselbe seyn. Nichts vermag die aufsteigende Bewegung des menschlichen Geschlechts zu hemmen, nachdem es einmal dahin gekommen ist, daß das Gesetz erforscht ist, nach welchem sie erfolgt. Die gesellschaftliche Wissenschaft ist nahe daran, einen solchen Charakter anzunehmen, daß, wenn ihre Organisation gezeitigt ist, derselbe Unterschied zwischen den Trägern derselben in der Zeit und denen der früheren Jahrhunderte anzutreffen seyn wird, den man zwischen der positiven und der konjekturalen Methode wahrnimmt.

Wenn irgend etwas, so muß dies die Hierophoben beruhigen.

Dafür wünschen wir auf das Aufrichtigste, daß sie, nicht länger geblendet von den Erscheinungen der Vergangenheit, sich mit dem Gedanken vertraut machen mögen,

daß für die Gesellschaft nie ein Zustand eintreten kann, wo ihr die Belehrung über sich selbst entbehrlich wäre; daß also die geistliche Gewalt — sie, von welcher diese Belehrung allein ausgehen kann — eben so unsterblich ist, als die Gesellschaft selbst. Auch das möchten wir noch wünschen, daß die Ueberzeugung sich verbreite, daß keine weltliche oder Vollziehungsgewalt, welche Form sie auch annehmen möge, jemals im Stande seyn werde, die geistliche zu übertragen oder zu ersetzen.

Jean Baptiste Say's Beweis,

daß die Handels-Balanze ein unmögliches Ergebniß zu ihrem Zwecke macht.*)

Wir haben gesehen, daß, in welchem Gesichtspunkte man auch die Frage betrachten möge, die Einfuhr der edlen Metalle für eine Nation um nichts wünschenswerther ist, als die Einfuhr jeder anderen Waare. Jetzt wollen wir uns davon überzeugen, daß ein Land, welcher Art auch seine Gesetzgebung seyn möge, immer das ihm nöthige Gold und Silber erhält; daß es nie über diese Quantität hinaus dergleichen empfängt; daß folglich alle Gesetze und Einrichtungen der Verwaltung, welche darauf abzwecken, die Einfuhr der edlen Metalle zu begünstigen, durchaus überflüssig sind, und keine andere Wirkung her-

---

*) Obgleich nicht einverstanden mit Herrn J. B. Say in allen die Staatswirthschaft betreffenden Punkten, am wenigsten in demjenigen, der den Einfluß der Regierung auf die Volkswirthschaft berührt, haben wir es für nöthig erachtet, den Beweis dieses berühmten Staatswirthschaftslehrers gegen die falsche Theorie von der Handels-Balanze in diese Zeitschrift aufzunehmen. Was uns am meisten dazu bewogen hat, ist die hohe Einfachheit dieses Beweises. Die Unwiderstehlichkeit, welche er dadurch gewinnt, möge den Bemerkungen zu Hülfe kommen, welche wir über denselben Gegenstand im 15. Bande dieser Monatsschrift gemacht haben, und sonach zur Verdrängung eines Wahnes beitragen, dessen man sich nach gerade schämen sollte.

Anmerkung des Herausgebers.

vorbringen, als daß sie ein Volk eines Theiles der Vortheile berauben, welche aus der Thätigkeit seines Verkehrs mit anderen Völkern entspringen.

Die edlen Metalle sind zu verschiedenen nützlichen Dingen zu gebrauchen. Man schlägt davon Münzen; man macht daraus Geräthe und Kostbarkeiten. Die Folge davon ist, daß die Menschen einen gewissen Werth auf edle Metalle legen. Sie bewerben sich um den Besitz derselben; sie geben, um dergleichen zu erhalten, eine gewisse Quantität jener Produkte hin, welche sie ihren Arbeiten, ihren Kapitalien, ihren Grundbesitzungen verdanken. Daraus entspringt, daß es in jedem Lande eine gewisse Quantität Goldes und Silbers giebt, welche zu dem Preise gesucht wird, welchen die Produktions-Kosten dieser Waare stellen. Sind die Kosten, mittelst welcher man sie dem Schooß der Erde entzieht und in unser Land versetzt, beträchtlich, so vermindert sich die Nachfrage danach. Der Münzwerth, der uns nothwendig ist, wird alsdann durch eine geringere Quantität Metalls vervollständigt; Geschirr und Kostbarkeiten werden minder allgemein verbreitet angetroffen; man macht davon weniger Gebrauch. Bei gleichen Produktions-Kosten, gebrauchen wir um so mehr Silbers, als unsere Betriebsamkeit thätiger, unsere Kapitalien beträchtlicher, unsere Bevölkerung zahlreicher ist. Geräth dabei unsere Betriebsamkeit in Abnahme, bringen wir weniger von jenen Austauschungen zu Stande, welche den Dazwischentritt der Münzen erfordern, verliert folglich Jeder einen Theil seiner Behaglichkeit so, daß er einen Theil seines Silbergeschirrs und seiner Kostbarkeiten veräußert: so wird sich sehr bald eine Art von Ueberfluß an edlen

Metallen einstellen; sie werden mehr angeboten und weni- gesucht werden; sie werden im Preise fallen.*)

Andere Länder können sich in einer analogen oder entgegengesetzten Lage befinden, und bald mehr, bald weniger edle Metalle haben, als ihre Bedürfnisse fordern. Der Werth derselben erfährt demgemäß Schwankungen. Er steigt in Ländern, welche edle Metalle fordern; er fällt in anderen. Der Werth der edlen Metalle ist hoch, wenn der Preis aller übrigen Waaren in Gold und Silber niedrig ist. Diejenigen, welche die letzteren zu verkaufen haben, begnügen sich mit dem Empfang einer geringeren Quantität Silbers, wenn der Werth des Silbers gestiegen ist. Allein man kann daraus nur eine unbestimmte Abschätzung herleiten; denn jede andere Waare kann anhaltende Veränderungen in ihrem eigenen Werthe erfahren, und erfährt dergleichen wirklich.

Um über den Unterschied, welcher in dem Werth des Geldes von einem Lande zu anderen Statt findet, zu ur-

---

*) Der Preis der edlen Metalle bezeichnet buchstäblich die Quantität Münze, die man hingeben muß, um eine gewisse Quantität Silbers zu erwerben; und es kann überflüssig scheinen, daß man eine gewisse Quantität Metalls durch eine Quantität desselben Metalls mißt. Das Wort „Preis" wird hier also gebraucht, um dem zur Charakteristik eines Ankaufs hergebrachten Sprachgebrauche getreu zu bleiben. Der That nach erkauft man das Produkt der Gold- und Silberbergwerke durch Waaren; und wenn ich sage, „das Silber kostet weniger," so verstehe ich darunter, daß eine Unze Silbers, welche man durch diesebe Quantität Waare, die 6 Franken kostet, erhalten kann, minder theuer ist, als eine Unze Silbers, zu deren Besitz man nur dadurch gelangt, daß man eine Quantität Waare, welche 7 Franken kostet, dafür hingiebt.

Anmerkug des Verfassers.

theilen, haben die Kaufleute eine weit sichere Regel. Diese ist der Wechsel-Cours. Zu Paris drückt der Wechsel-Cours von Amsterdam die Quantität Silbers aus, die man in der ersten dieser beiden Städte bezahlt, um eine Summe zu kaufen, welche in der zweiten zahlbar ist. Brauch' ich in Paris nur hundert Unzen Silbers, um einen Wechsel zu erwerben, der mir in Amsterdam hundert und fünf Unzen leistet: so hab' ich die Gewißheit, daß in Holland das Silber fünf Prozent wohlfeiler ist, als in Frankreich. Aus Erfahrung weiß man, wie hoch sich die Transport-Kosten des Silbers von Amsterdam nach Paris belaufen; man kennt auch den Werth des Risiko's, dem eine Summe, die diesen Weg zurückzulegen hat, ausgesetzt ist; und wenn die Kosten nur um ein Weniges geringer sind, als der aus dieser Silbereinfuhr entspringende Vortheil, so kann man sich darauf verlassen, daß die Spekulation wird gemacht werden. Keine Waare trotz den Bemühungen, ihren Lauf zu hemmen, leichter, als Gold und Silber; sie hat, bei geringem Volumen, sehr viel Werth; sie fürchtet weder Feuchtigkeit noch Trockenheit; sie theilt sich in so viele kleine Portionen, als man daraus machen will, schmilzt nicht, wie andere Flüssigkeiten, und verdirbt niemals. Keine Kontrebande war so allgemein und so leicht, wie die, welche ehemals mit Piastern von Spanien nach Frankreich getrieben wurde; und eine vom brittischen Parlamente angestellte Untersuchung hat bestätigt, das, von London bis Hamburg, die Transportkosten des Goldes und das noch kostspieligere Risiko, das mit dem Uebertritt über die am meisten bewachten

Grenzen Europa's verbunden war, nie über 7 bis 8 v. H. hinausgegangen ist.

So verhält es sich mit dem Beweggrund, dem einzigen Beweggrund, welcher die edlen Metalle von dem einen Lande in das andere versetzt: man bringt sie von dem Orte, wo sie weniger werth sind, nach dem Orte, wo sie mehr werth sind; und da sie an einem Orte nur deshalb weniger werth sind, weil sie überfließen, und an einem andern Orte nur deshalb mehr werth sind, weil sie fehlen: so strebt der Handel standhaft dahin, jedem Lande in edlen Metallen, wie in jeder anderen Waare, die volle Quantität zu gewähren, die ihm nöthig ist.

Außer der Leichtigkeit des Transports und der Kontrebande giebt es noch andere Gründe, um derentwillen dem geringsten Bedürfniß, das eine Nation nach edlen Metallen haben kann, sehr schnell abgeholfen ist. Diese Metalle sind nicht Waaren, die so schnell verbraucht werden, wie so viele andere. Der Zucker, den man im abgewichenen Jahre eingeführt hat, ist dieses Jahr nicht mehr vorhanden; wenigstens nicht der größeren Quantität nach. Jahr aus Jahr ein müssen wir den Vorrath, den wir davon hatten, erneuern. Nicht so in Ansehung der edlen Metalle. Obgleich in anderen Formen und mit einem geringen Verluste oder Abgang, bedienen wir uns desselben Vorraths, den unsere Väter hatten, und der unsrige wird unseren Kindern zu Statten kommen. Dies ist eine Waare, welche sich im Verbrauch wenig abnutzt und durch die Zeit nicht verderbt wird. Jede Familie bewahrt aufs Sorgfältigste den Theil, der nicht als Münze ge-

braucht wird; und was diesen Theil betrifft, so geht er nur von einer Hand in die andere, und bleibt im Umlaufe. Frankreich braucht also alljährlich an edlen Metallen nur die Ergänzung, welche nöthig ist, um den Abgang eines Jahres zu ersetzen, und, wo möglich, einen leichten Zusatz, um der Zunahme an Zahlmitteln, Geschirr und Kostbarkeiten zu genügen, die eine gewöhnliche Folge der Fortschritte in Hervorbringung und Opulenz sind. Da nun diese Fortschritte, ihrer Natur nach, langsam sind: so reicht eine sehr geringe Quantität Goldes und Silbers hin, um alljährlich den neuen Bedürfnissen einer, sogar in ihrer Entwickelung fortschreitenden Nation zu genügen.*)

Von dem Augenblick an, wo die Quantität edler Metalle, welche eine Nation besitzt, für ihre Bedürfniss ausreicht, noch weit mehr aber, wenn diese Quantität über die Bedürfnisse hinausgeht, läßt Niemand dergleichen kommen, sendet Niemand dergleichen zu: denn die edlen Metalle haben alsdann nicht einen höheren Werth, als den sie anderwärts haben; sie haben vielleicht sogar einen geringeren, so daß man bei der Einfuhr verlieren würde. Die Gesetze können die Kaufleute wohl verhindern, eine Handels-Operation durchzuführen, welche ihnen Gewinn bringen würde; sie können sie aber nie bestimmen, eine

*) Wenn seltene Umstände, z. B. die Unterdrückung eines Papiergeldes, welche zu einer plötzlichen Rückkehr zur Metallmünze nöthigt, zufällig den Preis dieses Metalls erhöhen: so hört diese Wirkung mit der vorübergehenden Ursache auf, die sie hervorgebracht hat; und der Handel mit den edlen Metallen tritt, von Stund' an, in die gewöhnliche Bahn zurück.

Handels-Operation zu unternehmen, bei welcher nur Verlust abzusehen ist.

Man kann demnach für ausgemacht annehmen, daß, wenn ein Land die edlen Metalle, die ihm Noth thun, zu dem Preise besitzt, auf welchen sie theils die Produktionskosten, theils die Konkurrenz anderer Völker erhoben haben, man ihm dergleichen nicht weiter zuführt. Die Vertheidiger der Handels-Balanze wollen also zugleich zwei Wirkungen, von welchen die eine die andere ausschließt. Sie wollen nämlich, daß in einem gegebenen Lande die edlen Metalle in größerer Fülle und folglich minder werth, als bei den Nachbarn seyn sollen; und sie wollen zugleich, daß man uns dergleichen von den Nachbarn zuführen, d. h. daß man sie theuer kaufen soll, um sie wohlfeiler zu verkaufen. Könnten ihre Gesetze bewirken, daß man Gold und Silber bei uns einführte, so würden sie zugleich den Preis dieser Metalle verringern, was zu einer Wiederausfuhr nöthigen würde; sie würden also ihres Zwecks verfehlen. Entschieden ihre Gesetze nichts über die Einfuhr des Goldes und Silbers, so würden sie unwirksam seyn, und so wiederum ihres Zwecks verfehlen.

Die einzige Ursache, welche eine anhaltende Einfuhr edler Metalle nothwendig machen könnte, würde eine konstante Vermehrung der innern Wohlfahrt seyn. Diese Einfuhr nun ist zwar eine Wirkung der Opulenz, doch nie die Ursache derselben. Ist man reich, so fehlt es an nichts, weder an verbrauchbaren Dingen, noch an Gold und Silber. Ist man arm, so fehlt es an allem. Welches aber sind die vornehmsten Quellen des Reichthums der Völker?

Wem wären sie denn nicht bekannt? Es sind, vor allen, Betriebsamkeit im Ackerbau und Betriebsamkeit in der Manufaktur; zu welchen noch der innere Verkehr kommt. Es ist demnach ein gedeihlicher innerer Zustand, was uns Gold und Silber verschafft. Das kleinste Bedürfniß hebt den Preis dieser Metalle; und von dem Augenblick an, wo dieser Preis denjenigen übersteigt, den sie im Auslande haben, gebietet der mächtigste aller Beweggründe, ich meine den persönlichen Vortheil, daß man uns dergleichen zuführe, statt uns davon zu entblößen. Große und Kleine, Freunde und Feinde, alle konspiriren zu einem und demselben Zwecke. Die Furcht, an Gold und Silber erschöpft zu werden, ist für ein Volk die kindischste, die es giebt, und alle Maßregeln, welche diese kindische Furcht an die Hand giebt, wirken ihrem Zwecke schnurstracks entgegen; denn, da unser auswärtiger Handel auch eine Betriebsamkeit ist und zu unserer inneren Wohlfahrt das Seinige beiträgt: so ist alles, was Mauthanstalten und Prohibitionen auch nur ähnlich sieht, der Entwickelung unserer inneren Glückseligkeit eben so entgegen, wie der Einfuhr der edleren Metalle. *)

---

*) Die erzwungenen Ausfuhren sind sogar nachtheilig für die Einfuhr edler Metalle. Bonaparte wußte sich viel damit, daß er die Franzosen und jene Neutralen, welche, während seiner Verwaltung, die Handelsverhältnisse Frankreichs mit dem Auslande unterhielten, genöthigt hatte, französische Waaren auf ihren Schiffen zu gleichem Werthe mit den von ihnen eingeführten auszuführen. Allein man weiß, was geschah, indem man die Schiffe mit Waaren beladete, die sich im Auslande nicht verkaufen ließen. Man mußte sie beim Auslaufen aus dem Hafen ins Meer werfen; und dieser Verlust, der die Kosten dieses Handels vermehrte, wurde von den

Außerdem entdeckt man in den Prohibitionen, wodurch wir ausländische Waaren zurückdrängen, so wie in den Opfern, zu welchen wir uns selbst verurtheilen, um die Ausfuhr unserer Produkte zu begünstigen, nicht das Geringste, das unserem Bedürfniß nach edlen Metallen größere Stärke geben könnte; — nichts folglich, was ihren Werth erhöhen und zur Einführung derselben bestimmen könnte.

Wenn jedoch unsere Waaren-Ausfuhren nicht die Wirkung hervorbringen, daß edle Metalle dafür eingehen, wodurch befriedigt uns alsdann der Ausländer für die Waaren, die wir ihm zusenden? Er befriedigt uns durch solche Produkte seines Bodens und seiner Betriebsamkeit, welche eines Verzehrs fähig sind; denn, indem Gegenstände des Verzehrs (oder wenigstens eines Verzehrs, der rascher von Statten geht, als der Verbrauch von Gold und Silber) sich bei uns in demselben Maße zerstören, worin man sie uns zuführt, so wie durch den Gebrauch, den wir davon machen: so giebt es davon nicht einen nothwendigen Ueberfluß, und ihr Preis fällt nicht nach Maßgabe der Einfuhr. Da, auf der andern Seite, diese Früchte auswärtiger Betriebsamkeit sich in dem Lande, das sie hervorbringt, zu den möglich-geringsten Kosten wieder erzeugen: so verursacht ihre schnelle Versendung daselbst nicht einen

---

französischen Konsumenten getragen, welche die fremden Waaren nach Verhältniß der Kosten aller Art bezahlten, die aufgewendet werden mußten, um sie ihnen herbeizuführen. Indem Bonaparte auf diese Weise der innern Wohlfahrt Frankreichs schadete, verminderte er in diesem Lande das Bedürfniß, und folglich auch die Einfuhr edler Metalle.

so hohen Preis, daß die Spekulanten sich dadurch abgeschreckt fühlen könnten. Verlangen wir Oel von Italien, so wird es uns diese Waare um einen billigeren Preis liefern, als jedes andere Land; denn sein Klima ist dieser Art von Produktion günstig. Verlangen wir, Jahr aus Jahr ein, Oel von diesem Lande, so wird sich deshalb der Preis dieser Waare nicht heben; denn es wird alle Jahre Oel hervorgebracht. Verlangen wir eine größere Quantität, als gewöhnlich, so wird Italien sie ungefähr um denselben Preis liefern können; denn unsere Nachfrage wird die Produktion vermehren. Verlangen wir dagegen Gold und Silber von Italien, so werden wir den Werth dieser Metalle erhöhen; denn Italien bringt dergleich nicht hervor. Verlangen wir, Jahr aus Jahr ein, diese edlen Metalle von Italien, so wird der Preis derselben in diesem Lande steigen. Es wird unmöglich seyn, dergleichen ohne Verlust zu beziehen. Und wenn unsere Regierung nicht gestattet, daß wir statt der edlen Metalle irgend etwas Anderes beziehen, wenn wir folglich genöthigt sind, uns der Produkte Italiens zu entschlagen: so wird auch Italien die unsrigen entbehren müssen, und dies System wird nur die Wirkung hervorbringen, daß zwei Völker eines Verkehrs beraubt werden, welcher für beide gleich vortheilhaft war.

Steigt unser Bedürfniß nach edlen Metallen, so fordert unser Nutzen, daß wir sie so billigen Kaufs als möglich erwerben, daß wir sie folglich, direkt oder indirekt, vorzugsweise von solchen Ländern verlangen, die sie hervorbringen, wie Mexiko und Peru. Nöthigt man uns, sie in dem Handel zu fordern, den wir mit Holland oder

mit Deutschland treiben: so können sie uns, bei der Dazwischenkunft dieser Länder, nicht anders als mit vermehrten Kosten zu Theil werden. Von Deutschland dürfen wir nichts anders verlangen, als die Produkte dieses Landes; eben so von Italien und von anderen Ländern.

So macht sich denn auch die Sache zuletzt. Kein Land kann dem andern anhaltend etwas Anderes liefern, als was es hervorbringt. Waaren werden mit Waaren bezahlt; und da, wie alle Welt weiß, die Kaufleute bei dem Handel ihre Rechnung finden müssen, dieses aber nur dadurch möglich wird, daß die Einfuhr dem Werthe nach den Ausschlag über die Ausfuhr giebt: so erhalten wir, von außen her, in Waaren beständig einen Werth, welcher größer ist, als der, den wir verschickt haben. Dies hat man bis jetzt, irrigerweise, eine ungünstige Balanze genannt, und zwar eine um so ungünstigere, je gewinnreicher unser Verkehr mit dem Auslande ist.

Auf den ersten Anblick scheint es freilich widersprechend, daß alle Länder mehr ein- als ausführen sollten. Allein dieser Widerspruch ist nur scheinbar. Wir schätzen die Waaren, welche von uns nach Rußland gehen, nach dem Werthe ab, den sie vor ihrem Ausgange haben; Rußland hingegen schätzt sie nach dem Werthe, den sie für Rußland haben, d. h. nach ihrer Ankunft in diesem Lande; und aus einem vollkommen ähnlichen Grunde schätzen wir die Waaren, die wir von Rußland erhalten, nach dem Werthe, den sie nach ihrer Ankunft haben, während Rußland sie nur nach demjenigen geschätzt hat, den sie vor ihrem Abgange hatten. In der Liste unserer Einfuhr-Artikel steht demnach russischer Hanf höher veranschlagt, als

in der Liste der russischen Ausfuhr-Artikel. Und dem kann nicht wohl anders seyn; denn ein Volk kann die Dinge immer nur nach dem Werthe schätzen, den sie bei ihm haben.

Die strengsten Verbote, die thätigsten Mauthbeamten, können diese Wirkungen nicht verändern; denn diese gehen aus der Natur des Handels hervor. Man kann die Kommunikation der Völker hemmen; allein von dem Augenblick an, wo eine Kommunikation derselben Statt findet, von dem Augenblick an, wo der Verkehr unter ihnen sich fest gestellt hat, kann man nicht bewirken, daß sich gegenseitig mit anderen Werthen abfinden, als mit den Produkten ihres Bodens und ihrer Betriebsamkeit, und daß jedes Volk nicht mehrere Werthe einführe, als es ausführt.

Was haben wir demnach zu denken von den pomphaften Gemälden, welche die Anhänger der Handels-Balanze uns vorhalten und nach welchen die Ausfuhren inländischer Produkte die Einfuhren um mehrere Millionen übersteigen? Sie verdienen auch nicht das mindeste Vertrauen; und zwar nicht bloß, weil sie mit der Natur des Handels im Widerspruch stehen, sondern auch, weil sie den besser bewahrheiteten positiven Thatsachen widersprechen.

Wollte man den Ein- und Ausfuhr-Listen Englands während des achtzehnten Jahrhunderts Glauben schenken, und daraus dieselben Folgerungen ziehen, welche die Anhänger der Handels-Balanze daraus gezogen haben: so würde daraus hervorgehen, daß England am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts mehr als 500 Mill. Pfd. St. Goldes und Silbers (12 Milliarden französischer Münze) mehr besessen hätte, als zu Anfang des genannten Jahrhun-

hunderts. Dies nun würde bei weitem mehr edles Metall seyn, als im ganzen Europa anzutreffen ist. Thatsache dagegen ist, daß England an edlen Metallen nie weniger besessen hat, als am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts. Seine ganze Münze bestand nur in den Noten einer großen Anzahl von Banken.

Von 1742 bis 1797 wiesen Rußlands Minister Verkäufe in das Ausland nach, welche die Einkäufe im Auslande um 253 Mill. Rubel in Silber überstiegen. Diesen fügten sie 88 Millionen edler Metalle hinzu, welche der Bergbau Sibiriens geliefert haben sollte. Das Resultat von allem war, daß sich die metallischen Zahlmittel Rußlands um 341 Millionen Rubel vermehrt haben sollten. „Thatsache ist, sagt Herr Storch, daß sie sich vermindert haben."

Nach der Lehre von dem Handels-Gleichgewicht würde diese Verminderung der metallischen Zahlmittel in England und in Rußland eine Verminderung der Opulenz in sich schließen. Dagegen ist es Thatsache, daß diese beiden Länder niemals reicher gewesen sind; namentlich England, dessen Bevölkerung sich während des achtzehnten Jahrhunderts verdoppelt hat; England, dessen unermeßliche Kapitalien sich in Allem offenbaren: in seinen Schifffahrts-Kanälen, in seinen umfassenden Unternehmungen, in einer unermeßlichen Quantität von Waaren aller Art, welche seine Magazine und seine Fahrzeuge anfüllen; endlich in der Menge nützlicher und Bequemlichkeit gewährender Gegenstände, welche die Wohnungen der Privatleute zieren.

Es giebt also Gesetze, wodurch die Masse der edlen

Metalle eines Landes vermehrt werden sollen, und wodurch diese nicht vermehrt werden; und auf der andern Seite giebt es Völker, welche weniger edle Metalle besitzen, als sonst, und welche auf eine unbestreitbare Weise reicher sind.

Die Einfuhr- und Ausfuhr-Listen hingegen, denen man größere Wahrhaftigkeit zutrauen kann, weil sie dem Wunsche derjenigen Schriftsteller, welche sie anführen, zuwider sind, und weil sie ihnen unerklärlich scheinen — diese Listen, sag' ich, unterstützen die Lehre, die ich hier predige. Das Resultat der brittischen Zölle im Jahre 1785 wies für England eine unvortheilhafte Handels-Balanze mit Irland nach. Diese Thatsache, die damals unerklärlich schien, hab' ich so eben ins Licht gestellt. Das Resultat, das von Englands Handel mit Portugal im Jahre 1786 gezogen wurde, unterschied sich um ein volles Drittel von dem gleichen Resultat, welches die englische Faktorei in Lissabon gezogen hatte. Zufolge der Lehre vom Handelsgleichgewicht, kündigten diese Resultate zwei verschiedene Saldos an, was sie für unmöglich ausgiebt; sie kündigten zwei ungünstige Balanzen an, während die eine eben so günstig war, wie die andere.

Einer von den armseligen Statistikern, die nicht über die Handels-Balanze hinaus können, Herr Seybert, in seinen statistischen Annalen der vereinigten Staaten, bemerkt mit tiefem Bedauern, daß die amerikanische Union einen Werth von mehr als 15 Mill. Dollars (ungefähr 50 Mill. franz. Münze) über den Werth ihrer Ausfuhr einführt. Er seufzet also darüber, daß seine Mitbürger von ihrem Verkehr mit dem Auslande einen Gewinn von 50 Mill.

Franken ziehen. „Gleichwol," setzt er mit Erstaunen hinzu, „ist nichts noch mehr erwiesen, als daß unser Land und unser Handel sich in einem gedeihlichen Zustande befinden." Er erstaunt über eine ganz natürliche Wirkung, die man, obschon in verschiedenen Graden, allenthalben wahrnehmen würde, wenn man allenthalben genaue Uebersichten von den Ausfuhren und Einfuhren haben könnte. Warum zeigen uns die der vereinigten Staaten besser, als alle übrigen das Band dieser Ursache mit dieser Wirkung, die Handelswohlfahrt geknüpft an überwiegende Einfuhr? Bloß, weil sie zuverlässiger sind, als die andern, und weil, bei dem niedrigen Betrag der Eingangszölle in den vereinigten Staaten, die Handeltreibenden weniger, als anderwärts, verführt sind, den Betrag ihrer Einfuhren zu verhehlen.

Ich behaupte nicht, daß man in England und anderwärts absichtlich die Ausfuhr- und Einfuhr-Listen verfälscht habe, obgleich der Wunsch, das, was man als das Zeichen des Gedeihens betrachtet, ins Licht zu stellen, auf die Chefs und Agenten der Verwaltung starken Einfluß haben kann. Ich will bloß bemerklich machen, wie schwierig es ist, genaue Einfuhr- und Ausfuhr-Listen zu erhalten, da der Privat-Eigennutz die ihnen zum Grunde liegenden Erklärungen so unsicher und betrüglich macht. Da, wo die Waaren des Auslandes starken Eingangszöllen unterworfen sind, ist man verführt, den Werth derselben zu verringern, um weniger Zölle zu erlegen; und da, wo die Regierung Ausfuhr-Prämien oder Rückzölle nach geschehener Ausfuhr bezahlt, ist man gleichmäßig verführt, den Werth der letzteren zu übertreiben, um desto

mehr zu erhalten.*) Die Zoll-Register sind demnach dem Uebelstande ausgesetzt, daß sie die Einfuhren immer bei weitem schwächer, als sie wirklich sind, die Ausfuhren hingegen immer bei weitem stärker darstellen. Es ist auch leicht möglich, daß die Dirigenten des Zollwesens, um das, was sie als den glücklichen Erfolg ihrer Verwaltung betrachten, ins Licht zu stellen, zuweilen in ihren Nachweisungen gewisse Zweige, welche einen Theil derselben ausmachen, oder auch nicht ausmachen, gar nicht in Anschlag bringen, je nachdem das Eine oder das Andere erwiesen werden soll. Dieser Art sind z. B. die Handels-Verhältnisse, die man mit gewissen Kolonien unterhält, welche man bald als Ausland, bald als einen ergänzenden Theil des Reichs betrachtet. Aus solchen Angaben ist keine Belehrung zu schöpfen.

Den Einfuhr- und Ausfuhr-Listen kann man unmöglich eher einen Glauben zuwenden, als bis sie, in jedem Lande, wo nicht immer, doch fast immer, eine Einfuhr ankündigen, welche über die Ausfuhr dem Werthe nach hinaus geht. Und selbst dann werden sie bei weitem mehr ein die Neugier beschäftigendes, als ein nützliches Dokument abgeben. Sie werden den Umfang des Handels nachweisen, der mit irgend einer Waare getrieben wird;

---

*) Die französische Regierung erstattet mehr Rückzölle für ausgeführten Zucker, als sie Zölle für die Einfuhr desselben Zuckers einnimmt. Da der Zucker eine Reinigung zu bestehen hat, so hat die Regierung, die kein Raffineur ist, sich leicht bereden lassen können, daß das, was in der Raffinage von dem Werthe abgeht, weit beträchtlicher sei, als es wirklich ist.

nie aber werden sie nachweisen, was man dabei gewinnt: denn sie geben ja weder den Einkaufs- noch den Verkaufspreis, noch die Kosten an, d. h. sie verschweigen alle Elemente des kaufmännischen Gewinns.

Die Listen von den ausgeführten und eingeführten Waaren, selbst wenn man sie als genau annehmen wollte, geben keine Anzeige von den edlen Metallen, welche eingehen oder ausgehen: denn eine Nation kann gleichzeitig für einen weit größeren Werth Waare erhalten, als sie davon ausgeführt hat, und eben so auch mehr edles Metall. Ich nehme an, daß dies in den meisten europäischen Staaten der Fall ist; zum wenigsten in solchen, deren Wohlfahrt im Zunehmen ist. Denn obwohl sich ihr Vorrath an edlen Metallen täglich vermehrt, so nehm' ich doch nicht an, daß diese Vermehrung ihren Handelsgewinnen gleich komme. Ein großer Theil der Handelsgewinne wird ihnen dadurch zu Theil, daß die Einfuhren den Ausschlag über die Ausfuhren geben.

Aus diesen, von Vernunftgründen und von der Erfahrung zugleich herrührenden Wahrheiten, läßt sich eine sehr befriedigende Folgerung ziehen; nämlich, daß die Vortheile der Handelsbeziehungen zwischen zwei Völkern gegenseitig sind, und daß das eine nicht nothwendig von dem andern betrogen wird. Dies auch nur vorauszusetzen, würde höchst lächerlich seyn; denn da Niemand gezwungen werden kann, Handelsoperationen, bei welchen er nicht seine Rechnung findet, einzugehen, so müßte man gestehen, daß die Hälfte der Nationen sich gutwillig dazu hergeben würde, von der anderen Hälfte ausgezogen zu werden.

Man kann demnach in Zukunft die Lehre von dem Handels-Gleichgewicht nicht vertheidigen, ohne eine vollendete Unbekanntschaft mit dem Handelsverfahren und dem Haushalt der Gesellschaften zu verrathen. Ich kenne keinen Schriftsteller von Ruf, der sich so lächerlich machen möchte, daß er zu ihrer Vertheidigung jene veralteten Beweisgründe wieder auftischen wollte, auf welche sich nichts weiter antworten läßt, als: „Studirt das Wesen und die Verrichtungen der Münzen, der Kapitalien. Denn außerdem giebt es keine Antwort, die ihr zu verstehen fähig wäret.“

Was die Armseligen betrifft, welche denken, es müsse doch etwas Wahres an einer Meinung seyn, welche so allgemeinen Glauben gefunden und so lange bestanden habe: so kennen sie weder die Menschen, noch die Geschäfte. Bis auf die Zeiten des Kopernikus glaubte man durch die ganze Welt, die Erde ruhe unbeweglich im Mittelpunkte des Universums, und die Gestirne vollendeten alle vier und zwanzig Stunden ihren Umlauf um den Erdball. Meines Wissens hat bis zum Jahre 1500 Niemand, er mochte zu der Gelehrtenklasse gehören oder nicht, sich vorstellen können, daß vielmehr die Erde sich um ihre eigene Achse bewege, und daß daraus der Anschein entstehe, als bewegten sich die Gestirne um die Erde. Und doch ist dies die Wahrheit; und die Beweise für diese Wahrheit sind so unbestreitbar, daß es gegenwärtig keinen Lehrling giebt, der, nach dem ersten Unterricht in der Physik, davon nicht überzeugt wäre.

Einstens wird es sich mit dem, was ich so eben vorgetragen habe, nicht anders verhalten. Dazu aber ist er-

forderlich, daß man es sage. Allgemein verbreitet können diese Wahrheiten nur dadurch werden, daß die zu lösenden Fragen auf den einfachsten Ausdruck, den es für sie giebt, zurückgeführt werden; und kann die Mühe, die man dazu anwendet, überflüssig scheinen, wenn so viele Gespräche, so viele Zeitungs-Artikel, sobald von Handelsangelegenheiten die Rede ist, noch immer die Lehre von dem Handelsgleichgewicht zur Grundlage ihres Raisonnements machen?

Selbst Gelehrtenvereine, welche doch von den Fortschritten des Jahrhunderts unterrichtet seyn sollten, theilen nur allzu häufig die gemeinsten Vorurtheile, und halten diese nur allzu lange fest. Als Bernoulli im Jahre 1731 den Preis der Akademie der Wissenschaften über den Kreislauf der Planeten davon trug, gestand er aufrichtig, daß er diese Auszeichnung nur der Schonung verdanke, die er der Descartschen Wirbel-Lehre bewiesen hatte. Auch in unseren Tagen stößt man auf Gesellschaften und Vereine, welche, obgleich zusammengesetzt aus Männern von den mannigfaltigsten Kenntnissen, mit großer Andacht den bodenlosesten Raisonnements ihren Beifall nicht versagen, wofern diese nur von einem Zahlenheer unterstützt sind, das selbst dann nichts beweisen würde, wenn man sich seiner Authentizität versichern könnte. Die Vorurtheile weichen nur der Zeit; allein sie weichen ihr unfehlbar. Nur auf den Trümmern des Irrthums setzt sich die Wahrheit fest; und selbst für Ueberzeugte ist es nichts weniger als gleichgültig, ob sie im Stande sind, von ihren Ueberzeugungen Rechenschaft zu geben. Zu diesem Endzweck müssen sie sich üben in der Kunst, die Fragen gehörig zu stellen und die Beweise so zu ordnen, daß sie denen, welche die Wahr-

heit aufrichtig suchen, Ueberzeugung verschaffen. Was nun diejenigen anlangt, welche die Wahrheit fürchten, so kann man wohl nicht anders, als sie ihrem Schicksale überlassen; denn was würde durch alle Bekehrungsversuche geleistet werden?

Weitere Auszüge
aus
einem neuen Werke über Brasilien.

Wir würden nichts geleistet zu haben glauben, wenn wir es bewenden lassen wollten bei den Auszügen, die wir im Dezemberheft des letzten Jahrganges dieser Monatsschrift aus des Herrn von Weech Werke über Brasiliens gegenwärtigen Zustand und Kolonial-System, gegeben haben. Da die Hauptabsicht des Verfassers unstreitig keine andere gewesen ist, als Auswanderungslustige zu warnen, damit sie sich hinterher nicht in ihren Erwartungen getäuscht fühlen mögen: so halten wir es gewissermaßen für eine Pflicht der Menschlichkeit, beizutragen zur Verbreitung dessen, was der Verfasser über die Bevölkerung, den Boden und die Kultur der Provinz Rio Janeiro im 6. Abschnitt des ersten Buchs, und über das Fortkommen der verschiedenen Stände im 1. Abschnitt des zweiten Buchs mitgetheilt hat. Ohne weitere Vorrede!

„Die Bewohner der Provinz Rio Janeiro leben in zwei Städten, vierzehn Villas und ihren Kirchspielen vertheilt. Obwohl Rio Janeiro unter die bevölkertsten Provinzen des ungeheueren Reichs gehört, so darf man, die Bewohner der Hauptstadt mitgerechnet, doch kaum hundert Menschen auf eine Quadratmeile annehmen.

Diese sind größtenheils gutmüthige, aber ungebildete und äußerst mäßige Leute, die nur wenig bedürfen; daher

auch nicht mehr arbeiten, als durchaus erforderlich ist, um ihr Leben zu fristen. Die reichen Bewohner des Landes unterscheiden sich durch nichts von den Städtern, als durch noch größere Unwissenheit. Unabhängig, von armen Klienten und einer großen Anzahl Sklaven umgeben, gewöhnt, jede Laune befriedigt, jedem Wink gehorcht zu sehen, kann man sie als kleine Könige betrachten, welche mit unbegrenzter Willkühr über diejenigen herrschen, die ihnen untergeben sind. Reichthum allein hat Werth in ihren Augen; Tugenden und Kenntnisse scheinen ihnen überflüssig. Der Fremde ist darum in ihren Augen ein ganz unbedeutender Mensch, wenn sie wissen, daß er mittellos ist. Sie üben zwar Gastfreundschaft gegen Jeden aus, der an sie empfohlen ist, gefallen sich aber ganz besonders, ihren Gast auf eine nicht sehr zarte Weise zur Bewunderung ihres Reichthums aufzufordern. Man würde übrigens sehr irren, wenn man bei den großen Gutsbesitzern der Provinz viel baares Geld vermuthete; fast alle sind äußerst verschuldet, und nur Wenige würden sich vor ihren Gläubigern retten können, bestände nicht ein altes Gesetz, nach welchem der Besitzer einer Zuckermühle (Engenho d'Assucar) nicht ausgepfändet werden kann. Die armen Landbewohner ahmen den Reichen in Geberden und äußeren Höflichkeitsbezeugungen sorgfältig nach; und man hat wirklich Mühe, sich des Lachens zu enthalten, wenn man einem dieser guten Leute begegnet, der, auf einem elenden Pferde sitzend (zu Fuß reisen ist dort eine Schande), den Körper mit der nothdürftigsten Kleidung bedeckt, mit bloßen Füßen, an diesen aber ein Paar ungeheuere eiserne Sporen, sich in Haltung und Gruß wie ein spanischer Grande ge-

derbet. Um ihr Zutrauen zu gewinnen, braucht man sich übrigens nur hier und da in den Kirchen zu zeigen, wenigstens öffentlich ihre Kleidung, Sitten und Gebräuche nachzuahmen und sie mit höflichen Worten zu überschütten; so wird man sich bald die Achtung der ganze Gegend erwerben. Die Geistlichen sind größtentheils reich, erfahrne und thätige Landwirthe, im Besitze vieler Sklaven, großer Ländereien und noch größerer Macht über das Volk; mit diesen muß man es ja nicht verderben. Sie sind übrigens, was Religion betrifft, toleranter, als man erwarten sollte, und der Nichtkatholische ist gewiß keiner Art von Verfolgung ausgesetzt, wenn er seine Gedanken über die Art, wie hier Gott verehrt wird, nur für sich behält.

Die Leichtigkeit, mit der man sich auf dem Lande ernährt, ist wohl die Hauptursache, daß junge Leute beinahe noch in den Jahren der Kindheit heirathen, und es ist nichts Ungewöhnliches, Frauen von elf Jahren mit einem Säugling auf den Armen zu sehen. Der Mangel an kräftigen Gestalten, in auffallendem Kontrast mit den hochstämmigen, breitschulterigen Männern von Minas und St. Paolo, scheint eine Folge der ungewöhnlich frühen Annäherung beider Geschlechter, des heißen Klima's und der größtentheils kraftlosen Nahrung zu seyn.

Die Bai von Rio Janeiro ist in ihrem bedeutenden Umfange größtentheils von Ebenen umgeben, welche alle das Gepräge früherer Ueberschwemmungen an sich tragen.

Die sumpfigen, von dem Meere entfernten, Ebenen könnten zwar durch zweckmäßig angelegten Entwässerungsgräben zur Kultur des Reis und Zuckerrohrs vorbereitet werden; da aber der Fall dieser Ebenen gegen die Bai

oder See zu äußerst gering ist, also tiefe und lange fortgeführte Gräben erfordert würde, so scheint die Verbesserung des Landes die auf dasselbe verwendeten Unkosten nicht zu vergüten.

Der Boden auf den Hügeln, welche diese Ebenen begrenzen, besteht aus einem häufig gleichtheiligen Gemische von Thon und grobem Quarzsande, ist wenig wasserhaltend, und wird bei anhaltender Trockenheit äußerst hart. Durch beständige Kultur wird dieser Boden, besonders in der Nähe der Hauptstadt, so sehr erschöpft, daß dessen Eigenthümern, wenn sie sich nicht zu starker Düngung verstehen wollen, in wenigen Jahren wahrscheinlich nichts mehr übrig bleibt, als das Land unbenutzt liegen zu lassen.

Einige Stunden von der Stadt findet man etwas besseres Erdreich. Eine ziemlich tiefe Lage humusreichen Quarzsandes ruht auf einer Unterlage von Granit, Gneis oder verwittertem Feldspath. Sie ist konsistenter und wasserhaltender, als die vorige, wird aber durch beständige Kultur der Mandiocca, troß der üblichen mehrjährigen Brache, sehr erschöpft, welches man am besten an der ärmlichen Vegetation des während der Brache wachsenden Capueros bemerkt.

Kommt man aber in jene gebirgigen Gegenden im Innern der Provinz, welche noch mit Urwald (Matto virgem) bedeckt sind, so giebt schon der Anblick der Riesenbäume und der zahllosen Pflanzen und Gesträuche, die den Boden mit der üppigsten Fülle bedecken, einen Begriff von seiner außerordentlichen Kraft. Seit Jahrtausenden unberührt, ist allmählig aus dem Abfalle des Laubes und aus verwitterten Baumstämmen eine Lage der be-

sten Dammerde entstanden, welche wieder auf einem reichen und tiefen Thonboden ruht, dessen Farbe, je nachdem er mehr oder weniger Eisenoxyd enthält, roth oder gelb ist.

Wie richtig aber der Grundsatz ist, daß, wenn selbst bei den trefflichsten Bestandtheilen des Bodens diesem Licht, Wärme und atmosphärische Luft fehlen, sich keine Fruchtbarkeit denken läßt, beweiset, daß der herrliche Boden der Urwaldungen, der seit undenklichen Zeiten den Strahlen der Sonne und dem atmosphärischen Einflusse überhaupt unzugänglich war, wenn er, von Gesträuch und Bäumen befreit ist, und diese selbst, auf ihm liegend, verbrannt wurden, dennoch erst im zweiten Jahre eine vollkommene Ernte giebt.

Es wird weder an der Oberfläche, noch in der Tiefe des Erdreichs (die Gegenden von Canto gallo und Cabo frio ausgenommen) eine Spur von Kalk gefunden; häufiger stößt man in mehr oder minderer Tiefe auf verwitterten Granit oder tiefe Lagen erdigen Feldspathes, welcher bald von graulicht-weißer Farbe, bald von Eisenoxyd bräunlich-grau gefleckt, bei geringer Berührung zerfällt. Aus obiger Beschreibung der fruchtbarsten Gegenden des Landes dürfte man vielleicht die Behauptung aufstellen, daß der Boden da, wo seine organischen Bestandtheile nichts zu wünschen übrig lassen, in einem hohen Grade die Eigenschaften besitze, Feuchtigkeit und Wärme in dem den Pflanzen zuträglichsten Verhältnisse aufzunehmen, woraus sich denn auch vorzüglich, vereint mit der Kenntniß des glücklichen Verhältnisses der Feuchtigkeit und Wärme der Atmosphäre, die erstaunlichen Erscheinungen einer in un-

ſerm Welttheile kaum geahneten Kraft und Ueppigkeit der Vegetation erklären laſſen.

Die Urwälder der Provinz Rio Janeiro werden aber mit zunehmender Bevölkerung immer ſeltener, und nur da, wo ſolcher Wald ſtand, herrſcht jene außerordentliche Fruchtbarkeit, welche einige Reiſebeſchreiber etwas zu freigebig an jedem Stückchen Lande bemerken wollten, welches einen Orangenbaum trug. Darum ſollte jene nur vier Stunden von der Hauptſtadt gelegenen Gegend, Tejuoca genannt, beſonders von jenen Fremden zuerſt beſucht werden, welche ſich als Pflanzer niederlaſſen wollen; ſie finden daſelbſt nicht allein echten Urwald, der ſich gar ſehr von einer gewöhnlichen Waldung unterſcheidet, ſondern auch ſehr bedeutende Kaffeepflanzungen, welchen der gute Boden, die hohe Lage der Gegend und der häufig eintretende, doch nicht anhaltende, Regen beſonders zuſagt. Unter dieſen zeichnen ſich die des verſtorbenen Doktors Leſſenes, eines ehemaligen weſtindiſchen Pflanzers, und jene des Doktors Mook ganz beſonders aus. Herrliche Urwaldungen giebt es noch in den Bezirken von Ilha grande, Macahẽ, Itagoahy, Valenca und Canto gallo.

Viehzucht wird in den Gegenden von Magẽ und Novo-Friburgo getrieben.

Die Provinz Rio Janeiro iſt reich an Flüſſen des beſten Waſſers, welche aber größtentheils ihres hohen Falles wegen arm an Fiſchen und nur auf eine geringe Entfernung von ihrer Mündung ſchiffbar ſind. Es iſt zwar der Wunſch der wackern Bewohner von Minas, ihre Provinz mit der von Rio Janeiro durch einen Kanal zu verbinden; da die Regierung aber nicht beſorgt iſt, die Aus-

führung dieses Unternehmens einem sachkundigen Manne zu übergeben, so darf man kein günstiges Resultat erwarten.

Edelsteine hat man bisher noch nicht in der erwähnten Provinz gefunden. In dem Bezirke von Canto gallo gab es früher bedeutende Goldwäschereien; diese sind aber durch ungeeignetes Verfahren der Regierung ganz eingegangen. Höchst wichtig und einträglich wäre das Auffinden eines Kalklagers unfern der Hauptstadt. Diese ist bis jetzt noch genöthigt, sich mit Kalk zu behelfen, der, höchst mangelhaft, aus Seemuscheln gebrannt wird. Früher wurden Kalksteine aus Portugal gebracht und hier gebrannt.

Die Kultur um Brasiliens Hauptstadt hat seit einigen Jahren ungemein zugenommen; man fängt an, den Werth des Landes zu würdigen, und hier und da sieht man es bereits bis an den Gipfel der Berge angebaut. Auf jenen Plätzen, die nicht zu Lustgärten dienen, werden Gemüse oder Futtergras gepflanzt; andere Ländereien sind mit Fruchtbäumen aller Art angefüllt. Mehr von der Stadt entfernt, beginnt aber die Kultur der das Brot ersetzenden Mandiocca (Cassava, Jatropha Manihot L.). Auf den höher liegenden Gegenden gewahrt man große Strecken Landes mit Mais (Milho) und Bohnen besäet; auf den höheren Gebirgen (Serras) werden Pfirsiche, Quitten und der Wunderbaum (Rhicinus com., portug. Mamon) gezogen; in niederen, feuchten oder sumpfigen Gegenden wächst Reis.

Wenn das Auge des Wanderers mit Erstaunen ungeheueren Strecken Landes begegnet, welche selbst unfern

der Hauptstadt mit Wald bedeckt sind oder öde liegen, so ist nicht Mangel an Bevölkerung die einzige Ursache. Es giebt zwei mächtigere Hindernisse, welche die Kultur des Bodens noch auf lange Zeit in enge Grenzen einschließen werden. Es scheint nämlich, als habe die Regierung in früheren Zeiten jedem Ansiedler von einigen Mitteln und Ansehn so viel Land gegeben, als er begehrte; fast Keiner von ihnen erhielt weniger, als eine halbe Quadratmeile, welche Jeder so nahe an der Stadt und einem gangbaren Wege, als nur möglich, angewiesen zu erhalten suchte. Wenn in Europa eine halbe Quadratmeile Landes mit fünfhundert Menschen bevölkert ist, so gewahrt man allenthalben Mangel an Kultur, obwohl es daselbst weniger Mühe kostet, den Boden zu bearbeiten; was soll man nun von dem Besitzer (viele sind Eigenthümer von zwei bis drei Quadratmeilen) einer so großen Strecke Landes erwarten, der vielleicht nur wenige Neger hat, daher Monate lang arbeiten muß, ehe er in den fast undurchdringlichen Waldungen eine Stelle gelichtet hat, groß genug, um Raum für Wohnung und Feld zur Anpflanzung der nöthigen Nahrung zu erhalten? Wie viele Familien könnten auf diesem Lande leben, welches vielleicht nie zum vierten Theile kultivirt wird, wenn sie, aufgemuntert durch die größere Leichtigkeit, die Produkte ihres Fleißes zu verwerthen, und sich ein besseres Daseyn schaffen zu können, die Hände nicht müssig in den Schooß legen würden, wie dies von den Meisten vorzüglich darum geschieht, weil sie gezwungen sind, sich weit von dem allgemeinen Verbindungswege anzubauen, wohin nur schmale und beschwerliche Fußwege führen! Dieser Mangel an gangbaren Wegen,

gen, der außerordentliche schlechte Zustand der öffentlichen Straßen, deren Vernachlässigung so groß ist, daß man bei Regenwetter, kaum tausend Schritte von der Hauptstadt, die armen Lastthiere, welche die nothwendigsten Lebensbedürfnisse dahin bringen, im Kothe versinken sieht, ist die zweite Ursache, warum auf manchem herrlichen Stücke Land nichts als eine elende Hütte steht, nothdürftig von einigen Bananen- oder Orangenbäumen beschattet; warum auf ungeheueren Strecken nur einiges Hornvieh oder eine Heerde elender Schaafe weidet, deren Pflege wenig Mühe macht, und die nach langer trockener Witterung leicht zur Stadt getrieben werden. Mit Recht bemerkt daher der brasilianische Landwirth, daß es nicht der Mühe werth ist, Früchte zu pflanzen, bei deren Versendung er in steter Gefahr schwebt, eines mittelmäßigen Gewinnstes wegen Ladung und Thiere zu verlieren. Welchen nachtheiligen Einfluß die schlechten Straßen und der Mangel an Brücken über reißende und oft schnell anwachsende Gebirgsströme auf den Handel ausübt, wie alle Bedürfnisse in der Hauptstadt vertheuert werden, wie der Eingeborne unmöglich gleichen Preis mit dem Fremden halten kann, der darum seine Produkte gut verkauft, und den Erlös aus denselben mit sich zurücknimmt, wird Jeder einsehen. Denn, welchen Gewinn kann z. B. der Bewohner der Provinz Minas geraes haben, der, siebenzig oder achtzig Leguas *) von Rio Janeiro entfernt, drei oder vier Lotas **) Maulesel, jeden

*) Eine Legua ist 5 deutschen Viertelstunden gleich zu rechnen.

**) Eine Lotha besteht aus 7 Mauleseln, welchen jederzeit ein Treiber beigegeben wird, der ihre Verpflegung und das Auf- und Abladen des Gepäcks zu besorgen hat.

mit sechs Arobas (192 Pfund) verschiedener Produkte beladen, dahin sendet, wenn diese vier bis fünf Wochen auf der Reise zubringen, also 28 oder 35 Tage unterhalten werden müssen, Verpflegung der Treiber, Unkosten des Beschlages, Abgabe an Zöllen und Abnutzung des Lederzeugs nicht mitgerechnet? Welchen Gewinn kann endlich Der erwarten, der, weil er nicht reich genug ist, eigene Lastthiere zu halten, dieselben für die Dauer der erwähnten Zeit miethen muß? — Bedenkt man nun, daß ein Wagen mit einem Viergespann vollkommen hinreichte, die ganze Ladung dieser 28 Thiere, in welchen ein bedeutendes Kapital steckt, zu verführen, und die Reise ohne Anstrengung in zehn Tagen zurückzulegen, so möchte man wohl fragen, warum die Bewohner der Provinz nicht zusammentraten, und von ihren zahlreichen Sklaven eine Straße machen ließen, oder warum sich nicht eine Gesellschaft von Aktionärs vereinigte, und für das Recht, während der Dauer einiger Jahre einen Zoll erheben zu dürfen, sich erbot, ein Paar Hauptstraßen anzulegen.

Der Fremde, der zufällig an einem Hof- oder Gallatage in Rio Janeiro ankommt, und die große Menge reich gestickter Kleider und Uniformen, die prächtigen Garden zu Fuß und zu Pferde, und einen Pomp vor sich sieht, der ihn an den Glanz der ersten Höfe Europa's erinnert, und welchen Geschäfte nöthigen, noch denselben Tag die Stadt zu verlassen, vor deren Thor er im Kothe stecken bleibt, und befürchten muß, sein Thier zu verlieren, dieser arme Reisende hat volle Muße, über die Wahrheit des Sprichworts nachzudenken: „nicht Alles, was glänzt, ist Gold!"

Von dem gelehrten Stande möchte wohl nur der Arzt

zur Auswanderung nach Brasilien aufgemuntert werden können; aber auch dieser nur dann, wenn er hinreichende Mittel besitzt, um in den ersten sechs Monaten unabhängig leben zu können, da er nicht immer erwarten darf, in der Armee oder bei den Spitälern Plätze offen zu finden.

Sollte die Praxis ihn in der Stadt nicht befriedigen, so wird es ihm nicht schwer werden, mit guten Empfehlungen angesehener Einwohner versehen, sich in den kleineren Städten oder Villa's des Innern als Arzt niederzulassen, weil dort Mangel an solchen ist. Er kann, kommt er nur nicht ganz fremd hin, stets der liebevollsten Aufnahme gewiß seyn, und ein Paar glückliche Kuren, irgend eine gelungene Operation reichen hin, ihm das allgemeine Zutrauen zu erwerben, und ihm eine mit seinen Ausgaben im Verhältniß stehende Einnahme zu verschaffen. Hat man sich einmal von des Doktors Fähigkeiten überzeugt, so rechnen die angesehendsten Familien es sich zur Ehre, ihn unter ihre Mitglieder zu zählen, und er kann versichert seyn, daß die Bewerbung um die Tochter irgend einer derselben sehr gut aufgenommen wird. Von diesem Augenblick an hört er auf, ein Fremder zu seyn, und indem er damit der alten Heimath entsagt, ist sein künftiger Wohlstand in dem neuen Vaterlande gegründet. Sollte er übrigens auch hier nicht gut fortkommen, so kostet es wenig Mühe, bei irgend einem reichen Pflanzer Hausarzt zu werden, um so mehr jetzt, wo jedem Eigenthümer vieler Neger doppelt an ihrer Erhaltung liegen muß; die Besoldung daselbst ist zwar nicht bedeutend, und geht, bei freier Wohnung und Verpflegung, selten über zweihundert mil Reis, welche

aber auch beinahe ganz zurückgelegt werden können; ähnliche Kontrakte können auch mit benachbarten Pflanzern gemacht werden, so, daß jährlich ein schönes Sümmchen verdient wird. Viele Unterhaltung giebt es allerdings nicht, aber man gewöhnt sich allmählig an die auf dem Lande übliche Lebensweise. Das immerwährende Kämpfen mit Nahrungssorgen, das dem nicht sehr glücklichen Arzte eines armen Landstädtchens in Deutschland das Leben gerade nicht sehr erleichtert, ist wohl auch nicht besser, als ein sorgenloses Daseyn in Brasilien.

An Wundärzten ist großer Mangel; und obwohl der Eingeborne ihre Hülfe bei nothwendigen Operationen aus angeborner Furcht vor dem Messer, welches freilich hier auf eine barbarische Weise gehandhabt wird, nur ich höchsten Nothfalle anspricht, so fehlt es doch keineswegs an Gelegenheiten, seine Kunst auszuüben, und dafür reichlichen Lohn zu ernten.

Obgleich von allen Ständen der des Kaufmanns am leichtesten eine schnelle Erlangung von Reichthümern darzubieten scheint, so sind die Warnungen, „dieses nicht in Brasilien zu erwarten,“ für denselben doch wohl nicht überflüssig, da man bei ihm mehr Kenntniß der Umstände durch seine Beschäftigung als Kaufmann voraussetzen darf. Es wird daher nur bemerkt, daß die Konkurrenz von allen Nationen hier außerordentlich ist, und überdieß der deutsche Handel durch mannigfache Schwierigkeiten gedrückt wird. Die meisten hier ansässigen Kaufleuten beschäftigen sich mit dem Kommissionsgeschäfte. Ohne gute Verbindungen in Europa kann daher ein Haus hier nicht bestehen, und auch bei diesen muß es gewärtigen, sein Brot

nur sauer zu verdienen. Wer sich mit Detail-Handel beschäftigen will, wozu ein kleines Kapital nöthig ist, findet verhältnißmäßig mehr Nutzen, jedoch muß man zu diesem Endzwecke sich mit den Gebräuchen des Landes und der Art und Weise des Verkehrs vorher genau bekannt machen. Wer hierher in der Absicht kommt, eine Stelle auf einem Komtoir zu suchen, soll wenigstens der englischen Sprache ganz mächtig seyn. Doch darf man das Niemandem anrathen, da selten Stellen frei sind, und die meisten Häuser sich Leute aus Europa engagiren. Auf jeden Fall sollte der hierher Reisende stets so viel mit sich bringen, um sechs Monate davon leben, und nöthigenfalls wieder zurückkehren zu können.

Für den Künstler zeigen sich eben noch keine günstigen Aussichten. Ein Paar Instrumentenmacher, einige geschickte Zimmerleute, welche die Erbauung und den Mechanismus der verschiedenen Arten von Mühlen, besonders Stampf- und Sägemühlen, wohl verstehen, dürften, sobald sie einmal bekannt sind, um so mehr jetzt eines guten Erwerbes gewiß seyn, als man bald anfangen wird, die Wichtigkeit menschenersparender Maschinen einzusehen. — Ohne hinlängliche Mittel, um wenigstens einige Monate von denselben leben zu lönnen, möchten diese Männer sich aber die erste Zeit ihres Aufenthalts in mancher Verlegenheit befinden.

Den freien Mann, der nach Brasilien kommt, um als Soldat zu dienen, müssen wohl mancherlei Gründe zu dieser sonderbaren Wahl seines Fortkommens bewegen; und zwar entweder große Versprechungen von Seelenverkäufern oder Werbern, der Wunsch nach Veränderung, Ab-

neigung von Arbeit und nützlicher Beschäftigung, oder begangene Vergehen, welche ihn der Achtung der bürgerlichen Gesellschaft unwerth machten, von der er sich zu entfernen wünscht. Liebe zum Soldatenstande kann gar nicht bei einem solchen Manne gedacht werden; denn wem könnte er mit mehr Lust dienen wollen, als seinem Vaterlande und seinem Fürsten, welche ihn achten, und dessen Bürger und Unterthan er ist, für welche zu fechten und zu sterben sein Stolz seyn muß? Begreiflich ist das Hierherkommen vieler mit dem Zustande des brasilianischen Militairs unbekannten Offiziere, die, auf halben Sold gesetzt, oder mit der Aussicht, nie vorwärts zu kommen, so gut nach Brot und Avancement gehen müssen, wie der Gelehrte oder Kaufmann nach Unterhalt und Gewinn. Es werden sich aber Offizier und Gemeiner selbst in ihren bescheidensten Erwartungen getäuscht finden!

Wenn es Einigen gelang, mit einem erhöhten Grade in die Dienste des Kaisers von Brasilien zu treten, so wurden die Kenntnisse und Verdienste Anderer desto weniger berücksichtigt; übrigens ist des Offiziers Existenz precär und sein Sold im Verhältnisse des theueren Lebens und der sehr kostspieligen Kleidung geringer, als in jeder andern europäischen Armee. Von dem Einwohner wird der fremde Soldat gehaßt, von der Regierung als Miethling betrachtet; er wird schlecht besoldet, schlecht verpflegt, sklavisch behandelt und mit Exerziren und Dienst überhäuft. Er ist endlich keinen Augenblick sicher, nicht in irgend eine Gegend des ungeheueren Reichs geschickt zu werden, um daselbst mehr noch gegen die Beschwerden des Klima's und

die größten Entbehrungen, als gegen die Feinde des Landes zu kämpfen.

Was aus und mit ihm werden soll, wenn Gebrechlichkeit oder Alter ihn zum ferneren Dinste untauglich machen, ist noch nicht ausgesprochen. Einiges Licht auf die Schattenseite dieses Gemäldes wirft aber die Hoffnung für den Unteroffizier und Gemeinen, nach einer Anzahl Dienjahre seinen Abschied zu erhalten. Er hat sodann die freie Ueberfahrt abverdient, die Landessprache erlernt, sich an Klima und Lebensweise gewöhnt, und kann sich, wie er will, als Handwerker in der Stadt oder auf dem Land häuslich niederlassen. Das sind zu berücksichtigende Vortheile.

Die Handwerker, und unter diesen besonders der Zimmermann, Maurer, Schmied, Schreiner, Wagner, Bäcker und Fleischer, sind berechtigt, das beste Fortkommen in Brasilien zu erwarten. Es fehlt hier nie an Arbeit, der Lohn ist gut, und obgleich in den großen Städten der Unterhalt theuer ist, so kann man dennoch, einmal mit der Oertlichkeit bekannt, daselbst billig leben. Um sich als Meister allein oder mit Familie zu setzen, ist ein Kapital von wenigstens 300 mil Reis nöthig; bedeutend weniger, wenn der Handwerker die nöthigen Werkzeuge mit sich bringt. Der gewöhnliche Verdienst des Gesellen nebst Kost und Wohnung ist täglich 3 bis 4 Patacken; treten aber ein Paar Zimmerleute und Maurer zusammen, und übernehmen größere Arbeiten in der Nähe der Stadt oder auf dem Lande in Akkord, so kann sich Jeder täglich nach seinem Fleiße auf 8 bis 9 Patacken erarbeiten. Der Lebensunterhalt ist daselbst äußerst billig.

Mit einiger Sparsamkeit wird es dem Arbeiter leicht werden, schon nach Verlauf des ersten Jahres seines Aufenthaltes so viel zurückzulegen, als zum Ankaufe eines Negers erforderlich ist, welchen er in 5 bis 6 Monaten so weit bringen kann, daß er ihm einstweilen mit Nutzen an die Hand geht. Kann demselben später Arbeit anvertraut werden, so verdient er ihm, nach Maßgabe seiner Geschicklichkeit, täglich 2 bis 3 Patacken. Hat der Meister seine Kunden mit guter und möglich schneller Arbeit bedient: so kann er ganz gewiß seyn, daß Einer ihn dem Andern empfiehlt, und daß die Arbeit nie fehlt, da die Eingebornen den Fremden stets den Vorzug geben. Man sollte nun allerdings glauben, daß es unter den eingewanderten Handwerkern bereits Viele geben müsse, die sich eines gewissen Wohlstandes erfreuten. Da dies indeß nicht der Fall ist, und die Meisten von einem Tage zu dem andern leben, und noch eben so arm, als zur Zeit ihrer Ankunft sind, so wird es vielleicht Manchem angenehm seyn, zu erfahren, woran die Schuld ihres ungünstigen Geschicks liegt.

Der Feiertage der hiesigen Kirche sind unglaublich viele. Der Eingeborne bringt dieselben theils in der Kirche, theils in der Mitte seiner Familie zu. Der Deutsche, gewohnt an diesen Tagen Wirthshäuser zu besuchen und zu zechen, folgt natürlich auch diesem Hange hier, obwohl es nur sogenannte vornehme Gasthäuser giebt, in welchen besonders Getränke äußerst theuer sind. Bei der Hitze des Klima's und den geistigen Bestandtheilen derselben sind diese, werden sie nicht mit großer Mäßigkeit genossen, schnell berauschend und wenig Durst löschend. Einmal im Taumel, bleibt es nicht bei einer Flasche, der

Verdienst mehrerer Tage fällt in die Tasche des Wirthes, und dem Leichtsinnigen bleibt von den sogenannten Freuden dieses Tages nichts, als ein wüster Kopf, die Unmöglichkeit, den folgenden Tag zu arbeiten und zu verdienen, und, wiederholt er diese Lebensweise öfters, die Gewißheit zu erkranken.

Wie angenehm und gut könnte nicht der verheirathete Handwerker leben! Die erste Einrichtung in der Stadt zehrt allerdings seine kleinen Ersparnisse oder das mitgebrachte Kapital auf; aber diese Ausgabe hat er nur ein Mal zu machen. Was ferner verdient wird, ist, nach Abzug der nicht bedeutenden Unterhaltskosten seiner Familie, reiner Verdienst, und gehört in die Sparbüchse. Ist nun des Mannes Frau auch Hausfrau, besorgt sie den Einkauf der Lebensmittel und ihre Bereitung selbst, kleidet sie sich und ihre Kinder einfach, aber reinlich, und besetzt den Tisch mit gewöhnlicher, aber schmackhaft bereiteter Kost: so ist die Familie bei solcher Lebensweise ihres künftigen Wohlstandes gewiß. Aber die Frauen europäischer Handwerker glauben in Brasilien die in dem Vaterlande für ihren Stand meist übliche Tracht nicht beibehalten zu dürfen; — es müssen seidene Roben und Hüte mit Federn getragen werden. Der Mann, wenn er neben seiner Frau öffentlich erscheinen soll, muß also auch mehr Kleideraufwand machen,*) muß seiner Gattin eine Negerin miethen, weil die neugebackene Dame keine grobe Hausarbeit mehr

*) In Brasilien unterscheiden sich die Stände nicht durch die Kleidung; das weibliche Geschlecht kleidet sich nach französischer Mode, und erhält von Paris, was dort Niemand mehr tragen will. —

verrichten kann, und so geht der Erwerb weg, und Elend ist das Ende. Andere bringen ihren Verdienst an der Tafel durch, und wenn Armuth sich endlich einstellt, bedauert sie Niemand, nicht einmal die Freunde, welche mit verzehren halfen.

Es wird um die Stadt her sehr viel, besonders inländisches Gemüse gebaut. Nichtsdestoweniger würde sich ein Gärtner hier recht gut fortbringen. Er bedarf übrigens eines Betriebs-Kapitals von wenigstens 200 bis 250 mil Reis, um Land so nahe als möglich an der Stadt pachten und wenigstens ein halbes Jahr mit seiner Familie leben zu können. Er muß Familie besitzen, oder reich genug seyn, um Neger kaufen oder miethen zu können; denn ohne Gehülfen ist kein Beginnen möglich. Der Boden in der Nähe der Stadt, an sich sandig und wenig fruchtbar, ist von den Eingebornen, die zu träge sind, sich Dünger zu verschaffen, gänzlich erschöpft worden; es bedarf daher einer sorgsamen und verständigen Pflege, um ihn wieder in Aufnahme zu bringen. Auch ist mancher oft vergebliche Versuch nöthig, um die zur Aussaat europäischer Gemüse am meisten geeignete Jahreszeit kennen zu lernen. Diese Umstände geben dem Anfänger im ersten Jahre wenig Hoffnung zu einer guten Einnahme. Desto befriedigender wird sie aber im zweiten und den folgenden Jahren seyn, ahmt anders der Gärtner nicht der Trägheit der inländischen nach, die nur dann ihre Beete mit Gemüsen gefüllt haben, wenn diese bei einer ihnen zusagenden Witterung beinahe ohne alle Pflege wachsen und gedeihen, wogegen in der sogenannten trockenen und

in der heißen Jahreszeit ihre Ländereien, der allerdings mühsamen Pflege entbehrend, leer und verödet dastehen. Dieses ist nun der Augenblick, in welchem der Europäer Kunst und Fleiß aufbieten muß, um mit in- und ausländischen Gemüsen wohl versehen zu seyn, welche er gewiß ist zu außerordentlichen Preisen zu verkaufen, und die, ist er einmal bekannt, von den mit Grünem handelnden Negern in seiner Behausung abgeholt werden.

Man macht ferner den Gärtner aufmerksam, daß, wenn er es versteht, Gemüse, z. B. kleine Gurken, Machichos, rothe Beeren u. s. w. in Essig einzumachen, solche äußerst vortheilhaft an den von Brasilien abgehenden Schiffen zu verkaufen sind.

Die europäischen Gemüse arten schon im zweiten Jahre aus, und müssen stets durch frische Saamen ersetzt werden. Der Gärtner wird daher wohl daran thun, in Europa gute Verbindungen zu unterhalten, um immer frische und gute Sämereien von daher beziehen zu können.

Mit Seife und Lichtern werden ganze Schiffsladungen hierher gebracht; nichtsdestoweniger sind nur wenige Versuche gemacht worden, kleine Fabriken zur Bereitung dieser Gegenstände anzulegen. Diese Gewerbe müssen sich nur nicht, wie bisher geschehen, in der Stadt niederlassen, woselbst die erforderliche geräumige Wohnung, Holz, Wasser und Asche sehr theuer sind. In einiger Entfernung von der Stadt ist erstere sehr wohlfeil zu haben; letztere kosten häufig nichts. Man könnte dagegen einwenden, daß der Hin- und Hertransport kostspielig sei; ist man aber einmal im Lande bekannt, so giebt es viele Gelegenheiten,

welche dieses kleine Hinderniß beseitigen. Bringen diese Fabrikanten die zu ihrem Gewerbe nöthigen Geräthe mit sich hierher, so dürfte ein Kapital von 300 bis 350 mil Reis zu dem Beginnen ihres Unternehmens hinreichen. Das gute Gedeihen desselben hängt besonders von ihrer Thätigkeit ab; und sie können bei guter Eigenschaft ihrer Erzeugnisse eines großen Absatzes gewiß seyn. Haben dieselben einmal ein kleines Kapital erübrigt, so empfiehlt man ihnen den Talg direkt von der Provinz Rio grande do sul zu beziehen, woher jede Woche Küstenschiffe mit getrocknetem Fleische, Häuten, Hörnern und Talg ankommen. Die nöthige Potasche, von der hier keine Vorräthe sind, muß aus Europa oder Nordamerika bezogen werden. Erlauben es nun der Unternehmer Mittel, und läßt sich die Potasche lange bewahren, so würde es ihnen sehr zu statten kommen, einen kleinen Vorrath derselben hierher zu bringen.

Für die Landwirthe ist der Verkauf der Milch an nahe gelegene volkreiche Städte der höchste, sicherste und wenigst mühsame. Die Anlage einer Molkerei so nahe als möglich bei Rio Janeiro berechtigt daher zu sehr befriedigenden Erwartungen, und der Verfasser glaubt, etwas bemittelte Auswanderer auf diesen einträglichen Zweig der Landwirthschaft besonders aufmerksam machen zu müssen. Er ist aus eigener Erfahrung von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Besitzer eines mäßigen Kapitals, nach Beseitigung der sich ihm entgegenstellenden, nicht unbedeutenden Hindernisse, auf diesem Wege allein, und in nicht langer Zeit, zu einigem Wohlstande gelangen könne.

Unter die größten Hindernisse, welche sich der Anlage einer Molkerei entgegenstellen, gehört der Mangel an Ländereien nahe bei der Hauptstadt. Die meisten sind mit Landhäusern besetzt, nur dem Vergnügen und dem Genusse einer gesunden Luft gewidmet, und werden zu äußerst hohen Preisen verpachtet. Andere sind große Gemüsegärten, oder von so kleinem Umfange, daß man nur ein Paar Kühe auf denselben halten kann. Einige Stunden von der Stadt kann man aber nach vielfältiger Nachfrage eher seinen Zweck erreichen. Es ist für diesen Zweig der Landwirthschaft unbedingt besser, Land zu pachten, als zu kaufen. Der Molkerei treibende Pachter pflanzt keine Bäume; er verbessert den Boden, aber er erntet auch in jedem Jahre dessen Erzeugnisse. Endet der Pacht, so bleibt nichts zurück, als grünes Futter, und dieses kann vorher noch geschnitten und verkauft werden. Ließ der Pächter einige kleine Verbesserungen an Wohnung und Stall vornehmen, so haben sich diese durch mehrjährigen Gebrauch und Nutzen vielfältig abbezahlt. Endlich bleibt das in seinen Händen befindliche Kapital ihm ganz zur beliebigen Verwendung, und es kann so viel von demselben zurückgelegt werden, um, im Fall ihn Unglück betreffen sollte, nicht gänzlich von allem Gelde entblößt zu seyn. Vor schlechtem Boden und höchst nachlässiger Kultur desselben darf der Pachtlustige nicht erschrecken. Wer sein Land im guten Stande erhalten hat, wird es nicht verpachten. Gewöhnlich sind die der Stadt nahe liegenden Ländereien mit einem von der Küste von Angola herübergebrachten Grase bepflanzt, hier Capim genannt, welches man auf zu verpachtenden

Gütern sparsam und halb abgestorben antrifft. Diese Pflanze ist übrigens bei gänzlichem Mangel an auch nur erträglichen Weiden das einzige Nahrungsmittel des Viehes. Dem angehenden Pachter wäre daher folgendes Beginnen anzurathen. Sein erstes Augenmerk muß auf die die Stallung gerichtet seyn. Ist keine vorhanden, läßt er eine aufführen, groß genug, so viel Kühe unterzubringen, als er im ersten Jahre zu halten gedenkt....

Verbesserungen für das Januarheft.

Seite 64, Zeile 9 von unten, lies statt National-Wissenschaft, National-Wirthschaft.

Seite 74, Zeile 4 von unten, lies statt Raupaktus, Naupaktus.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

Untersuchungen
über
die allmählige Entwickelung des preußischen Staats.
(Fortsetzung.)

Dreizehntes Kapitel.

Aufschlüsse über zwei merkwürdige Erscheinungen im Markgrafthum Brandenburg während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts.

Nie ist eine Handlung standhafter und allgemeiner getadelt worden, als diejenige, wodurch sich Otto der Zweite, Sohn und Nachfolger Otto's des Ersten, im Jahre 1196 aus freiem Entschlusse zum Lehnsträger des Erzbischofs von Magdeburg machte; alle Geschichtschreiber des achtzehnten und alle Epitomatoren des neunzehnten Jahrhunderts, sofern die Begebenheiten des Markgrafthums Brandenburg den Gegenstand ihrer Darstellungen bilden, treffen in diesem Tadel zusammen, ohne im Mindesten zu bedenken, daß nichts thörigter ist, als abgewichenen Jahrhunderten das Rezept für ihre Handlungsweise schreiben zu

wollen, und daß, wenn es erlaubt ist, einen gegebenen Kultur-Grad durch Aberglauben zu bezeichnen, bei der fortschrittlichen Entwickelung des menschlichen Geschlechts, das Verhältniß des höheren Kultur-Grades zu dem niedrigern sich immer gleich stellt, also, daß eine Epoche, welche für sehr aufgeklärt gilt, im Verlauf der Zeit sehr leicht zu einer finstern werden kann.

Im stärksten Gegensatze zu diesen Geschichtschreibern und Epitomatoren wollen wir in diesem Kapitel auseinandersetzen, wie Otto der Zweite zu dem Entschluß gelangte, sich als Markgraf von Brandenburg in die Abhängigkeit von einem Erzbischof zu begeben; es wird dazu kaum noch etwas mehr erforderlich seyn, als die Umstände zurück zu rufen, unter welchen diese angebliche Demüthigung erfolgte. Zur Sache!

Unstreitig glaubte Kaiser Friedrich der Erste seinem Sohne und Nachfolger in der deutschen Königswürde durch den heldenmüthigen Entschluß, den er zum Vortheil der päpstlichen Kolonie in Palästina gefaßt hatte, den ersten Anfang in der Regierung Deutschlands und Italiens nicht wenig erleichtert zu haben. Allein der Erfolg zeigte, daß er sich geirrt hatte. Ein deutscher König, der zugleich König von Sizilien diesseits und jenseits des Pharus seyn sollte, lebte in einer Komplikation von Verbindlichkeiten, die zu einer Zeit, welche noch sehr arm an Kommunikations-Mitteln war, am wenigsten zu erfüllen waren. Wo sollte ein solcher Herrscher seinen Thron aufschlagen? Deutschland ließ sich von Süd-Italien aus eben so wenig regieren, als die italiänische Halbinsel von Deutschland aus; und welche Vortheile auch damit verbunden seyn mochten,

daß der König von Sizilien dem römischen Universal-Monarchen in dem Nacken saß: so reichten sie doch nicht an die Nachtheile, welche die Entfernung beider Staaten für denjenigen mit sich führte, der sie mit gleicher Autorität durchdringen sollte. Friedrichs des Ersten Idee war also durchaus fehlerhaft; ihn trifft derselbe Vorwurf, den man den Kaisern des sächsischen Hauses gemacht hat, nämlich, daß sie, unfähig sich in Deutschland einen angemessenen Wirkungskreis zu schaffen, ihre Kraft vergeblich an die Eroberung Italiens verschwendet haben. Die stärkste Versuchung dazu lag freilich in dem Kaisertitel; würde es aber nicht die Sache weiser Könige gewesen seyn, dieser Versuchung zu widerstehen, und Italien wie eine Löwenhöhle zu betrachten, in welcher nur Verderben zu finden sei?

Friedrich der Erste war noch nicht über den Bosphorus gekommen, als Heinrich der Löwe aus der Normandie zurückkehrte, um seine Ansprüche auf Wiederherstellung zu erneuern; und was ihn am meisten dazu bewog, war der Umstand, daß Heinrich der Sechste (diesen Namen führte Friedrichs Nachfolger) gerade um diese Zeit genöthigt war nach Italien zu gehen, um sich in den Besitz der sizilianischen Krone zu bringen. König Wilhelm der Gute war den 30. Nov. 1189 gestorben, ohne einen anerkannten Thronerben zu hinterlassen; und wenn geschlossenen Verträgen zufolge, Heinrich der Sechste, als Gemahl der Prinzessin Konstanze, sein Nachfolger werden sollte: so handelte es sich um nichts Geringeres, als bald an Ort und Stelle zu seyn, damit der Abscheu der italiänischen Normanen vor der deutschen Herrschaft, verstärkt durch die

Umtriebe des römischen Hofes, nicht Zeit gewönne, den vertragsmäßigen Fürsten durch einen anderen zu ersetzen. So von den Umständen begünstigt, außerdem aber von dem Bischof von Bremen und andern Anhängern unterstützt, legte Heinrich der Löwe, nach seiner Zurückkunft in Deutschland, es auf eine rasche Wiedereroberung des Verlornen an. Bardewick, ein Theil seiner Erbgüter und eine von den wichtigsten Städten Norddeutschlands, wurde, weil es sich seinem Entwurfe widersetzte, von Grund aus zerstört — zum Vortheil Hamburgs, Lübecks und Lauenburgs, die, von dieser Nebenbulerin befreit, von jetzt an schöner aufblüheten. Lübeck, Holstein, bis auf das Schloß Segeberg, das neu erbaute Lauenburg und andere Plätze, fielen wieder in Heinrichs Gewalt, und schon entstand die Befürchtung, daß dieser Fürst alles Verlorne wieder gewinnen könnte: eine Befürchtung, welche um so besser begründet war, da die Blüthe deutscher Krieger um diese Zeit in Asien dahinschwand.

Doch das Glück des für sein Erbrecht kämpfenden Herzogs war nicht von Dauer. Wie groß auch die Verlegenheit des jungen Königs seyn mochte, so brachte er doch mit Hülfe des Erzbischofs von Mainz, des Bischofs von Hildesheim, des Herzogs Bernhard von Askanien und anderer minder mächtigen Reichsfürsten, so viel Truppen zusammen, daß er Braunschweig belagern konnte; und wiewohl diese Stadt sich auf das Muthigste vertheidigte, so fühlte sich doch Heinrich der Löwe so in die Enge getrieben, daß er Vergleichsvorschläge that. Heinrich der Sechste nahm diese an, weil die Ungeduld ihn nach Italien trieb. Man kam also überein, daß Heinrich der Löwe

in seinem Lande bleiben, aber dem nach Italien eilenden Könige zwei Söhne (Heinrich und Lothar) nebst mehrern Rittern als Geiseln übergeben sollte. Die Hauptsache wurde also von neuem ausgesetzt; über diese sollte ein Reichstag zu Saalfeld entscheiden.

Die Wendung, welche die Dinge im Königreich Sizilien genommen hatten, forderte nur allzu sehr die Gegenwart des Königs. Auf Zureden der Großen des Königreichs hatte Tankred, Graf von Lecce, ein unechter Enkel des Königs Roger, den Thron bestiegen, und sich mit Verdrängung der wenigen Anhänger Heinrichs des Sechsten des ganzen Landes bemächtigt. Unter diesen Umständen Konstanzens Ansprüche zu retten, war keine leichte Aufgabe. Schon hatte der König von Deutschland den Zug nach Sizilien angetreten, als ihn die Nachricht von dem Tode seines in die Fluthen des Saleph untergegangenen Vaters erreichte. Er machte Halt, um zu überlegen, ob das Heer, an dessen Spitze er in Unter-Italien auftreten wollte, für den sogenannten Römerzug noch stark genug sei. Was ihn bestimmte, ohne Verstärkung vorzurücken, ist weniger bekannt, als daß Cölestin der Dritte und die Römer seine Schwäche benutzten, um Vortheile zu erringen; denn um die Kaiserkrone zu erhalten, mußte er sich entschließen, das unglückliche Tuskulum aufzuopfern, das von den Römern von Grund aus zerstört wurde. Die Kaiserkronen erhielt er während des Osternfestes im Jahre 1191. Unterstützt von den Pisanern und den Genuesern, griff er die Normanen zu Wasser und zu Lande an, und nicht unbedeutend waren die Fortschritte, die er in der Eroberung des Königreichs diesseits des Pharus

machte. Doch bei der Belagerung von Neapel kamen ansteckende Krankheiten unter sein Heer, die ihn zum Rückzuge nach Deutschland nöthigten. Die gemachten Eroberungen gingen darüber wieder verloren; und so gewiß waren die Normanen ihrer Freiheit, daß die Einwohner von Salern kein Bedenken trugen, die Kaiserin Konstanze an Tankred auszuliefern. Dieser hatte es in seiner Gewalt, durch eine Einkerkerung oder durch irgend ein anderes noch grausameres Mittel, an Konstanzen verübt, den Kaiser seiner Ansprüche auf Sizilien zu berauben; da es ihm aber dazu an Entschlossenheit fehlte, so gab er, auf Betrieb des Papstes, die Gemalin des Kaisers zurück — vielleicht in der Voraussetzung, daß sie, bei dem bedeutenden Vorsprung der Jahre, so unbeerbt bleiben würde, wie sie es bisher gewesen war.

Alles lag Heinrich dem Sechsten daran, die Fürsten Deutschlands für seine Angelegenheiten zu gewinnen. Diese waren doppelter Art: nämlich Vereinigung der deutschen Kaiserkrone mit der sizilianischen Königskrone, und (weil die letztere sich nur durch deutsche Kraft behaupten ließ) Erblichkeit der deutschen Königswürde für sein Geschlecht. Es kam demnach auf nichts Geringeres an, als Deutschlands Fürsten zur Entsagung ihres Wahlrechts zu bewegen: ein Versuch, der ohne große Aufopferung nicht gelingen konnte. Seinen Zweck zu erreichen, versprach Heinrich den weltlichen Fürsten die Erblichkeit ihrer Lehne, selbst für das weibliche Geschlecht und die Seitenverwandten; den geistlichen die Aufhebung des sogenannten Spolienrechts, d. h. des Rechts, den beweglichen Nachlaß der unmittelbaren Prälaten an sich zu ziehen. Man sieht hieraus,

wie weit es, gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts in dem Verhältniß der ersten Reichsbeamten zu dem Kaiser gekommen war; man sieht aber zugleich, wie die unnatürliche Vereinigung der sizilianischen Krone mit der deutschen, dies Verhältniß noch mehr zu verschlimmern drohte. Die Einverleibung des Königreichs Sizilien in das deutsche Kaiserthum, wozu sich Heinrich erbot, konnte für Deutschlands Fürsten nicht viel Reizendes haben, da sie in ihr mehr die Veranlassung zu großen Aufopferungen, als die Quelle erfolgreichen Beistandes, im Falle eines gegen sie gerichteten Angriffs, sahen. Anziehender war freilich die Aussicht auf die unbeschränkte Erblichkeit der Lehne; doch konnten nicht alle Fürsten dadurch zu einer Aufopferung ihres Wahlrechts verführt werden; denn Oesterreich und andere Stände der oberrheinischen und niederdeutschen Gegenden waren bereits im Besitze einer solchen Erblichkeit. Was nun die Prälaten betrifft, so konnten sie darauf rechnen, daß das so vielfach angefochtene, und als unchristlich verdammte Spolien-Recht auch ohne alle Nachgiebigkeit gegen die Wünsche des Kaisers wegfallen werde. Vielleicht hatte Heinrich den Fehler begangen, sich nicht vorher den Beistand einer Parthei gesichert zu haben. Wie es sich aber auch damit verhalten mochte: die Sache kam zweimal zur Sprache, nämlich zu Worms (1193) und zu Würzburg (1196). Schon hatten 52 (wahrscheinlich weltliche) Fürsten ihre Stimmen für die Erblichkeit der deutschen Königskrone gegeben, als die Erzbischöfe von Mainz und von Köln sich mit so viel Nachdruck widersetzten, daß die ganze Versammlung sich zu ihren Grundsätzen bekehrte. Das Versprechen sämmtlicher Reichsfürsten,

Heinrichs ältesten Sohn zu seinem Nachfolger zu erwählen, war die einzige Frucht von des Kaisers Bemühungen.

Inzwischen hatte sich, seit dem verunglückten Zuge nach Unter-Italien das Verhältniß Heinrichs des Löwen zu dem Kaiser mehr verschlimmert, als verbessert. Von den Prinzen des braunschweigischen Hauses, welche den Kaiser als Geiseln hatten begleiten müssen, war Lothar in dem Lager vor Neapel an einer ansteckenden Krankheit gestorben, Heinrich aber hatte sich heimlich aus dem Lager entfernt und war nach Deutschland zurückgegangen. Heinrich der Löwe selbst stand in dem Verdachte, geheime Verbindungen mit dem Grafen von Lecce zu unterhalten. Je empfindlicher nun der Kaiser über diesen Punkt war, desto weniger durfte der zurückgesetzte und an seiner Ehre gekränkte Herzog auf Gerechtigkeit rechnen. Ein Reichstag, nach Saalfeld ausgeschrieben, sollte die Angelegenheiten Heinrichs feststellen; dies unterblieb jedoch, weil er auf dem Wege dahin das Unglück hatte, durch einen Sturz vom Pferde das Bein zu brechen. Auf unbestimmte Zeit hin wurde ein neuer Zusammentritt der Reichsfürsten geistlichen und weltlichen Standes zu Dullethe im Schwarzburgischen verabredet; doch ehe dieser zu Stande kam, gelang es dem Pfalzgrafen Konrad, den Kaiser, der sein Neffe war, mit Heinrich dem Löwen zu versöhnen; und sobald dies geschehen war, verschwanden alle die Schwierigkeiten, über welche der richterliche Verstand eigennütziger oder eifersüchtiger Reichsfürsten nicht hinweg zu kommen vermochte.

Eigentlich gebührte die Ehre, diesen großen Rechtshandel geschlichtet zu haben, der Pfalzgräfin; und damit

der Leser erfahre, bis zu welchem Grade, am Schlusse des zwölften Jahrhunderts, bloßer Familien-Vortheil über das Schicksal Deutschlands entschieden habe, wird es nicht unpassend seyn, ausführlicher zu erzählen, wie die Häuser Hohenstaufen und Welf für den Augenblick versöhnt wurden.

Der Pfalzgraf Konrad, ein Bruder Friedrichs des Ersten, hatte eine einzige Tochter, Namens Agnes, welche seit ihrer frühesten Jugend mit Heinrichs des Löwen ältesten Sohne versprochen war. Urheber dieses Verhältnisses war Friedrich der Erste selbst, von jener Zeit her, wo er, des Beistandes des Herzogs von Sachsen und Baiern bedürftig, alles aufbieten mußte, um ihn sich dauernd zu verbinden. Nun war zwar, seit dem Jahre 1176, wegen der zwischen dem Kaiser und dem Herzoge ausgebrochenen Feindschaft, die Zusage des Pfalzgrafen unerfüllt geblieben; allein, indem die Verlobten inzwischen in die Jahre der Mannbarkeit getreten waren, hatte der Ruf von Agnes Schönheit in des jungen Heinrichs Herzen dieselben Gefühle geweckt, welche in Agnes Busen durch den Ruf von Heinrichs Mannheit entstanden waren. Beide hielten sich also für einander bestimmt, trotz allem Familien-Zwist und allen Schlägen des Schicksals. Doch nun erfolgte die Eroberung Jerusalems durch Salah Eddin, und dies bedeutende Ereigniß bedrohte das Band, das die Liebenden verknüpfte, auf immer zu zerreißen. Bündnisse durch Familien-Verbindungen einzuleiten, war nämlich im zwölften Jahrhundert noch weit mehr hergebracht, als gegenwärtig; und um den König von Frankreich zu einer treuen Theilnahme an dem Feldzuge gegen Salah Eddin zu verpflichten, hatte man kein wirksameres Mittel auffinden können,

als ihm die Hand der schönen Agnes zu versprechen. Friedrich der Erste und sein Bruder Konrad hatten hierüber ihr Wort gegeben, ohne das Herz der Prinzessin zu befragen; und nach beendigtem Kreuzzuge sollte die Vermählung vollzogen werden. Die Ereignisse in Palästina erschütterten zuerst diese Verhältnisse; vorzüglich die Meinung, die man von dem jungen König von Frankreich faßte, als er sich von seinen Bundesgenossen getrennt hatte. In Agnesens Urtheil war Philipp August ein Feiger; und was ihr von den Sitten ihres künftigen Gemahls hinterbracht wurde, erfüllte sie mit Abscheu. Zu ihrer Vertrauten machte sie ihre Mutter; und da diese die Denkart ihrer Tochter billigte, so war nichts leichter, als die Entwürfe der Politik zu vernichten. Nicht unwahrscheinlich hatten Mutter und Tochter den wesentlichsten Antheil an der Flucht des jungen Heinrichs aus dem kaiserlichen Lager vor Neapel; zum wenigsten war es auffallend, daß der Flüchtling sich, gleich nach seiner Ankunft in Deutschland, an den Hof des Pfalzgrafen wendete, wo er Aufnahme und Schutz fand. Hier nun blieb der junge Heinrich einige Wochen; und von der Pfalzgräfin begünstigt, ward er, ohne die Einwilligung des Kaisers und des Pfalzgrafen, Agnesens Gemahl, zu einer Zeit, wo der Pfalzgraf — vielleicht, um dieser Verbindung Raum zu geben — sich von seinem Hofe entfernt hatte. Als die Vermählung vollzogen war, standen die Kirchengesetze für alles ein. Vergebens zürnte der Kaiser. Der Pfalzgraf schob die Schuld auf seine Gemahlin. Diese rechtfertigte sich durch die Liebe für ihr einziges Kind, von welchem sie sich nicht trennen wolle. Als Schwiegervater des jungen Heinrichs

mußte sich der Pfalzgraf Heinrichs des Löwen bei dem Kaiser annehmen; und so kam denn der Reichstag zu Dülsethe zu Stande, auf welchem der Kaiser Heinrich den Löwen in dem Besitz seiner Erblande bestätigte, und dessen ältesten Sohn mit den pfälzischen Landen belehnte, so daß er der Nachfolger seines Schwiegervaters werden sollte.

Auf diese Weise wurde ein Zwist beigelegt, der für Deutschland nur allzu gefährlich war. Von allem, was dem welfischen Hause in den Herzogthümern Sachsen und Baiern gehört hatte, blieben ihm nur Braunschweig und die Pfalz, und zerstört war der Gedanke Lothars, der die königliche Macht in Deutschland auf ein großes Domain zu stützen versucht hatte. Heinrich der Löwe starb bald darauf (1195); und wie, unter ganz veränderten Umständen, sein zweiter Sohn Otto den letzten Versuch machte, sein Geschlecht noch einmal in Deutschland empor zu bringen, werden wir weiter unten sehen. Wir kehren jetzt zu Heinrich dem Sechsten zurück.

So wenig vermochte dieser deutsche Kaiser über die Fürsten des Reichs, daß er die Eroberung des Königreichs Sizilien mit Kreuzfahrern unternehmen mußte, die sich von Neapel aus nach Palästina einzuschiffen gedachten. Dies geschah im Jahre 1194. Wie viel Heinrich ausgerichtet haben würde, wenn der Graf von Lecce oder sein ältester Sohn noch gelebt hätten, ist kaum die Frage. Dem Hintritte beider verdankte er die ersten Fortschritte, die er diesseits des Pharus machte. Apulien und Kalabrien ergaben sich hierauf ohne Widerstand; nur Salern wollte seine Thore nicht öffnen, und mußte, als es von den Kreuzfahrern erobert war, für seine Hartnäckigkeit büßen. Jenseits

der Meerenge wirkten die Flotten der Genueser und Pisaner; und sobald Messina genommen war, sah die verwittwete Königin sich genöthigt, Palermo mit dem ganzen Ueberreste der Insel gegen das Anerbieten einer anständigen Versorgung in Deutschland fahren zu lassen. Der minderjährige Prinz Wilhelm, in dessen Namen Tankreds Wittwe regierte, legte nun die sizilianische Krone zu Heinrichs Füßen nieder; und mit ihr kam Heinrich in den Besitz der Schätze und Kostbarkeiten, welche die normanischen Fürsten in Palermo angehäuft hatten. Diese waren so beträchtlich, daß sie auf nicht weniger als 160 Saumrossen nach Deutschland geschafft wurden; hinterher entdeckte man aber noch einen zweiten Schatz, der dieselbe Richtung nahm. Ein solches Verfahren war eben nicht geeignet, dem Kaiser die Herzen der Normanen zu gewinnen; und doch erbitterte er seine neuen Unterthanen noch mehr durch eine so unwürdige Behandlung der Familie Tankreds, daß darüber alle Menschlichkeit beseitigt wurde. Denn, anstatt sein Versprechen zu erfüllen, ließ er den jungen Prinzen Wilhelm blenden und auf ein Bergschloß in Rhätien bringen, die Mutter und die Schwester aber versetzte er nach dem Kloster Hohenburg im Elsas, wo sie in qualvoller Vereinzelung starben. So endigte das Geschlecht der normanischen Fürsten Unter-Italiens, die so manches Haus vertilgt hatten; Heinrich der Sechste aber, indem er sich zum Vollzieher der Nemesis aufwarf, legte, ohne es zu ahnen, den Grund zu einem ähnlichen Verderben seines Hauses.

Man denke sich das deutsche Kaiserreich in seiner Vereinigung mit dem Königreiche Sizilien; man unterlasse

dabei aber nicht, sich zu erinnern, daß diese Vereinigung in einer Zeit erfolgte, wo die Kommunikations-Mittel verhältnißmäßig selten, und eben deßwegen auch sehr kostbar waren, und lege sich sodann die Frage vor: wie dieses Machtgebiet auf denjenigen zurückwirken mußte, der in demselben die höchste Autorität zu üben berufen war? Ist es nun wohl auffallend, wenn die italienischen Schriftsteller des 12. Jahrhunderts, in schauderhafter Uebereinstimmung, Heinrich den Sechsten als den wüthigsten aller Tyrannen darstellen? Nicht daß es diesem Kaiser an Fühlbarkeit des Herzens gefehlt hätte; allein, indem er eben so wenig zu den Sizilianern paßte, als diese zu ihm, blieb ihm nichts anders übrig, als seine Zuflucht zu der höchsten Strenge zu nehmen und sich durch lauter Handlungen der Grausamkeit zu behaupten. Deutschland war inzwischen nicht besser daran, wiewol die Erscheinungen in diesem Reiche ganz anderer Art waren. Zwei und funfzig weltliche Fürsten, welche ihre Einheit und Harmonie nur der Autorität des Kaisers verdanken konnten — wie hätten sie von dieser Autorität räumlich geschieden werden können, ohne in den verschiedensten Richtungen auseinander zu gehen und einer Gesellschaft von Schlangen ähnlich zu werden, die sich selbst zerstört? Die Periode von Friedrichs des Ersten Tode bis zum Untergange des letzten Fürsten vom Geschlecht der Hohenstaufen war ohne allen Zweifel die unglücklichste, die es für Deutschland jemals gegeben hat; und sie war es hauptsächlich dadurch, daß nichts feststand, nichts der Umwälzung entgegenwirkte, die sich ganz von selbst einstellt, wenn die gesellschaftlichen Autoritäten sich untereinander bekämpfen....

Wundern wir uns also nicht darüber, daß der Enkel Albrechts des Bären den jungen Staat, an dessen Spitze er stand, unter den Schutz der Kirche stellte! Kein Aberglaube war dabei im Spiel. Was Otto der Zweite that, war das Werk einer höchst verständigen Politik: ein Werk, das gar nicht ausbleiben durfte unter Umständen, wo jeder deutsche Fürst mehr oder weniger mit Schiffbruch bedroht war. In treuer (wenn gleich nicht uneigennütziger) Anhänglichkeit an dem Geschlecht der Hohenstaufen hatten die Askanier ihr Glück gemacht. Jetzt nun, wo, wegen der Vereinigung Siziliens mit dem deutschen Reiche, auf keinen Beistand von Seiten dieses Geschlechts zu rechnen war, die Welfen aber ihren alten Groll gegen die Askanier behielten — woher irgend eine Gewährleistung nehmen, wenn sie nicht in den Institutionen der Kirche zu finden war? Diese waren das Einzige, was eine Fortdauer in sich schloß. Wie Otto der Zweite darüber raisonnirte, kann uns als vollkommen gleichgültig erscheinen; genug, daß er von einem sehr richtigen Instinkt geleitet wurde. Der Erzbischof von Magdeburg war nicht weniger Territorial-Herr, als Otto der Zweite selbst; und wenn er auch, hinsichtlich des Umfangs seines Territoriums, hinter dem Markgrafen von Brandenburg zurück stand, so behielt er noch immer den Vorzug, daß er die geistliche Gewalt mit der weltlichen vereinigte, und in dieser Vereinigung dem Kirchenreiche, d. h. der ganzen zivilisirten Welt seiner Zeit angehörte. Er stand in dieser Beziehung sogar so hoch, daß es für den Markgrafen durchaus keine Demüthigung war, sich ihm unterzuordnen als Vasall. Welcher Beschaffenheit eine gegebene Lehre auch seyn möge: so

lange sie gilt, d. h. so lange sie die öffentliche Meinung (diese Königin der Welt) für sich hat, ist sie das Einzige, woran man sich hält. Friedrich der Erste, welcher diese Wahrheit hatte verkennen wollen, hatte damit geendigt, daß er ihr Opfer geworden war. In demselben Falle befanden sich mehrere Könige Spaniens, und späterhin auch ein König von England: sie wurden förmlich Vasallen des Papstes, der gerade in diesen Zeiten sich als einen allgemeinen Oberlehnsherrn ausbrachte, und dafür so lange galt, bis für die weltliche Macht ein neues Fundament gefunden war, auf welches sie ihre Unabhängigkeit von übernatürlichen Lehren gründen konnte.

So viel zur Rechtfertigung Otto's des Zweiten gegen die Beschuldigung, daß der Aberglaube ihn zum Lehnsträger des Erzbischofs von Magdeburg gemacht habe. In Wahrheit: man steckt nicht im Aberglauben, wenn man dem Geiste seiner Zeit huldigt; denn der Begriff von Aberglauben kann nur aus der Vergleichung hervorgehen, welche man zwischen den vorherrschenden Meinungen verschiedener Perioden aufstellt: eine Vergleichung, worin die Meinung der späteren Periode nur deßhalb als die vernunftgemäßere erscheint, weil das Entwickelungsgesetz nicht aufhören kann seine Wirkungen hervorzubringen. Otto der Zweite ist um so mehr gerechtfertigt, weil sein Verhältniß zu den pommerschen Herzögen ihn mit dem König Kanut von Dänemark so ernstlich verwickelte, daß er nur in dem besonderen Schutz der Kirche die Aussicht gewinnen konnte, sein Geschlecht und seinen Staat von dem Untergange zu retten, womit beide bedroht waren. Bekanntlich bestand er diesen schwierigen Kampf; aber wer vermag zu sagen, bis zu

welchem Grade er seinen Sieg dem Beistande des Erzbischofs von Magdeburg verdankte? Der Tod Heinrichs des Löwen gab eine Erleichterung anderer Art, welche darin bestand, daß ein Welf der Erbe eines Gibellinen zu werden hoffen durfte.

Inzwischen dauerte das Elend fort, das durch die Vereinigung der sizilianischen Königskrone mit der deutschen Kaiserkronen über Deutschland gekommen war. Vergeblich waren alle Bemühungen Heinrichs des Sechsten, die Herzen der Sizilianer disseits und jenseits des Pharus für sich und sein Geschlecht zu gewinnen. Als seine Gemahlin Konstanze auf einer Reise nach Sizilien zu Jesi (in der Mark Ankona) am 27. Dezbr. 1194 von einem Sohne entbunden wurde, ließ er ihn Friedrich Roger nennen, um das Andenken der normanischen Fürsten zu ehren; doch gewann er dadurch in den Gemüthern seiner Unterthanen eben so wenig Erdreich, wie durch die Vermählung der Prinzessin Irene, einer Wittwe des vor Tankred verstorbenen Prinzen Roger, mit seinem jüngsten Bruder Philipp, den er anfänglich mit den mathildischen Gütern und Toskana, in der Folge auch mit dem Herzogthum Schwaben ausstattete. Viele Handlungen der Könige des zwölften Jahrhunderts konnten grausam und abscheulich scheinen; sie entsprangen aber deßhalb nicht aus einer tyrannischen Gesinnung. Man muß Hammer werden, wenn man nicht Ambos seyn will oder seyn darf. Der Kampf war zwischen Monarchie und Aristokratie; und dieser Kampf war nicht leicht zu beendigen. Im Königreich Sizilien war, wie in Frankreich, der Adel unmittelbar; und zwar nach Feudalrecht. Was er also dem

Könige schuldig war, wurde von ihm gering geachtet; dagegen hielt er desto mehr auf die Vollziehung seiner Rechte gegen die Gutsunterthanen, und indem er die Gnade an die Stelle der Gerechtigkeit brachte, konnte von der Herrschaft des Gesetzes nicht die Rede seyn. Man sieht hieraus, wie fehlerhaft der Zustand der Gesellschaft war. Dieser aber wurde dadurch noch weit fehlerhafter, daß der Adel, dessen Ehrgeiz in der Ausübung gutsherrlicher Rechte hinreichende Nahrung fand, mit Verachtung auf den Staatsdienst hinsah und folglich als Element der Regierung gar nicht benutzt seyn wollte. Die Stellen eines Kondestable, eines Groß-Justitiar, eines Kanzlers, eines Seneschalls, eines Groß-Admirals, eines Ober-Kämmerers und eines Protonotars hatten seit Rogers des Ersten Zeiten entweder mit Fremden, oder mit Personen aus den mittleren Klassen der Gesellschaft, besetzt werden müssen; und da Beamte dieser Art nicht wohl vermeiden konnten, dem Adel wehe zu thun, so lag hierin einer von den vornehmsten Beweggründen zum Mißvergnügen und zur Empörung. Im Großen genommen, war die Gestalt der Dinge in dieser Hinsicht für alle Staaten Europa's dieselbe; und wenn wir aus den italienischen Schriftstellern erfahren, daß Heinrich der Sechste auf die geringsten Anzeigen von Aufstand und Empörung die gräßlichsten Strafen verhängt und sogar gegen die Todten in den Gräbern gewüthet habe*): so ist dabei wol nichts weiter in Betracht zu ziehen, als die Schwäche der königlichen Gewalt, welche sich

*) Tankred und sein Sohn wurden ihrer Kronen im Sarge beraubt, wahrscheinlich, um die Idee der Rechtmäßigkeit in Beziehung auf sie zu erschüttern.

weder mit Großmuth, noch mit den Regeln des Anstandes vertrug....

In Deutschland ohne einen bedeutenden Feind, seitdem Heinrich der Löwe ausgeschieden war, außerdem aber durch seine Brüder in Schwaben, Franken und Burgund gedeckt, schien Heinrich der Sechste, nachdem er in den Besitz der mathildischen Güter und des sizilianischen Thrones gekommen war, den lange verfolgten Traum einer römisch-deutschen Imperatur mehr als irgend einer seiner Vorgänger verwirklichen zu können. Doch in der sittlichen Welt gedeiht nur das, was dem Entwickelungsgesetzt entspricht, und folglich nur Fortschritte, nicht Rückschritte in sich schließt. Wer das Gegentheil will, muß sich darauf gefaßt halten, daß das stärkste Gerüst der Gewalt dem Zusammensturz und dem Verderben am meisten ausgesetzt ist, weil die Meinung es am wenigsten unterstützt. Nur allzubald machte Heinrich der Sechste die Entdeckung, daß Sizilien sich nur durch Deutschland behaupten lasse. Um nun die ihm nöthigen Mittel zu gewinnen, ging er nach Deutschland zurück und überließ die Regierung Siziliens seiner Gemalin Konstanze unter der Leitung seines ehemaligen Lehrers Konrad, erwählten Bischofs von Hildesheim.

Doch er fand in Deutschland nur Gemüther, die seinen Entwürfen abgeneigt waren. Zum zweiten Male mußte er sich entschließen, die im gegenwärtigen Königreich Neapel ausgebrochenen Unruhen durch Kreuzfahrer beizulegen; und kaum war er damit zu Stande gekommen, als er den 28. September 1197 in der Blüthe seiner Jahre zur größten Freude der Italiener starb.

Sein Tod, den man, unstreitig, um das Gemälde sei-

ner Hassenswürdigkeit zu vollenden, als das Werk einer gewissenlosen Gemahlin dargestellt hat, vermehrte die Verlegenheit Deutschlands; hauptsächlich durch die Minderjährigkeit seines Nachfolgers, Friedrichs des Zweiten, der am Schlusse des Jahres 1197 nur ein Alter von zwei Jahren zurückgelegt hatte. Ein Kind schien den deutschen Fürsten nicht geeignet, die Rolle eines Königs zu spielen; und das mit Recht, weil diese Rolle nirgends schwieriger war, als in Deutschlands Vielherrschaft. Obwol sie nun Heinrich dem Sechsten das eidliche Versprechen gegeben hatten, daß sein ältester Sohn sein Nachfolger werden sollte: so trugen sie doch kein Bedenken ihr Wort zurück zu nehmen; ihre sinnreiche Entschuldigung war, „daß die Wahl eines ungetauften Heiden zum Könige eines christlichen Volks nicht wohl gültig seyn könne.“ Selbst in Sizilien hatte Konstanze die größte Mühe, sich zu behaupten. So gering ward ihr Anhang, daß sie, um die Rechte ihres Sohnes zu retten, sich entschließen mußte, die Vormundschaft des Papstes mit einem jährlichen Aufwand von 30,000 Talenten oder Pfunden Silbers zu erkaufen. Auch hierin zeigte sich die Abhängigkeit der weltlichen Macht von der geistlichen, ganz gegen alle Voraussetzungen, nach welchem Friedrich der Erste gehandelt hatte, um zu werden, was Karl der Große vor vier Jahrhunderten gewesen war. Bedenklich wurde der Schritt der Kaiserin vorzüglich durch den Charakter des Papstes, der, unmittelbar nach dem Tode des Kaisers (8. Januar 1198), an die Stelle Cölestins des Dritten getreten war; denn Innocenz der Dritte — dies war sein Name — besaß Eigen-

genschaften, die einen würdigen Nachfolger Gregors des Siebenten in ihm erkennen ließen.

Er hatte, als Graf Lothar von Segni, zu Paris und Bologna studirt, und galt für den geschicktesten Kasuisten seiner Zeit. Die Bücherweisheit, welche ihm eigen war, machte indeß den geringsten Theil seines Werthes aus, indem der praktische Sinn, durch welchen er sich auszeichnete, in einem weit höheren Anschlag zu kommen verdiente. In welchem Lichte die Welt ihn kennen gelernt hatte, wenn es möglich gewesen wäre, das Königreich Sizilien noch länger mit dem deutschen Reiche zu vereinigen, läßt sich nur in sofern beurtheilen, als man zu dem Geständniß genöthigt ist, daß ihm durch die Minderjährigkeit Friedrichs des Zweiten alles erleichtert war. Oft beruht der Ruf nur darauf, daß es an Gegnern fehlt, die ihn entweder heben oder niederdrücken können. Innocenz der Dritte zeigte seinen Charakter sogleich darin, daß er zugriff, um sich in den Besitz alles dessen zu bringen, wovon er glaubte, daß es zum Kirchenstaate gehöre, Rom selbst nicht ausgenommen, welches noch immer fortfuhr, sich als eine freie Weltstadt zu betrachten. Nicht mit gleich fester Hand verstand dieser Papst das Geraubte zu vertheidigen; doch fehlte es ihm auch hierin nicht an Geschicklichkeit, und was die Umstände für ihn thaten, kam hinterher, wie es zu geschehen pflegt, auf Rechnung seiner Klugheit. Die Dinge nun entwickelten sich auf folgende Weise.

Philipp von Schwaben, Heinrich des Sechsten jüngster Bruder, von welchem oben bemerkt worden ist, daß

er, bei seiner Vermählung mit Irenen die mathildischen Güter und Toskana erhalten habe, war auf einer Reise nach Sizilien, als er den Tod des Kaisers erfuhr. Er kehrte sogleich um; und da er vorhersehen konnte, daß die deutschen Fürsten sich nicht mit einem zweijährigen König befassen würden, so ging er nach Deutschland, um die Königskrone für sich selbst zu erwerben. Zu diesem Zweck bediente er sich der in Deutschland niedergelegten Schätze seines Bruders, der hohenstaufischen Güter und selbst der Reichsgüter: er kannte und benutzte die Schwäche der deutschen Fürsten seiner Zeit. Auf Landtagen, wo jeder Reichsunmittelbare mitstimmte, verschaffte sich Philipp, durch wohl angebrachte Geschenke, die Zusicherung der Krone von fast allen Oberdeutschen, und gleich darauf auch die Stimmen von Oestreich, Baiern, Böhmen, Thüringen, sogar der meisten sächsischen Fürsten. Päpstliche Legaten ließen sich gegen Belohnungen willig finden, ihn von dem Banne loszusprechen, womit der Papst ihn bedingungsweise belegt hatte; und eben diese Legaten setzten ihm zu Mainz die Krone auf.

Durch dies alles war jedoch nichts geleistet.

Indem der Erzbischof von Mainz mit dem Pfalzgrafen Heinrich und mit anderen Fürsten nach Palästina gezogen war, ruhete das ganze Gewicht geistlicher Autorität auf dem Erzbischof von Köln, Adolph, einem erklärten Feinde der Hohenstaufen, deren Gesinnungen und Entwürfe er errathen zu haben glaubte. Dieser Erzbischof nun, der sich vorgesetzt hatte, eine Königswahl nach seinem Geschmack zu Stande zu bringen, ließ sich weder

durch Philipps Versprechungen, noch durch den Anhang irre machen, den der junge Fürst sich verschafft hatte. Früher hatte er den Plan verfolgt, den König Richard Löwenherz auf den deutschen Thron zu erheben; wobei seine Absicht schwerlich eine andere seyn konnte, als Deutschlands Fürsten in ihren Wirkungskreisen immer unabhängiger zu machen. Als ihm dies fehlgeschlagen war; bot er dem Herzog Berthold von Zähringen die Krone an. Doch auch hiermit wollte es ihm nicht gelingen; denn der Herzog hielt den Kampf mit einem Hohenstaufen, dem so große Mittel zu Gebote standen, für allzu ungleich, und zog es vor, 11,000 Mark Silbers anzunehmen. Jetzt nun richtete der unermüdliche Erzbischof von Köln sein Augenmerk auf den Grafen Otto von Poitou, einen Sohn Heinrich des Löwen, der von seinem Oheim Richard Löwenherz unterstützt, sich dem Abenteuer unterzog. Er kam nach Deutschland, wo der Erzbischof von Köln ihn eigenmächtig zu Aachen krönte.

Deutschland hatte also, was bisher noch nicht der Fall gewesen war, in Folge seines fehlerhaften Wahl-Systems zwei Könige, die im Streit um die oberstrichterliche Macht sich nur bekämpfen konnten. Ja es hatte deren drei: denn während dies in Deutschland vorging, hatten die abwesenden Kreuzfahrer sich für den Sohn Heinrichs des Sechsten erklärt, von dessen Ansprüchen für den nächsten Augenblick freilich nichts zu fürchten war.

Was aber hätte Innocenz dem Dritten wohl Angenehmeres widerfahren können, als diese doppelte Königswahl, für welche er als Papst, d. h. als Vater der christlichen Welt, den natürlichen Schiedsrichter machte! Das

Blatt hatte sich jetzt auf das Vollständigste gewendet: der Papst stand jetzt eben so da, wie Friedrich der Erste im Jahre 1159, wo zu Rom die doppelte Wahl Alexanders und Victors erfolgt war. Diesen Vortheil nach seinem ganzen Umfange zu benutzen, mußte Innocenz den Zeitpunkt abwarten, wo die Kronbewerber seine Entscheidung ansprechen würden, und dieser Zeitpunkt blieb nicht lange aus. Um nun seine Ansprüche in Rom und in Italien zu sichern, hielt Innocenz es für nöthig, vor allen Dingen den Vorrang der Päpste geltend zu machen. Sich selbst also für den kompetenten Richter in diesem Streit erklärend, setzte er als ersten und unbezweifelten Grundsatz fest, daß das Kaiserthum durch den Papst von den Griechen auf die Deutschen gebracht sei; und hieraus folgerte er 1) daß der Kaiser Würde und Majestät durch die Krönung erhalte; 2) daß, da die Krönung durch den Papst verrichtet werde, diesem das Recht zukomme, über die Tauglichkeit der ihm vorgestellten Bewerber zu entscheiden. Nach diesen Vordersätzen nun erklärte er sowohl den jungen Friedrich, als den Herzog von Schwaben, für unfähig die deutsche Krone zu tragen: jenen, weil er, als König von Sizilien, Vasall des Papstes sei, der eine so unnatürliche Vereinigung zweier Kronen nicht gestatten dürfe; diesen, wegen mehrerer Vergehungen, wegen der Mängel seiner unförmlichen Wahl, und auch deswegen, weil die deutsche Königskrone sonst leicht als ein erbliches Eigenthum der Hohenstaufen erscheinen könnte. Otto dagegen sei, wenn auch nicht von dem größeren, doch von dem besseren Theile der Stände gewählt worden, und außerdem sei er so geartet, wie das Beste der Christenheit es erfor-

dere. Hiernach misbilligte der Papst alles, was seine Legaten für Philipp gethan hatten, und erklärte ihn mit allen seinen Anhängern für gebannt. *)

Als die Erklärung des Papstes in Deutschland bekannt wurde, hatte der Krieg zwischen Philipp und Otto bereits seinen Anfang genommen. Philipps Anhänger ermangelten nicht, dem Papste eine herzhafte Antwort zu geben, worin sie seine Bannstrahlen verlachten; dies konnte jedoch wenig verschlagen, so lange der Bürgerkrieg in Deutschland anhielt: ein Krieg, der dem Papste um so willkommener war, weil er Italien vor den Einwirkungen der Deutschen bewahrte.

Auf Seiten Otto's waren die Könige von England

*) Man sieht hieraus sehr deutlich, wie es um die Aufklärung des zwölften und des dreizehnten Jahrhunderts stand. Die Päpste wollten für das leibhafte Prinzip der Rechtmäßigkeit gelten; und dies hing mit ihrem Wesen in sofern zusammen, als in der Entwickelung, welche das Christenthum in der Römerwelt durch Akkomodation, d. h. durch die Aufnahme übernatürlicher Lehren, erhalten hatte, das Sittengesetz, dieses einzige Prinzip der Rechtmäßigkeit, verdunkelt und aller Kraft beraubt worden war. An die Stelle desselben war die Priesterherrschaft als das Mittel, übernatürlichen Lehren Zustimmung zu verschaffen, getreten. Als dies nun einmal in Gang war, handelte es sich immer nur um Vorrang; und so konnte es nicht ausbleiben, daß anmaßende Päpste das Sittengesetz vertreten zu können wähnten. In Innocenz des Dritten Erklärung ist nichts so auffallend, als die Art und Weise, wie er sich über die Erblichkeit der Krone ausspricht, die er als den größten aller politischen Mißgriffe betrachtet. Er urtheilt hier als Priester, d. h. als Eheloser; zum wenigsten ist dies die glimpflichste Voraussetzung, die man in Beziehung auf ihn machen kann: eine Voraussetzung, welche wegfallen müßte, wenn man annehmen könnte, daß er in der Erblichkeit den Anfang einer besseren Ordnung der Dinge geahnet habe.

und von Dänemark, nur daß sie sich damit begnügten, ihren Schützling mit Geld zu unterstützen. Für Philipp kämpfte der größte Theil der deutschen Reichsfürsten. Im Großen genommen ruht auf diesem Kriege, der mehrere Jahre anhielt, ein undurchdringliches Dunkel; denn, ob man gleich sehr wohl begreift, weßhalb Friedrich die Oberhand gewinnen mußte, so läßt sich doch nicht einsehn, warum Otto nicht, wie Heinrich der Löwe, in seinen Erblanden zur Entsagung gezwungen wurde. Dies Räthsel löset sich nur durch die Voraussetzung, daß die eigennützige Staatsklugheit der meisten Reichsfürsten genau die Gränze bezeichnet hatte, innerhalb welcher sie zur Unterstützung Philipps bereit war. Nur von Otto dem Zweiten, Markgrafen von Brandenburg, läßt sich dies nicht annehmen, weil er mehr als jeder andere Reichsfürst von einem Könige des welfischen Geschlechts zu fürchten hatte.

Indeß verlor Otto, nach und nach, seine besten Stützen: zuerst Richard Löwenherz, welcher im Jahre 1199 starb; dann auch den Erzbischof von Köln, der, wie Otto's ältester Bruder, der Pfalzgraf Heinrich, durch die Macht der Ereignisse gezwungen wurde, Philipps Parthei zu ergreifen. Selbst Innocenz der Dritte wankte, als er die Ueberlegenheit Philipps bemerkte; und er wankte noch mehr, als dieser mit ihm in verführerische Unterhandlungen trat, worin er dem Papste nicht nur völlige Genugthuung für alle dem heiligen Stuhle zugefügte Kränkungen, sondern auch eine Geldhülfe zur Fortsetzung des Krieges in Palästina anbot. Selbst hierbei ließ es Philipp nicht bewenden. Denn um seinen Zweck desto sicherer zu erreichen, versprach er das Kreuz zu nehmen; und da

Konstantinopel um diese Zeit durch die vereinigte Macht der Franzosen und Venetianer war erobert worden, so gelobte er, auf den Fall, daß das griechische Kaiserreich ihm in Folge seiner Verbindung mit Irenen, die eine griechische Prinzessin war, zu Theil werden sollte, dasselbe der Obedienz des Papstes zu unterwerfen. Verführt durch diese Verheißungen, lenkte der Papst allmählig ein. Den Anfang machte er damit, daß er den klugen Philipp durch seine Legaten von dem Bann befreiete. Dann suchte er den störrigen Otto zu einem Vergleiche mit Philipp zu bereden, und zwar so, daß er Philipps Tochter heirathen, und sein Nachfolger im Kaiserreich werden sollte. Otto verwarf diese Vorschläge, und ein Waffenstillstand war das Einzige, was seinen Beifall fand.

Dieser war seinem Ablaufe nahe, und Philipp traf neue Zurüstungen, um mit ganzer Macht über seinen Nebenbuler herzufallen, als die Hand eines fürstlichen Mörders den siebenjährigen Streit endigte, der Deutschlands Fluren nicht wenig verwüstet hatte. Philipp fiel den 21. Juni 1208 durch das Schwert Otto's von Wittelsbach, der, um nicht erfüllter Erwartungen willen, aus einem eifrigen Anhänger ein erbitterter Feind dieses Königs geworden war. Philipp hatte ihm, so sagt man, seine Tochter zur Ehe versprochen, aber, um seinen Frieden mit Otto machen zu können, nicht nur nicht Wort gehalten, sondern auch des Wittelsbacher Vermählung mit der Tochter des schlesischen Herzogs Heinrich hintertrieben. Es ist erlaubt, zu glauben, daß noch etwas mehr im Spiele gewesen sei; denn Philipp sah sich, mitten unter den Seinigen, zu Bamberg von seinem Mörder angefallen, und

dieser entkam, nachdem er dem Könige einen tödtlichen Streich versetzt hatte. Erst später wurde er geächtet und bald darauf bei Lauingen von dem Marschall Kalander niedergemacht.

So verhielt es sich mit den nächsten Folgen der Vereinigung der sizilianischen Krone mit der deutschen Krone: einer Vereinigung, für welche Friedrich der Erste in den Fluthen des Saleph, Heinrich der Sechste zu Palermo in der Blüthe seiner Jahre, Philipp zu Bamberg durch eine Mörderhand gestorben war. Jener Unheil bringende Gedanke, sollte aber noch weit schlimmere Früchte tragen. Untersucht man nämlich etwas genauer, worin diese Erscheinungen gegründet waren, so macht man ohne Mühe die Entdeckung, daß die Unfähigkeit des Zeitalters, der Regierung Stätigkeit zu geben, die gemeinsame Quelle aller politischen Leiden war. Deutsche Könige, die ihre Wirksamkeit der Wahl verdankten, konnten sich in ihrer allzu bedingten Würde nicht gefallen; und da die Päpste das große Hinderniß ihrer Freiheit waren, so blieb ihnen schwerlich ein anderer Ausweg übrig, als dies Hinderniß bis zur Unschädlichkeit zu schwächen. Diese Päpste aber waren das Erzeugniß eines Zeitalters, das seinen Charakter in der Unbekanntschaft mit den Gesetzen der Erscheinungen in der sittlichen Welt hatte, und diesen Gesetzen standhaft die unerforschliche Ursache unterschob. Die Bemühungen der Könige waren demnach durchaus vergeblich; und den menschlichen Vereinen konnte nicht eher irgend ein Heil wiederfahren, als bis man eine minder bewegliche Grundlage für die Rechtmäßigkeit der höchsten Autorität, und in ihr den Grund zur Stätigkeit der Regierungen gefunden hatte.

Ehe alle die Entdeckungen und Erfindungen, deren es hierzu bedurfte, gemacht waren, verstrichen noch mehrere Jahrhunderte. Inzwischen waren die Throne, sie mochten klein oder groß seyn, nichts weniger, als Stillsitze. Nicht unterstützt von irgend einem Regierungs-Organismus, sahen sich die Fürsten genöthigt, überall mit ihrer Person zu bezahlen, was die natürliche Folge hatte, daß sich die Summe der Sympathien und der Antipathien in gleichem Maße vermehrte, ohne daß irgend eine Regel der Politik standhaft befolgt werden konnte. Für Deutschland war die Aufgabe, den Frieden auch nur von einem Augenblick zum andern zu erhalten, fast gar nicht zu lösen. In innigem Zusammenhange damit stand, daß es, selbst in kleinen Ländern, statt des einen Regenten, den die höchste Autorität erheischte, deren mehrere gab. Nicht selten regierten drei Brüder zu gleicher Zeit; und was gegenwärtig nur zur Unordnung führen würde, galt im zwölften und dreizehnten Jahrhundert sogar für ein Ordnungs-Prinzip. Im Markgrafthum Brandenburg namentlich regierte Otto der Zweite mit zwei Brüdern, von welchen Heinrich sich Graf von Gardeleben, Albrecht sich Graf von Arneburg nannte. Während Otto die Reichstage besuchte, um auf der Höhe der Reichsangelegenheiten zu bleiben, bewachte Heinrich die Gränzen des Markgrafenthums, und Albrecht stand der Verwaltung des Innern vor. Auf diese Weise bildete sich der Begriff eines Gesammthauses, der, wenn gleich in veränderter Gestalt, unsere Zeiten erreicht hat, aus dem Mangel eines Regierungs-Systems, worin alle Zweige der öffentlichen Verwaltung umfaßt und verbunden worden wären. Das

Staatswesen, wie wir es gegenwärtig haben, lag also noch in der Wiege, und war dem Haus- oder Hofwesen, so wie dieses auf großen Landgütern angetroffen wird, nur allzu ähnlich. Um die Vorrathskammern des Fürsten gruppirten sich Gerechtigkeitspflege und Polizei mit ihren herben Formen; daher die jetzt noch übliche Benennung eines Kammergerichts. An Schulen dachte Niemand: aller Unterricht war abgeschlossen in dem, was die Kirche gab; und da diese außer ihren übernatürlichen Lehren nichts zu geben vermochte, so konnte es nicht fehlen, daß der Aufklärungsgrad Jahrhunderte lang, wo nicht derselbe blieb, doch sich nur sehr allmählig hob: ein Umstand, der der Priesterschaft sehr zu Statten kam, indem sie Inhaberin aller Kunst und Wissenschaft blieb, zugleich aber erklärt, wie sie sich in einem so hohen Grade vernachlässigen konnte.

Wir kehren, nach dieser Abschweifung, sofern es eine ist, zu den großen Thatsachen zurück, mit welchen die höhere Entwickelung des Markgrafthums Brandenburg in Verbindung stehet.

Ganz unstreitig war der Vortheil, den Innocenz der Dritte von der Minderjährigkeit des Königs von Sizilien zog, nicht gering, weil dieser König noch dazu sein Mündel war. Nicht minder vortheilhaft aber war für ihn die Lage der Dinge in den übrigen Reichen Europa's. In Frankreich beging Philipp August bei aller Staatsklugheit, die ihm eigen seyn mochte, den für diese Zeiten ganz unvergleichlichen Fehler, daß er sich von seiner rechtmäßigen Gemahlin, Ingelburg, trennte, um mit Maria, der Tochter des Herzogs von Böhmen zu leben: eine Freigeisterei,

wodurch er sich den Zensuren des Papstes aussetzte, der, um seine Oberherrlichkeit zur Schau zu tragen, eine so vortheilhafte Gelegenheit, den König von Frankreich zu demüthigen, nicht unbenutzt ließ. In England zerfiel der Nachfolger Richards des Ersten, bald nach dem Antritt seiner Regierung, mit dem Papste über die Besetzung des Erzbisthums Canterbury. Das Recht, d. h. das Herkommen war auf Seiten des Johanns (ohne Land); allein der Eigensinn, welchen der Papst in diesen Handel brachte, verschlimmerte diesen so sehr, daß aus dem verachteten Interdikt ein förmlicher Bann wurde. Um nur durch die Verpflichtungen, welche der Bann den Unterthanen auflegte, als König nicht ganz zu Grunde gerichtet zu werden, übergab Johann im Jahre 1213 die Königreiche England und Irland dem Papste, d. h. er erkannte sich für einen Vasallen des päpstlichen Stuhls, und machte sich verbindlich, für England jährlich 700, für Irland 100 Mark zu zahlen. Die pyrenäische Halbinsel war gegen den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in fünf Königreiche zerfallen, nämlich in Portugal, in das Kaliphat, so viel davon noch übrig war, in Kastilien, Aragonien und Navarra. Alle diese Königreiche standen in Beziehungen, welche eben so feindlich als freundlich waren. Peter der Zweite, König von Aragonien, durch eine eigenthümliche Verfassung in seiner Wirksamkeit gehemmt, glaubte sein Ansehn vermehren zu können, wenn er sich in den Schutz des heil. Petrus begäbe; und da der Papst selbst ihn krönen sollte, so erschien er im Sept. 1204 mit einem zahlreichen Gefolge zu Rom, wo Innocenz ihn in dem Kloster des heil. Pankratius vor der Krönung schwören

ließ: „daß er seinem Herrn, dem Papste Innozenz und der römischen Kirche allezeit treu und gewärtig seyn, sein Königreich in demselben Gehorsam erhalten, den katholischen Glauben vertheidigen, und die ketzerische Bosheit verfolgen wolle."

Gefügigkeiten dieser Art setzten den Papst in den Stand, eine Sprache zu reden, welche vielleicht selbst Gregor der Siebente nicht gebilligt haben würde. Seiner Behauptung nach hatte Gott selbst den Nachfolger des heil. Petrus eingesetzt, nicht bloß die Kirche, sondern die ganze Welt zu regieren; und als Schöngeist wußte er diese Behauptung durch ein von der Sonne und dem Monde hergenommenes Gleichniß auszudrücken. „So wie, sagte er, Gott zwei große Lichter an das Firmament gesetzt hat, das eine um den Tag, das andere um die Nacht zu erleuchten: so hat er auch zwei große Würden eingesetzt, die päpstliche und die königliche, von welchen jene für die Seelen, diese für die Leiber vorhanden ist; und so wie der Mond sein Licht von der Sonne erhält, eben so borgt die königliche Macht ihren Glanz von der päpstlichen Autorität *).

*) Diese Ausdrücke befinden sich in einem Breve an den Prior und die Rektoren von Tuszien und dem Herzogthum Spoleto, welche in dieser Zeit einen Bundesstaat bildeten, um sich der kaiserlichen Autorität mit besserem Erfolge zu entziehen. In diesem Breve ist viel merkwürdiges enthalten: 1) der Ausdruck ecclesia, quae coeli nomine nuncupatur; 2) die Vorstellung, nach welcher man urtheilen muß, daß nicht alle astronomischen Einsichten dem zwölften Jahrhunderte fremd gewesen seien; 3) die Beschränkung der königlichen Macht auf die Leiber, wodurch sie eigentlich zu Null wird; 4) die Nothwendigkeit einer öffentlichen Lehre, als eines gesellschaft-

Der einsichtsvolle Papst ließ es jedoch nicht bei solchen Erklärungen bewenden; denn er fühlte, daß er sich zu einem europäischen Universal-Monarchen nur dadurch ausbringen konnte, daß er der kirchlichen Regierung auf der einen Seite mehr Zentralität, auf der andern mehr Machtmittel zuwende, um so das angefangene Werk Gregors des Siebenten zu vollenden.

Vollends ausgeschlossen wurden daher durch ihn die Weltlichen von den Wahlen der Prälaten; die Freiheit der Priester und Mönche hingegen, sowohl für ihre Personen, als für ihre Besitzungen, erhielten die höchste Ausdehnung, wenn gleich zu keinem andern Zweck, als um die Willkür des apostolischen Stuhls zu vermehren. Der kühne Papst griff also die bischöfliche Gerichtsbarkeit mit denselben Waffen an, welche die Kaiser gegen die Herzoge und Grafen gebraucht hatten; mit einem Worte, er gestattete Befreiungen, damit Rom desto sicherer der Zentral-Punkt der kirchlichen Autorität bleiben möchte. Hiermit nicht zufrieden, dachte er vor allen Dingen darauf, sich und seine Nachfolger in den Besitz großer Einkünfte zu bringen. Er trug demnach kein Bedenken, die Geistlichkeit steuerbar zu machen, sich die Einkünfte des Ablasses zuzueignen, die Schutzgelder der dem heiligen Stuhl unmittelbar untergegebenen Stifter ansehnlich zu erhöhen, durch Empfehlungen und eigenen Ernennungen Stellen zu vergeben, und durch Erschwerung der Wahlbedingungen, wie

lichen Bandes, das nicht entbehrt werden kann. Fast möchte man Innocenz den Dritten zu den Geistern rechnen, die nicht einem gegebenen Jahrhundert, sondern der Zeit überhaupt angehören.

wie durch Begünstigung der Versetzungen, die Fälle zu vermehren, von welchen sich der größte Vortheil ziehen ließ. Die falschen Dekretalen waren für ihn nur in sofern eine Stütze, als sie zuerst den Grundsatz aufgestellt hatten: „daß die geistliche Gerichtsbarkeit von dem römischen Hofe ausfließe, wie ein Fluß aus seiner Quelle;" ein Grundsatz, nach welchem der Papst, indem er den Bischöfen ihren Antheil an der geistlichen Gerichtsbarkeit überträgt, sich derselben keinesweges entäußert, sondern vielmehr Herr bleibt, mit ihnen in der Ausübung der Gerichtsbarkeit, so weit er es rathsam findet, zu konkurriren. Aus dem Rechte der Konkurrenz entsprang das Recht des Vorgriffs, welches Anfangs nur in den Fällen ausgeübt wurde, wo die Inhaber von Pfründen bei ihrer Anwesenheit am römischen Hofe gestorben waren; aus dem Rechte des Vorgriffs aber flossen die provisorischen Mandate und die Anwartschaftsbriefe auf Pfründen. Da solche Briefe, welche ursprünglich bloße Empfehlungsschreiben an die Bischöfe gewesen waren, allzu häufig kamen: so glaubten die Bischöfe abschlägige Antworten darauf ertheilen zu können. Da nun verwandelten die Päpste ihre Empfehlungen in Befehle, oder sogenannte Mandate, nicht ohne Kommissarien zu ernennen, welche die Vollziehung dieser Mandate durch kirchliche Zensuren erzwingen mußten. Auf die Mandate folgten Expektanzen, d. h. Mandate, ausgefertigt auf Pfründen, deren Inhaber noch lebten. Endlich kamen auch die Reservationen zum Vorschein, die man in allgemeine und besondere abtheilte. Die erste allgemeine Reservation galt den Pfründen, die durch den Tod der Inhaber am römischen Hofe erledigt wurden. Diesen

folgten jedoch bald andere, z. B. die von Kathedral-Kirchen, Abteien und Prioraten; von den ersten Würden in den Kathedral- und Kollegiat-Stiftern; von allen Pfründen überhaupt, welche während gewisser bestimmten acht Monate im Jahre, die zum Unterschied von den übrigen, die päpstlichen genannt wurden, erledigt waren, so daß den ordentlichen Bischöfen nur vier übrig blieben, welche freilich nicht weniger durch Mandate, Expektanzen und Reservationen erschöpft wurden. Aus dem Ernennungsrechte folgte das Konfirmations- oder Bestätigungsrecht ganz von selbst; denn es würde unanständig gewesen seyn, sich wegen der Bestätigung eines von dem Papste ernannten Bischofs an einen Erzbischof zu wenden.

So bildete sich die geistliche Gewalt für Europa je mehr und mehr aus; das Merkwürdige dabei aber ist und bleibt, daß dies im offenen Widerspruch gegen die weltliche Macht geschah, so daß man annehmen muß, die kraftlose Opposition der letztern habe am meisten dazu beigetragen, daß die kirchliche Regierung dieser Zeiten von einer Usurpation zur andern überging, um in ihrer Stellung immer unangreiflicher zu werden. Das Furchtbarste, oder vielmehr das Abscheulichste, das Innozenz der Dritte sich erlaubte, war die Beschützung der kirchlichen Lehren durch ein Polizei-System, Inquisition genannt. Dennoch gehörte diese Schöpfung zur Vollendung des Ganzen. Es würde uns zu weit vom Ziele abführen, wenn wir hier auseinandersetzen wollten, welche Aufforderungen zur Stiftung der Inquisition in dem Daseyn gewisser Sekten lagen, welche die Benennung von Patarenern, Albigensern

und Waldensern führten; genug, daß diese Schismatiker und Ketzer nicht geduldet werden durften in einem Beherrschungs-System, dessen Grundlage durch übernatürliche Lehren gebildet wurden. Zwar forderte diese Grundlage durch sich selbst zu Absonderungen auf; — denn, wo es an Evidenz fehlt, wird die Meinung nothwendig frei, und die Aufgabe ist alsdann keine andere, als sich aus dem peinlichen Zustande des Zweifels und der Ungewißheit zu retten. Allein die einmal festgestellte Herrschaft würde mit sich selbst in Widerspruch treten, wenn sie die Schwäche ihres Fundaments einräumen wollte; und je mehr sie sich derselben bewußt ist, desto schonungsloser, unmenschlicher und tyrannischer muß sie nothwendig zu Werke gehen. Wir begnügen uns also mit diesem allgemeinen Aufschluß über die Entstehung und Fortbildung des Inquisitions-Gerichts zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, um desto schneller auf Deutschland zurück zu kommen, dessen politische Gestaltung die des Markgrafthums Brandenburg nothwendig in sich schließt.

Nach König Philipps Tode — denn bis auf diesen müssen wir zurückgehen — waren die Aussichten des hohenstaufischen Hauses auf die Erhaltung der ihm von Friedrich dem Ersten erworbenen Regierungsrechte wesentlich verdunkelt. Der einzig übrige Hohenstaufe war Friedrich der Zweite, Sohn Heinrichs des Sechsten; und nicht genug, daß Innocenz der Dritte, dieser unwiderstehliche Papst, den Grundsatz aufgestellt hatte, daß die sizilianische Königskrone unvereinbar sei mit der deutschen Kaiserkrone, behandelte er das Königreich Sizilien, in Folge des mit der Kaiserin Konstanze abgeschlossenen Vertrags, der ihn

zum Vormund des jungen Königs gemacht hatte, als sein eigenes Domän. Es bedurfte also sehr außerordentlicher Umstände, wenn das hohenstaufische Geschlecht noch einmal emporkommen sollte, d. h. solcher Umstände, welche den Ausschlag gaben über alles, was die Staatsklugheit der Päpste beabsichtigen konnte.

Anerkannt von den sächsischen Ständen, fand Otto der Vierte wenig Mühe, sich die Anerkennung der übrigen zu verschaffen. Verzichtleistung auf Baiern war die Hauptsache; denn wie hätten sonst die Fürsten dieses Herzogthums einen Welfen zum Könige annehmen mögen? Aehnliche Verträge mit Bernhard von Sachsen, mit Albrecht dem Zweiten, Markgrafen von Brandenburg — sein Bruder Otto der Zweite war im Jahre 1205 gestorben — mit den Erzbischöfen von Mainz, Magdeburg und Andern beförderten das gute Werk. Die Ruhe Deutschlands noch von einer andern Seite zu befestigen, drang der Papst auf die Vermählung des neuen Königs mit Beatrix, der ältesten Tochter Philipps; und Otto, obgleich bereits verlobt, nahm diesen Vorschlag an, weil Beatrix eine reiche Erbin war, welche ihrem Gemal, außer 318 Landgütern, dem Ueberrest des hohenstaufischen Vermögens in Deutschland, die Zuneigung der oberdeutschen Reichsritter zum Mahlschatz brachte. Die Verlobung geschah zu Mainz; das Beilager aber wurde, wegen der Jugend der Prinzessin, auf unbestimmte Zeit verschoben, und erst im Jahre 1212 unter Umständen vollzogen, welche dem, was man in dieser Verbindung beabsichtigt hatte, jede Kraft raubten.

Den 11. November 1208 wurde Otto der Vierte von den Fürsten Deutschlands einmühtig zum Könige gewählt.

Kaum davon unterrichtet, sendete Innozenz der Dritte Legaten nach Deutschland, welche ihm das Formular des Eides überbrachten, den er vor dem Antritt seines Römerzuges schwören sollte. Der Inhalt dieses Eides war: „daß der König von Deutschland dem Papste Innocenz eben die Hochachtung und eben den Gehorsam verspreche, die seine Vorfahren denen des Papstes erwiesen hätten; daß die erledigten Bischofsstühle nur mit denjenigen besetzt werden sollten, welche von dem ganzen Kapitel gewählt, oder durch die Mehrheit der Stimmen bezeichnet seyn würden; daß Jeder die Freiheit haben sollte nach Rom zu appelliren, und die Appellation ungehindert zu verfolgen; daß die Habschaften der verstorbenen Bischöfe und die Einkünfte von erledigten Stellen nicht länger in Beschlag genommen werden, und daß endlich kein Ketzer Erbarmen finden sollte." Außerdem aber mußte sich Otto noch eidlich verpflichten, der römischen Kirche die Mark Ancona, das Herzogthum Spoleto, die Länder der Gräfin Mathilde, die Grafschaft Bertinoro, den Exarchat von Ravenna und die Pentapolis abzutreten, auch die Privilegien des heil. Stuhls im Königreich Sizilien aufrecht zu erhalten. Otto schwur diesen doppelten Eid am 22. März 1209 zu Speier in die Hände des Patriarchen Wolfgar von Aquileja, und ging darauf nach Italien, wo er erst von dem mailändischen Bischof Hubert zum Könige von Italien und dann zu Rom den 17. Sept. 1209 zum römischen Kaiser gekrönt wurde.

Unmittelbar nach beendigter Kaiserkrönung fühlte Otto, daß er unverträgliche Pflichten übernommen hatte. Wie sehr der Papst also auch wünschen mochte, daß er nach Deutsch-

land zurückkehren möchte: so verweilte er doch im mittlern Italien — vielleicht nur, um hier zu finden, was ihm in Deutschland versagt war. Denn nicht genug, daß er sich weigerte, die Güter der Gräfin Mathilde herauszugeben, bemächtigte er sich auch der ganzen Provinz Flaminia, als dem Kaiserreiche zugehörig, und von hier aus brach er in Apulien, d. h. in das später so genannte Königreich Neapel ein, dessen sich, wie er sagte, Usurpatoren auf Kosten des Reichs bemächtigt hätten.

Innocenz, voll des Wahns, daß Otto die Nachgiebigkeit der sächsischen Herzoge gegen die Anmaßungen des Papstes theilen werde, machte jetzt zu seinem Erstaunen die Entdeckung, daß er einen Rebellen gekrönt hatte, der weit entfernt davon, sich mit Verleugnug seiner Persönlichkeit zum Werkzeuge eines fremden Willens machen zu lassen, nur darauf bedacht war, wie er, als Kaiser, die ursprüngliche Verfassung des Reichs wieder herstellen und behaupten wollte. Zu glauben ist, daß Partheihäupter, deren es in Unter-Italien mehrere gab, es dazu nicht an Aufmunterung fehlen ließen; denn ohne dergleichen würde sich Otto schwerlich auf Eroberungen eingelassen haben. Nach der Eroberung von Kapua und von Salern — jenes wurde ihm von dem Grafen von Celano, dieses von Dippolt, einem Generale Heinrichs des Sechsten, überliefert — geriethen Neapel und Aversa in seine Hände. Wie Apulien, eben so wurde auch Kalabrien zur Unterwerfung gebracht; und schon stand Otto, trotz den über ihn ausgesprochenen Bannflüchen des Papstes, im Begriff, nach Sizilien überzugehen, als Nachrichten aus Deutschland ihn zwangen, seine Eroberungen fahren zu lassen, um

die Parthei seines Gegners jenseits der Alpen zu unterdrücken.

Wenn irgend etwas beweiset, daß es den übernatürlichen Lehren der katholischen Kirche, schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, an versittlichender Kraft gebrach: so ist es die Leichtigkeit, womit man sich über so eben geleistete Eide hinwegsetzte. Den Trägern dieser übernatürlichen Lehren ihrerseits blieb dabei nichts Anderes übrig, als unerschöpflich zu seyn an Mitteln, wodurch jede ihnen unvortheilhafte Lage verändert werden konnte, und selbst die gemeinsten Leidenschaften ins Spiel zu ziehen. Daß man in diesem Zustande der Dinge nicht aus einer bezüglichen Barbarei hervortrat und dem alten Heidenthum nur allzu getreu blieb, während man das Ansehn haben wollte, als sei man weit über dasselbe hinweg, versteht sich wohl ganz von selbst. Innocenz der Dritte, in allen seinen Erwartungen von Otto dem Vierten betrogen, wußte sich nur dadurch zu helfen, daß er seinem Verächter in der Person des jungen Königs von Sizilien einen Gegner erweckte, wäre es auch mit Aufopferung des Grundsatzes, daß die sizilianische Königskrone unvereinbar sei mit der deutschen Kaiserkrone. Deutschlands Magnaten, unter ihnen vorzüglich die Erzbischöfe und Bischöfe, weil Otto der Vierte bei mehr als einer Gelegenheit verkleinerlich von ihnen geredet, und unter andern geäußert hatte: „ein Erzbischof dürfe nur zwölf Pferde, ein Bischof nur sechs ein Abt nur drei besitzen, und was darüber sei, müsse man ihnen nehmen" — Deutschlands Magnaten, sag ich, boten sehr willig die Hand zu einer neuen Umwälzung, bei welcher sie nur gewinnen zu können glaubten. Zu Bevoll-

mächtigten des Papstes ernannt, zeigten sich die Erzbischöfe von Mainz ünd Magdeburg, Siegfried und Albert, vorzüglich thätig in der Beförderung des päpstlichen Entwurfs. Sie veranstalteten Berathschlagungen in Bamberg und Nürnberg; doch, obwohl sie von dem Landgrafen Herrmann von Thüringen und von dem böhmischen König Ottokar unterstützt wurden, wollte es ihnen Anfangs nicht gelingen den Ueberrest der geistlichen und weltlichen Herrn auf ihre Seite zu ziehen. Es entwickelten sich sogar Unruhen aus diesen Zusammenkünften, indem Otto's Anhänger, von den mißvergnügten Lehnsleuten des Landgrafen unterstützt, Thüringen verwüsteten, und Pfalzgraf Heinrich den größten Theil des Erzstiftes Magdeburg siegreich durchzog. Die Gegner Otto's würden hierdurch in große Verlegenheiten gerathen seyn, hätte sich nicht Philipp August, König von Frankreich, ihrer durch eine Erklärung angenommen, die, indem sie ganz zum Vortheil des Papstes war, sämmtliche Fürsten Deutschlands wider Otto zu vereinigen versprach. Unter diesen Umständen begaben sich zwei treue hohenstaufische Lehnsmänner, Heinrich von Neuffen und Anselm von Justingen nach Palermo, um den jungen Friedrich zu einem eiligen Aufbruch nach Deutschland zu vermögen.

Unterrichtet von diesen Umtrieben, unterrichtet zugleich von den Bemühungen des Papstes, Italien in Aufstand zu bringen, verlor Otto keinen Augenblick, seine Siege in Unteritalien aufzugeben, um nach Deutschland zurückzugehn. Den 21. November 1211 trat er seinen Rückzug an, der mit keinem wesentlichen Unfalle bezeichnet war. Seine überraschende Ankunft in Deutschland machte Viele stutzig,

und Ludwig von Baiern, Dietrich von Meißen, und Albrecht der Zweite von Brandenburg schlossen sich ihm wenigstens in so weit an, daß er den 20. März 1212 einen Reichstag zu Frankfurt, und zwei Monate darauf einen noch vollständigeren Reichstag in Nürnberg halten konnte. Doch vergeblich gab er den versammelten Reichsfürsten Rechenschaft von seinem Verfahren gegen den Papst; vergebens setzte er ihnen auseinander, wie er, um den Forderungen des Reichs zu genügen, sich den Forderungen des römischen Bischofs habe widersetzen müssen: Vorstellungen dieser Art konnten wenig Eingang finden bei Fürsten, welche bei sich selbst den Grundsatz angenommen hatten, daß ihr Ansehn auf der Schwäche des Kaisers, als Oberhaupts des Reichs, beruhe, und welche demnach Dinge vereinigen wollten, welche zu allen Zeiten gleich unvereinbar gewesen sind: Regelmäßigkeit in der Verwaltung und Ohnmacht dessen, der sich an der Spitze derselben befindet. Das Einzige, was dem Kaiser zu Statten kam, war die Antipathie einer großen Anzahl der oberdeutschen Fürsten gegen den König von Böhmen und den Landgrafen von Thüringen. Jener wurde des Thrones entsetzt, dieser durch Verheerung seines Gebiets bestraft; doch veränderte sich dabei die allgemeine Stimmung nicht, welche dem Kaiser ungünstig war und blieb. Um sich die Treue seiner schwäbischen Vasallen zu sichern, vollzog Otto in dieser Zeit seine Vermählung mit der Prinzessin Beatrix, Tochter des ermordeten Philipp; allein auch dieser Schritt blieb um so mehr ohne Wirkung, weil Beatrix schon vier Tage nach der Hochzeit starb. Das Volk sah in dem plötzlichen Tode der jungen Kaiserin nur ein Zeichen

zürnender Gottheit, die Baiern und Schwaben verließen das kaiserliche Heer, und alle Lehnsmannen der Hohenstaufen richteten ihre Blicke nach Palermo, als nach demjenigen Orte, der ihnen Trost und Freude senden könnte.

Otto's einziges Vertrauen ruhete, von jetzt an, auf der Bereitwilligkeit seiner Anhänger in der Lombardei, das Aeußerste für ihn zu thun und zu leiden. Diese hatten sich, wie es zu geschehen pflegt, durch die Kraft der Namen blenden lassen. Obgleich dem Geschlecht der Welfen angehörig, war Otto, seit seiner Kaiserkrönung, ein eben so entschiedener Gegner der geistlichen Gewalt in ihrer Unumschränktheit, als irgend ein Ghibelline es je gewesen war; denn das Wesen der weltlichen Macht brachte dies mit sich. Doch, indem die Lombarden von dem, was die Natur der Dinge in dem Streit der weltlichen Macht mit der geistlichen mit sich brachte, sehr wenig begriffen, waren sie nur allzu geneigt zu glauben, ein Machthaber, dessen Vorfahren es mit der Kirche gehalten hätten, könne diesem Systeme nicht untreu werden. Die Verdienste, welche sich Heinrich der Löwe um die Mailänder erworben hatte, kamen also seinem Sohne zu Gute; und diese Verdienste wurden nicht wenig gehoben durch die Zurückerinnerung an die Grausamkeiten Friedrichs des Ersten, in welchem man das ganze Geschlecht der Hohenstaufen verabscheuete. Die Kraft der Dinge nicht erkennend und das Persönliche über dieselbe erhebend waren demnach die Lombarden fest entschlossen, dem Könige von Sicilien den Weg nach Deutschland zu versperren, damit er sich nicht zum Stützpunkte der gegen-ottonischen Parthei aufwerfen möchte, die, indem sie eine welfische, d. h. eine die Theokratie be-

schützende seyn wollte, durch eine besondere Verwickelung der Umstände im Begriff stand, eine ghibellinische, d. h. eine gegenpäpstliche zu werden. So groß war die Verwirrung in diesen Zeiten, daß niemand genau wußte, was er wollte, oder wollen sollte. Das Einzige, woran man sich festhielt, war der Privat-Vortheil, so gut man ihn erkannte.

Inzwischen war zu Palermo die Frage: ob König Friedrich nach Deutschland gehen sollte oder nicht? nach lebhaften Erörterungen bejahend beantwortet worden. Der König selbst hatte, als er sich diesem Abenteuer unterzog, nur ein Alter von 16 Jahren zurückgelegt. Was von seiner Ausbildung von den Geschichtschreibern gerühmt wird, kann wenigstens in sofern als bewahrheitet angesehen werden, als ein junger Fürst im Kampfe mit Partheien, vorausgesetzt, daß es ihm nicht ganz an besonnenen Führern fehlt, die beste Anleitung zur Erwerbung jener fürstlichen Eigenschaften erhält, welche durch Mäßigung und Zurückhaltung bezeichnet werden. Ueber die Annahme der ihm von Deutschland aus gemachten Anträge hatte nichts so sehr entschieden, als die Nothwendigkeit, worin er sich als König von Sizilien befand, seinem Ansehn eine Grundlage in Kräften zu geben, die er in seinem eigenen Reiche nicht finden konnte. Deßhalb vermochten weder die dringenden Bitten einer liebenden Gemahlin (jener aragonischen Prinzessin Konstanze, mit welcher Friedrich seit seinem funfzehnten Jahre vermählt war) noch die Vorstellungen der Sizilianer, den jugendlichen Fürsten von der Ausführung eines Planes abzuhalten, den er im Vereine mit Anselm von Justingen entworfen hatte. Es fehlte ihm eben

so sehr an Truppen, als an Geld; da er aber die Gunst und den Schutz des römischen Bischofs für sich hatte, so durfte er hoffen, daß diese ausreichen würde. Nachdem er also seiner Gemahlin die Regentschaft diesseits und jenseits des Pharus unter dem Beistande treuer Räthe anvertraut hatte, schiffte er sich nach Gaetta ein, von wo er, weil Otto's Generale noch Meister des festen Landes waren, abermals zu Schiffe nach Rom ging. Von dem Papste und dem römischen Volke mit allen den Freudensbezeigungen empfangen, welche ihren unversöhnlichen Haß gegen den abtrünnigen Otto ausdrückten, verweilte er in der Hauptstadt des Kirchenstaats nicht länger, als eben nöthig war, um sich von dem heil. Vater über die Lage der deutschen Angelegenheiten vollständiger unterrichten zu lassen. Von Civita Vecchia schiffte er sich nach Genua ein; und erst nach seiner Ankunft daselbst traten die Gefahren seiner Reise nach Deutschland stärker ins Licht. Denn wie diese Reise fortsetzen? Ging er nach Marseille, so mußte er sich entschließen, durch das südliche Frankreich, das in diesen Zeiten zu dem deutschen Reiche gehörte, weiter zu reisen; Savoyens Beherrscher und die piemontesischen Städte aber hielten es mit den Mailändern. Nur der Weg über Verona und das Tridantinische blieb ihm übrig; und glücklicher Weise hatte sich der Graf von St. Bonofacio, welcher das Haupt einer mächtigen Parthei in jener Stadt war, von den deutschen Fürsten gewinnen lassen. Doch wie nach Verona kommen? Pavia und Cremona waren die einzigen Städte der Lombardei, welche die Wuth der Mailänder nicht theilten. Es wurden also, von Genua aus, Unterhandlungen angesponnen, welche den

Zweck hatten, das Wohlwollen dieser Städte zu gewinnen. Diese Unterhandlungen hatten bereits drei Monate gedauert, ohne zu einem Ergebniß zu führen, als der junge Fürst, gepeinigt von der Ungeduld seiner Freunde in Deutschland, sich selbst sagte, daß die Gefahr nur für den vorhanden ist, der sich fürchtet. Mit dieser Gesinnung trat er im Juli 1212 seine Reise nach Pavia an, das er glücklich erreichte. Unter einer starken Bedeckung eilte er von hier nach dem Lambro, an dessen Ufern ihn der Markgraf von Este und die Cremoneser in ihren Schutz zu nehmen versprochen hatten. Nun thaten zwar die Mailänder, was in ihren Kräften stand, den jungen Monarchen aufzuheben; allein sie kamen zu spät, und konnten ihre Wuth nur an der Bedeckung auslassen, die ihn von Pavia aus begleitet hatte. Von jetzt an war jeder Schritt vorwärts gefährlicher, als bisher; Mantua und Verona wurden indeß glücklich erreicht. Von dem letzten Orte aus war es nicht wenig beschwerlich, über die rauhe Alpe durch das tridentinische Thal nach Chur in Graubündten zu gelangen. Doch auch diese Fährlichkeiten wurden überwunden, und zu Chur sah Friedrich sich von dem Bischof dieser Stadt und von dem Abte von St. Gallen aufs Freundlichste empfangen. Otto, von der Ankunft seines Nebenbulers in Chur unterrichtet, suchte ihn von Kostnitz abzuschneiden; allein dieser kam drei Stunden früher daselbst an, als Otto's Leute, und von jetzt an in Sicherheit, spottete er der ohnmächtigen Wuth des bisherigen Kaisers.

So mußte sich der letzte Hohenstaufe nach Deutschland zurückstehlen, wo man ihn mit Ungeduld erwartete.

Sobald seine Ankunft bekannt geworden war, drängten sich die Fürsten dieses Landes von allen Seiten her zu ihm; und da der Mann, den der apostolische Segen durch so viele Gefahren unversehrt nach Frankfurt geführt hatte, von der Gottheit selbst begünstigt schien: so ermangelte die Geistlichkeit nicht, ihn in diesem Lichte darzustellen. Des Gegensatzes wegen wurde der Tod der Kaiserin Beatrix ein Strafgericht des Himmels genannt, der dem Verfolger der Kirche seinen Zorn habe ankündigen wollen. Friedrich der Zweite kam den Wirkungen des Aberglaubens dadurch zur Hülfe, daß er sich den Fürsten und dem Volke in jeder Beziehung als den Gegenfüßler Otto's darstellte. Wenn dieser durch seinen kriegerischen Stolz, wie es dem Sohn und Erben Heinrichs des Löwen natürlich war, zurückstieß: so zog jener durch eine Leutseligkeit an, die sich nur bei Personen findet, welche unter Partheien aufgewachsen sind und eben deswegen vielleicht gar keinen Charakter zu vertheidigen haben. Schwerlich bedurfte es noch mehr, um den jungen Friedrich alle Herzen zuzuwenden. Um jedoch desto sicherer über seinen Gegner zu siegen, hob Friedrich seine Freundlichkeit durch eine Freigebigkeit, die zum Theil verschenkte, zum Theil verhieß, und durch eine Herablassung, die in jedem Betracht zu weit getrieben war. Ein zu Vaucoulers am 19. November 1212 erneuertes Bündniß seines Hauses mit dem Könige von Frankreich hatte ihn in den Besitz von 20,000 Mark Silbers gebracht. Als nun der Bischof von Speier auf dem Reichstage zu Mainz fragte, wo das von Frankreich gezahlte Geld verwahrt werden sollte? war die Antwort des jungen Königs: „es soll nicht verwahrt, sondern unter die Fürsten vertheilt

werden." Und als die Nachricht gebracht wurde, daß der Landgraf von Thüringen, Otto's entschiedenster Gegner, sich der Stadt Frankfurt nähere, ging Friedrich ihm mit einem Gefolge von 500 Reitern entgegen, und begrüßte ihn als seinen Freund und Vater.

In dem kurzen Zeitraum weniger Wochen aller seiner Stützen beraubt, sah Otto sich genöthigt, nach seinen Erblanden zurückzugehen. Friedrich verfolgte ihn zwar; allein da Braunschweigs Festungswerke von einer Belagerung abschreckten, so blieb Otto in dem Besitz seiner Erblande und des Einflusses, den er auf das nordwestliche Deutschland ausübte. Vergeblich forschte man nach irgend einer Spur, welche anzeige, daß er der kaiserlichen Würde förmlich entsagt habe. Mit ritterlicher Hartnäckigkeit der einmal gefaßten Parthei selbst dann noch zugethan, wenn das Verderben aus der Nähe drohete, blieb Otto ein Anhänger der Könige von England, als Richard Löwenherz nicht mehr lebte und Richards Nachfolger, Johann ohne Land, sich in einen Kampf mit Philipp August einließ, dessen erfolgreiche Durchführung auch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit für sich hatte. Verbündet mit den Grafen von Flandern und Boulogne, zog Otto gegen den König von Frankreich zu Felde. Den 27. Juli 1214 kam es zwischen beiden zu einer entscheidenden Schlacht bei Bouvier in Flandern. Otto verlor dieselbe, und kehrte mit gänzlich gebrochener Macht nach Braunschweig zurück, wo er, vier Jahre darauf, von aller Welt verlassen, starb, — unstreitig ohne irgend eine schmerzhafte Zurückerinnerung an die kurze Rolle, die er als deutscher Kaiser gespielt hatte.

Inzwischen hatten die Reichsfürsten Friedrichs Krönung von einer Zeit zu andern verschoben, bis sie endlich im Jahre 1215 zu Aachen mit den üblichen Feierlichkeiten erfolgte. Die ottoische Kapitulation, d. h. die Summe der Bedingungen, unter welchen die weltlichen und geistlichen Reichsstände sich ein Oberhaupt gefallen lassen wollten, war seit zwei Jahren durch eine sogenannte goldene Bulle bestätigt; und wenn die Krönung gleichwol verschoben wurde, so lag der Grund hauptsächlich darin, daß der Pfalzgraf Heinrich, Otto's Bruder, sich weigerte, die Reichs-Insignien, in deren Besitze er war, anders als gegen eine Entschädigung von 11,000 Mark Silbers herauszugeben: ein Umstand, welcher nur allzu sehr beweiset, wie schlecht es in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts um die allgemeine Regierung Deutschlands stand. In Wahrheit, was konnte es auf sich haben mit Gesetzen denen es gänzlich an dem Nachdruck fehlte, den die öffentliche Macht allein zu geben im Stande ist? Der Kaiser als Oberhaupt des Reichs, hätte das Vorrecht haben sollen, die Kraft desselben nach feststehenden Normen zu bewegen; dies war der Zweck der Verfassung. Doch weit entfernt, daß dies wirklch der Fall gewesen wäre, war das Oberhaupt des Reichs der schwächste von allen Fürsten, abhängig von dem guten Willen derer, die nur durch ihn ihr Daseyn sichern konnten, und so ohne alle Wurzeln, daß man ihn jeden Augenblick auf die Seite drängen konnte. Nichts hatte Otto an den Fürsten des Reichs verbrochen, und auf keine Weise sich an dem Reiche selbst versündigt; da aber sein Vermögen nicht hinreichte, habsüchtige Fürsten zu bestechen, und da es außerdem das

Ansehn gewann, als ob er die geistliche Gewalt beschränken wollte: so mußte der allgemeine Vortheil dem Vortheil derer weichen, deren Daseyn auf einer Verkennung des Wesens der Gesellschaft und der Regierung beruhete. Es war dahin gekommen, daß man nicht mehr mit einem Reichsoberhaupte und mit mehr ohne dasselbe leben konnte.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Ueber
Einfuhr- und Ausfuhr-Verbote
oder über
das sogenannte Prohibitiv-System.

Wenn Vorurtheile und Wahnbegriffe sehr langsam weichen, so geschieht dies nicht etwa, weil der Mensch die Wahrheit dem Irrthume gleichsetzet, wohl aber, weil sich an Vorurtheile und Wahnbegriffe Vortheile geknüpft haben, die man nicht fahren lassen will. Unter allen Umständen wird das, was sich nun einmal zu einer Subsistenz-Basis ausgebildet hat, aufs Hartnäckigste vertheidigt; und daran ist um so weniger etwas übel zu nehmen, weil es, bei der beschränkten Kraft des Menschen, so ungemein schwer ist, von einer, bis dahin für nützlich gehaltenen Verrichtung zu einer andern überzugehen, die, selbst wenn ihre höhere Nützlichkeit zugegeben wird, immer den Nachtheil mit sich führt, daß sie nicht eingelernt ist. Metaphysiker und Schuhflicker sperren sich also gleich sehr, wenn sie sich zu einer Abänderung ihrer Methode entschließen sollen. „Lassen wir es doch bei dem Alten!" ist der ganz gewöhnliche Ausruf Derer, denen alle Fortschritte zuwider sind, weil sie nicht zu berechnen verstehen, wie sie bei diesen Fortschritten fahren werden; und die sittliche Welt, d. h. die Gesellschaft, würde, wie die Thierwelt, ewig denselben Entwickelungsgrad behaupten, wenn es in ihr nicht

Einzelne gäbe, die, „weil sie nicht haben, wohin sie ihr Haupt legen können," Tag und Nacht geschäftigt sind, Neues zu ersinnen, wodurch sie ihre Mitbürger mit sich fortzureißen hoffen. Wesentlich ist es diese verachtete Klasse, welche die Gesellschaft auf ihrer Entwickelungsbahn weiter führt, indeß ihr Incentiv in der Regel kein anderes ist, als aus der Dunkelheit, worin sie bisher gelebt hat, hervorzutreten, und dieselben Vortheile zu gewinnen, die sich an das Eingelernte knüpfen. Auf diese Weise wird die schöpferische Kraft des Menschen zur Grundlage des Mechanismus, durch welchen die Gesellschaft fortdauert....

Genug zur Einleitung einer Abhandlung über Einfuhr- und Ausfuhr-Verbote!

Welcher Wahn dem Begriffe des sogenannten Handelsgleichgewichts zum Grunde liegt, ist in einem Artikel des letzten Heftes dieser Zeitschrift entwickelt worden. Jetzt wenden wir uns gegen einen anderen Wahn, dessen Bekämpfung vielleicht noch größere Schwierigkeiten in sich schließt. Dies ist der Wahn von dem Vorzuge, den die Ausfuhr verarbeiteter Produkte vor der der rohen Produkte oder der ersten Stoffe haben soll. Es giebt nämlich eine nicht geringe Anzahl von Köpfen, welche mit großer Bereitwilligkeit zugeben, daß Gold und Silber nicht die einzigen Reichthümer sind, und daß folglich ein Volk von der Einfuhr anderer Waaren eben so gut Vortheil ziehen kann, als von der Einfuhr edler Metalle; allein eben diese Köpfe dringen darauf, daß man die Einfuhr auf die rohen Stoffe beschränken und lieber verarbeitete Stoffe, als rohe, ausführen solle. Erschüttert ist diese Lehre freilich durch das Beispiel einzelner Gesellschaften, welche darüber ande-

ren Sinnes sind: das Königreich Preußen hat bekanntlich zuerst den Grundsatz aufgestellt, daß rohe und verarbeitete Stoffe in Hinsicht des Handels-Vortheils keinen Unterschied machen, und dem großen Beispiele, das es in dieser Beziehung gegeben hat, ist zunächst England, wenn gleich mit vielen Beschränkungen, und neuerdings Schweden gefolgt. Allein die Lehre selbst hat noch immer nicht den Grad von Evidenz gewonnen, welcher nothwendig ist, um ihr die allgemeine Zustimmung zuzuwenden, die vorangehen muß, wenn jemals Gegenseitigkeit der vorherrschende Charakter des Handels werden soll; und dies bestimmt uns, diesem Gegenstande einen besonderen Artikel zu widmen....

Unter verarbeiteten oder Manufaktur-Artikeln begreift man diejenigen Produkte der Arbeit, welche ihren vornehmsten Werth durch die darauf verwendete Handarbeit erhalten haben und dadurch so weit gebracht sind, daß sie dem Verzehrer (Konsumenten) überliefert werden können, ohne daß er nöthig hat, viel neue Gestaltung hinzu zu fügen. Solcher Art sind die Stoffe, in welchen man der rohen Materie, es sei durch das Gewebe oder die Färbung, alle die Gestaltung gegeben hat, die sie erhalten konnten, ehe sie in die Hände des Schneiders oder der Putzmacherin geriethen, als welche ihnen nothwendig die Gestaltung geben, die der Geschmack oder das Bedürfniß des Konsumenten beliebt. Unter rohen Produkten begreifen wir nicht diejenigen, die gar keine Gestaltung haben — denn solche giebt es nicht — wohl aber solche, welche nur die ihrer ersten Anwendung nöthige Gestaltungen erhalten haben. So verhält es sich mit den Wollen, aus welchen man

Tücher webt; so mit den Metallen, die man in Handwerken und Künsten gebraucht; so mit den Farbewaaren und mit allem, was in den Manufakturen als erste Materie dient. Diese Produkte werden rohe oder erste Materien genannt, weil sie einer neuen Bearbeitung bedürfen, um eines Verzehrs oder Verbrauchs fähig zu werden.

Da nun ihre Anwendung in den Handwerken und Künsten ihren Werth verdoppelt oder verdreifacht, so ist man sehr geneigt zu glauben, daß es unvortheilhaft sei, sie an den Ausländer zu überlassen, ehe und bevor sie alle die Gestalten erhalten haben, deren sie fähig, oder bis sie zu ihrem höchsten Werthe gelangt sind. Herr Chaptal in seinem berühmten Werke, „Französische Betriebsamkeit" betitelt, sagt: „Nicht auf bie Quota des verglichenen Werths der Austauschungen, wohl aber auf die Natur der ausgetauschten Gegenstände, muß man die Handels-Stipulationen mit anderen Völkern gründen." Und dabei stützt er seine Meinung auf folgenden Kalkul: „Liefert eine mit dem Ackerbau beschäftigte Nation einer manufakturirenden Nation Wolle bis zum Betrag einer Million, so wird diese die ackerbautreibende Nation mit einem Viertel dieser zu Tüchern verarbeiteten Wolle bezahlen. . . ."

Die, welche dieser Meinung sind, vergessen, daß die Gewinne oder die Verluste, welche eine Nation, gleich einem Privatmanne, macht, nie nach Maßgabe des Gewichts oder des Volumens der gegebenen oder empfangenen Dinge erfolgen, wohl aber nach Maßgabe ihres Werths. Wäre dem nicht so, so würde eine Nation, welche vier Zentner Eisen für eine Unze Goldes hingäbe, sich zu Grunde rich-

ten; denn sie würde, dem Gewichte nach, 6400 Mal mehr geben, als sie empfänge. Wenn eine ackerbauende Nation einer manufakturirenden für eine Million Wolle in Säcken verkauft, so giebt ihr die manufakturirende, wenn auch in einer Materie, welche nur das Viertel dieser Wolle wiegt, für eine Million Produkt, für eine Million Werthe.

Man sagt, es werde in dem Stofftheile, der den Werth dieser Summe ausmacht, weit mehr Arbeitslohn bezahlt, und folglich mehr Gewinn gemacht, als in der ersten Materie, welche mit ihr gleichen Werth hat.... Es ist zwar möglich, daß in der Partie Tücher von einer Million mehr Handarbeit steckt, als in einer Partie roher Wolle von demselben Werthe; deshalb aber wird von der Nation nicht größerer Gewinn gezogen. Der vollständige Werth eines Produkts theilt sich unter die Einzelnen, die es hervorgebracht haben. Eine Million giebt ein Theil Wolle nur deshalb, weil seine Hervorbringung diese Summe gekostet hat; denn, wenn man ihn zu 900,000 (Franken oder Thalern) hervorbringen könnte, so würde es nicht an Unternehmern fehlen, die ihn dafür herstellten. Der Werth zeigt die Produktions-Kosten eines rohen oder verarbeiten Produkts an; und die Produktions-Kosten gehen hervor aus bezahltem Arbeitslohn. Liefern wir also dem Ausländer für eine Million Wolle, so muß er diese Summe bezahlen, theils an diejenigen, welche ihre Ländereien und ihre Kapitalien, theils an diejenigen, welche ihre Arme und ihren Verstand hergegeben haben, um die Hervorbringung zu bewirken. Es verhält sich also damit genau eben so, als wenn wir dem Ausländer für eine Million Tuch verkaufen. In beiden Fällen bezahlt er uns die produktiven

Dienste, welche theils unsere Ländereien und Kapitalien, theils unsere Arme und unser Verstand geleistet haben. Zwar sind es in beiden Fällen nicht genau dieselben produktiven Dienste; allein es sind unsere produktiven Dienste, und wir verkaufen sie um denselben Werth. Folglich gewinnen wir im Ganzen gleich viel.

Freilich sind es in diesen beiden Fällen nicht dieselben Personen, welche die Gewinne einsäckeln; immer aber sind es Mitbürger, und die Nation in Masse hat in dem einen Fall eben so viel gewonnen, als in dem andern. Später werden wir untersuchen, was daraus entspringt, daß sich die Gewinne mehr in der einen, als in der andern Klasse vertheilen; jetzt dagegen untersuchen wir bloß, welcher Handel für die Nation in Masse der vortheilhafteste ist. Nun aber kommt es gar nicht darauf an, daß sie die eine Waare vorzugsweise vor der andern verkauft; wohl aber kommt es darauf an, daß sie ihre einträglichen Geschäfte vermehrt, und von ihren produktiven Diensten, welcher Art diese auch seyn mögen, so viel als möglich verkauft; denn diese sind es, welche ihr Gewinn verschaffen. Begünstigt nun wohl irgend eine Ordnung der Dinge die Entwickelungen der Betriebsamkeit und der Gewinn bringenden Geschäfte noch mehr, als diejenige, welche Jedem gestattet, zu kaufen und zu verkaufen was er will, ohne ihn durch irgend ein Verbot, der Gegenstand desselben sei welcher er wolle, zu zügeln? Für den Vortheil der Nation ist die Form der Produkte von keiner Wichtigkeit, wohl aber der Werth derselben; denn dieser Werth ist das, wobei sie gewinnt oder verliert. Zwingt man die Leute, das zu verkaufen, was sie lieber nicht verkaufen

möchten, und das zu kaufen, was ihnen zu kaufen unvortheilhaft ist: so werden sie ganz unfehlbar weniger und mit geringerem Gewinne verkaufen und kaufen.

Mit den Kaufleuten und Manufakturisten über die Ein- und Ausfuhren, welche den meisten Gewinn bringen, zu Rathe zu gehen, ist eine höchst armselige Auskunft; denn die Zahl Derer, welche man darüber befragen kann, ist sehr begränzt in Beziehung auf die Unendlichkeit der Betriebsamkeits-Unternehmungen, deren Ergebniß jedes Produkt ist. Auf diesem Wege erhält man immer nur unvollkommene und von dem persönlichen Eigennutz verunstaltete Entscheide, indem jeder dabei betheiligt ist, die Hindernisse in die Bahn seines Nächsten zu werfen, um auf der seinigen davon befreit zu bleiben. Der Musselin-Fabrikant wird sein Gutachten immer dahin abgeben, daß es wohlgethan sei, gesponnene Baumwolle aus dem Auslande einzuführen; der Baumwoll-Spinner dagegen wird immer auf Einfuhrverbot, diesen Artikel betreffend, antragen. Da man inzwischen Zölle haben muß, wär' es auch nur, um den Staatsausgaben zu Hülfe zu kommen, und da eine unzeitige Freiheit auch ihre Nachtheile zu Wege bringen könnte, und man den Zusammensturz von Gewerken abwenden muß, die sich im Vertrauen auf eine unvollkommene Gesetzgebung gebildet haben: so muß man die Meinung der Betriebsamen nicht unbeachtet lassen, nicht etwa um ihren Rath zu befolgen, sondern um die Mängel jedes Heilmittels zu kennen, und von allen dasjenige zu gebrauchen, das die Privatinteressen am wenigsten verletzt.

Betrachten wir diesen Gegenstand aus einem höheren Gesichtspunkt, so bemerken wir, daß es mitten unter die-

sen Privat-Interessen, welche sehr wohl einander entgegen seyn können, für die Menschen ein allgemeines Interesse giebt, welches darin besteht, daß sie frei mit einander verkehren wollen; wobei wir denn nicht aus der Acht lassen dürfen, daß alles, was diese unschädlichen Bewegungen hemmt, ein Uebel für das menschliche Geschlecht ist. Jedes Hinderniß, jede Schwierigkeit sogar, welche nützlichen Bewegungen entgegen gestellt wird — nützlich aber sind diese Bewegungen schon dadurch, daß sie freiwillige sind — muß, so viel als immer möglich, vermieden werden. Hierüber ist man längst einverstanden für alles, was sich auf die Mittheilungen im Innern der Staaten bezieht; denn niemand läßt sich jetzt noch einfallen, zu glauben, daß eine zwischen zwei benachbarten Provinzen angelegte Zoll-Linie für die eine dieser Provinzen schädlich, für die andere hingegen günstig und vortheilhaft seyn könne. Verhält es sich denn aber anders mit den Schlagbäumen, welche Völker von Völkern sondern sollen? Je weniger dieser Schlagbäume sind, desto besser befinden sich die Nationen. Einige derselben hat freilich die Natur selbst angelegt; allein, so oft es dem Genie des Menschen gelingt, sie entweder über den Haufen zu werfen, oder sie wenigstens ersteiglich zu machen, befindet man sich auf beiden Seiten besser. Zivilisation und Wohlhabenheit haben in demselben Maße zugenommen, worin man sich Straßen durch Gebirge gebahnt und die Meere zu einem Kommunikations-Mittel gemacht hat.

Was hat die Stadt Odessa am schwarzen Meere geschaffen? Die Freiheit des Handels. Seitdem diese Freiheit beschränkt worden ist, vernehmen wir aus einem neuen

Bericht, daß die Fortschritte dieser anziehenden Stadt plötzlich gehemmt sind. *)

Ein anderer Reisebeschreiber unterhält uns von den Fortschritten, welche die Freiwerdung der spanischen Kolonien Amerika's begleitet haben. **) Hätte sich nicht unglücklicher Weise bürgerliche Zwietrachten in die belebende Thätigkeit der Freiheit gemischt: so würden sich in diesen Erdgegenden die Wunder des nördlichen Amerika erneuert haben, wiewol zu erwarten steht, daß jene vorübergehen werden, während die heilsamen Wirkungen dieser nicht für immer ausbleiben könnnen....

---

*) Siehe Gamba's Reise durch das mittägliche Rußland, wo der Bericht Seite 17 ersten Bandes also lautet:

„Odessa, zu einem Freihafen gemacht, sah seine Beziehungen mit Europa tagtäglich zunehmen, und alles verkündigte, daß diese Stadt in einer kurzen Zeit einer von den reichsten Märkten Rußlands werden würde. Allein einige Mißbräuche haben zu St. Petersburg Unruhe gemacht, und Odessa's Freiheit, anfänglich aufgeschoben und dann beschränkt, hat damit geendigt, daß diese Stadt zu einem Stapelort gemacht worden ist, der sich vielen Formalitäten unterwerfen muß. Diese Verwandlung hat Odessa's Aufschwung plötzlich gehemmt: sie hat dem Ausländer eine Art von Mißtrauen eingeflößt, und verschwunden ist die Attraktions-Bewegung, welche den Provinzen des mittäglichen Rußlands eine thätige und betriebsame Bevölkerung, so wie auch zahlreiche Kapitalien, zuführte."

**) Der Kapitain Hall sagt in seiner „Reise nach Chili, Peru und Mexiko im Jahre 1822":

„Dieser Hafen (San Blas, ein mexikanischer Hafen nach dem stillen Meere hin) war seit so kurzer Zeit eröffnet, nämlich für den freien Handel, daß wir auf nichts weniger rechneten, als so viel Schiffe in demselben zu finden. Dies war jedoch nicht das erste Mal, wo wir uns geirrt hatten in unserem Urtheil über die Thätigkeit des Handels, so oft er nicht durch Restriktionen gehemmt oder in die Hand der Regierung gestellt ist."

Wenn man zugiebt, daß die Nation, in Masse aufgefaßt, gleichen Gewinn von einem in's Ausland gemachten Verkauf hat, mag sie dem Auslande rohe Materie oder verarbeitete Produkte verkaufen: so wird man mit Fug und Recht bemerken, daß die Gewinne, welche uns der Ausländer in beiden Fällen zahlt, sich nicht unter Produzenten der nämlichen Klasse vertheilen werden. Hat man für eine Million Wolle in Säcken ausgeführt, so wird es freilich eben so viel realisirte Gewinne geben, als wenn für eine Million schöne Tücher ausgeführt wären; allein der größte Theil dieser Million wird den Heerdenbesitzern, den Schäfern, den Schaafscheerern und den übrigen Urhebern des rohen Produkts zu Gute kommen, und die Tuchmacher und ihre Werkleute werden davon nicht einen Deut beziehen, während, wenn wir für eine Million Tücher ausführen, etwa hundert bis zweimal hundert tausend Thaler den Pächtern, den Schäfern und den Schaafscheerern, das Uebrige aber, die Transportkosten abgerechnet, den Manufakturisten und ihren Arbeitern zu Theil werden wird.*)

*) Dieser Beweis war für Adam Smith nicht zu führen; und eben so unmöglich ist er es für diejenigen, welche nicht alles, was zur Hervorbringung beiträgt, analysirt haben, und die Arbeit als den ausschließenden Produzenten der Reichthümer betrachten. Für Leute, welche sich bereden, daß die Ländereien und der einfache Gewinn von Kapitalien den Völkern keinen neuen Reichthum gewähren, sind alle die Umstände, welche der größeren Entwickelung der Arbeit Abbruch thun, ein Uebel, und zufolge desselben Systems, das bekanntlich von Ricardo herrührt, sind auch die Anstrengungen des Genies, das die Naturkräfte zu einer freien Verfügung in unsere Hände legt, ein Uebel. Das Lächerliche einer solchen Folgerung ist der schlagendste Beweis für die Unvollkommenheit der Lehren, die sich mit einer solchen Folgerung vertragen.

Diese Wirkung läßt sich nicht bestreiten. Da indeß in dem einen, wie in dem andern Falle, gleich viel Reichthümer von der Nation gewonnen werden, so stellt sich die Frage auf folgende Weise: In welcher Klasse gewährt dieselbe Summe von Reichthümern einer Nation mehr Glück oder mehr Macht? Dies ist jedoch nicht mehr eine staatswirthschaftliche Frage, wohl aber eine politische und moralische, die sich nicht mit einer so strengen Auflösung verträgt, wie eine staatswirthschaftliche. Nur sofern jede Klasse sich nach Maßgabe der Gewinne, die von ihr gemacht werden, vermehrt, und nur sofern die landbauende Klasse ein minder erbetteltes Daseyn hat, als die, welche sich mit den Manufakturen beschäftigt, würd' ich (wenn die Betriebsamkeitsfreiheit und der natürliche Gang der Dinge nicht überall vorzuziehen wären) behaupten, daß die landbauende Klasse und die Ausfuhr der rohen Produkte vorzugsweise begünstigt werden müßten, als minder abhängig von den Ereignissen, so wie von den Launen der Menschen.... Wenn das Regierungs-System der Entwickelung der Manufaktur-Unternehmungen begünstigt, so vermehren sich zwar die Manufaktur-Arbeiten; allein kein Schutz kann ihnen eine bleibende Beschäftigung sichern. Die Manufaktur-Produkte dienen hauptsächlich zur Bekleidung, zur Ausschmückung der Zimmer, zum Putz, zum Vergnügen der Menschen. Nun sind aber alle diese Verbrauchsarten minder dringend, als mehrere andere, und namentlich die der Nahrungsmittel, welche sich mit keinem Aufschub verträgt. Unter widerwärtigen Umständen, zum Beispiel in den Zeiten der Theurung, können die Verzehrer den Ankauf von Manufaktur-Produkten wo nicht ganz unterlassen,

doch wenigstens verschieben; und wirklich ist dies bei der minder begüterten Klasse der Fall, welche überall die zahlreichste ist. Zu den Stockungen in der Nachfrage, welche von den besonderen Fügungen des Himmels herrühren, muß man aber noch diejenigen hinzufügen, welche von dem Willen des Menschen abhangen. Eine veränderte Mode setzt bisweilen eine ganze Stadt außer Thätigkeit. Ein ausbrechender Krieg, ein im Auslande ausgesprochenes Verbot, können die sichersten Ausgänge verschließen und eine Unzahl von Familien ins Elend stürzen.

Ganz unabhängig von diesen zufälligen Uebeln, giebt es eins, das aufs Innigste verwachsen ist mit dem System, welches die Wohlfahrt einer Nation auf den Verkauf ihrer Manufaktur-Produkte an das Ausland gründet. Anhaltend kann eine solche Nation den Vorzug vor allen übrigen nur dadurch behaupten, daß sie wohlfeiler verkauft, als die andern, und selbst als die Produzenten des Landes, worin sie verkauft. Dies nun nöthigt sie, in ihren Fabrikationen eine knickernde Sparsamkeit einzuführen, welche hauptsächlich auf die arbeitende Klasse drückt: eine Klasse, die, in ihrer Unterordnung und bei der Konkurrenz der Arbeiter, sich die härtesten Bedingungen gefallen lassen muß. Geht doch Steward so weit, daß er der Verwaltung den Rath ertheilt: „unter den Produzenten eine solche Konkurrenz in Gang zu bringen, daß sie, in immer tieferer Herabsetzung des Preises, sich selbst auf die Erwerbung des physisch Nothwendigen beschränken.“*) Nachdem

*) Wir haben diesen Gegenstand in einem früheren Artikel zur Sprache gebracht, und glauben bewiesen zu haben, daß Konkurrenz,

sich, auf diese Weise, ganze Bevölkerungen den Genuß alles dessen, was für überflüssig gelten kann, und folglich alle geistigen Genüsse, kurz alles, was dem Menschen von dem Thiere unterscheidet, versagt haben, kann, wie wir gesehen haben, der allergewöhnlichste Zufall, eine schlechte Ernte, eine Veränderung der Mode, sie des unbedingt Nothwendigen berauben. Und so gewinnt es den Anschein, als ob nichts dadurch abgemacht sei, daß die Völker sich von einer Zeit zu andern mit den Waffen in der Hand erwürgen, sondern daß auch noch der Krieg mit Spinnrocken und Weberschiffchen hinzukommen müsse, damit die Beraubung dessen, was das Leben angenehm macht und die Menschheit hebt, vollständig werde. Nun frag' ich bloß: ob dies das Ziel sei, das man sich bei der Organisation der Gesellschaften setzen soll? Nie hat sich das Ausschließungs-System treuherziger erklärt....

Man muß jedoch nicht dabei stehen bleiben, die Vortheile zu bestreiten, welche Prohibitiv-System gewähren soll; man muß sich auch klar machen, welcher Art die Beraubungen sind, welche das System mit sich führt.

Zu diesem Endzweck nun muß man sich einen deutlichen Begriff von den Vortheilen machen, welche aus Austauschungen überhaupt entspringen....

Stellt sich zwischen zwei Völkern ein Verkehr ein, so hat er seinen allgemeinen Charakter darin, daß jedes dieser Völker Verzicht leistet auf den Verzehr der Produkte, die es dem andern zusendet, um dafür die Produkte zu

---

als Prinzip genommen, eben so verderblich wirkt, als Freiheit, wenn diese zu einem Prinzip erhoben wird.

genießen, die es als Gegengabe empfängt.... Die Wirkung ist vollkommen dieselbe, als ob man die fremden Waaren auf eigenen Feldern oder in eigenen Werkstätten hervorgebracht hätte; im Grunde verzehrt man nur das, was man hervorbringt, allein es knüpfen sich große Vortheile daran, daß dieser Verzehr auf einem Umwege zu Stande kommt, der durch den auswärtigen Handel bereitet ist. Es verhält sich damit aber, wie folgt:

Produkte, die wir nicht haben, weil das Klima sie uns versagt hat, sind für uns unmäßig theuer. Ohne den auswärtigen Handel würden Kaffee und Baumwolle für den Deutschen so theuer seyn, daß selbst die Allerbegütertsten sich den Genuß dieser Produkte versagen müßten; denn wie könnten sie sich diesen Genuß anders verschaffen, als durch Erzeugung z. B. der Kaffeebohnen in einem Treibhause? und mit wie viel Kosten würde diese Erzeugung verbunden seyn, gar nicht zu gedenken, daß das auf diesem Wege gewonnene Produkt kraft- und geschmacklos seyn würde? Wie viel nun leistet hier der auswärtige Handel! Er liefert das Pfund vortrefflichen Kaffee's zu acht Groschen, d. h. um denselben Preis, um welchen ein Taschentuch, ein Messer, oder jedes andere ähnliche Produkt, zu haben ist. Indem also der Deutsche irgend ein Produkt, das den Werth von acht Groschen hat, fertigt, und dieses nach den Antillen sendet, erhält er dafür ein Pfund Kaffee; und thut er dies nicht in eigener Person, so übernehmen Kaufleute, gegen einen, durch die Konkurrenz gemäßigten Entgelt, dies Geschäft für ihn. Was nun ist die Folge davon für Deutschland? Keine andere, als daß das sonst so theure Produkt in einem so hohen Grade

käuflich wird, daß nicht bloß wohlhabende Leute, sondern auch Leute, die ein sehr geringes Einkommen haben, Kaffee trinken können.

Aus diesem Vortheil erwächst ein zweiter. Indem nämlich das fremde Produkt zu einem mäßigen Preis hergestellt werden kann und die Zahl seiner Verzehrer zunimmt, vervielfältigt sich der Verzehr, und folglich auch die Nachfrage nach den einheimischen Produkten, mittels welcher man dasselbe kauft. Von der Einführung dieser Waare nahmen sich z. B. die Messerschmiede Deutschlands in Acht, den Markt mit dem Produkt ihrer Arbeit zu überfüllen, weil daraus nichts weiter hervorgegangen seyn würde, als ein Spottpreis, bei welchem sie nicht bestehen konnten. Jetzt hingegen, nach der Einführung und Verbreitung des Kaffee's, arbeiten sie nicht bloß für Deutschland, sondern auch für die westindischen Inseln und für alle die Länder, aus welchen Kaffee kommt. Was geschieht dadurch? Dem Leser kann es nicht entgangen seyn, daß das, was wir angeführt haben, nur des Beispiels wegen gesagt worden ist. An die Stelle der Messer können wir jede andere Waare, jedes andere Produkt setzen, das den Bedürfnissen der Plantagen-Besitzer Westindiens entspricht: der Gedanke ist noch immer derselbe; und dieser Gedanke, in seiner höchsten Allgemeinheit aufgefaßt, sagt aus, daß Hervorbringung und Verzehr die beiden großen Akte des gesellschaftlichen Lebens sind: Akte, ohne welche kein Gedeihen Statt findet und in welchen sie die Ueberlegenheit betriebsamer Nationen über solche ausdrückt, die es weniger sind. Es ist unmöglich, viel zu verzehren, ohne viel hervorzubringen, und der auswärtige Handel offenbart

fenbart seine Nützlichkeit vorzüglich dadurch, daß er die Produktion im Innern belebt, weil, wer genießen will, zuvor gearbeitet haben muß.

Der Vortheil, dessen wir so eben gedacht haben, stellt sich in jedem Verkehr mit dem Auslande dar; selbst dann, wenn ein Volk im Austausche Manufaktur-Waaren erhält, die es im Nothfall selbst hervorbringen könnte. Denn durch den Handel erhält es sie zu einem billigeren Preise, als sie zu stehen kommen würden, wenn es selbst sie hervorbrächte; und der Beweis liegt darin, daß sie ihm, trotz den Handelskosten, die den Gewinn des Kaufmanns in sich begreifen, billiger geliefert werden, als es sie direkt hätte hervorbringen können. Hervorbringen wird es sie freilich immer, doch nur indirekt, d. h. durch die Gegenstände, die es, um sie zu erhalten, dafür in Tausch giebt: ein Verfahren, das zugleich wirthschaftlicher, für den Verzehrer vortheilhafter und für den Produzenten ermunternder ist.

Man wird vielleicht bemerken, daß so und so viel Thaler, welche der Verzehrer mehr bezahlt, nicht weggeworfen seien, weil dieser höhere Preis von dem einheimischen Produzenten gewonnen werde. Doch mit diesem Raisonnement dürfte es sich zuletzt nicht besser verhalten, als mit demjenigen, wodurch man beweisen möchte, daß die Wind- und Wassermühlen zerstört werden müssen, damit desto mehr Leute bei den Handmühlen beschäftigt werden können. Wer würde einen solchen Vorschlag nicht lächerlich finden? Warum aber findet man ihn denn lächerlich? Im Grunde nur, weil alle Fortschritte der Betriebsamkeit ihren Charakter darin haben müssen, daß man einer Nation

dieselben Genüsse mit einem geringern Aufwand von Produktionskraft zuwendet, und weil die Ersparung der Handarbeit nicht die Zahl der Arbeiter vermindert, sondern diese nur zu einer andern Hervorbringung nöthigt, aus welcher mehr Genüsse hervorgehen. Wenn also ein neuer Schriftsteller sagt: „Ist von Arbeit die Rede, welche von Gliedern derselben Nation verrichtet wird, von Arbeit, durch welche nützliche Menschen ihren Unterhalt gewinnen, so kümmert euch nicht um das, was sie kostet; ihr werdet dadurch immer reicher seyn, weil eure Landsleute sich ein Einkommen verschafft haben:“ — so ist dabei nichts weiter aus der Acht gelassen, als daß das Einkommen sich eben so sehr durch das, was man weniger ausgiebt, wie durch das, was man mehr gewinnt, vermehrt, und daß ein Gewinn, den ein Theil der Nation an einem andern Theil der Nation macht, während der letztere ihn nicht zu gestatten braucht, nicht ein Gewinn für die Nation ist.

Ist die Rede von Preis, so muß man nicht vergessen, daß gleicher Preis nur bei gleichen Eigenschaften möglich ist. Es läßt sich sonst keine Vergleichung anstellen. Zwei Tücher von verschiedenen Eigenschaften sind nicht zwei gleiche Produkte. Das eine kann für 8 Thaler die Elle wohlfeil, das andere für 4 Thaler die Elle theuer seyn. Allein von zwei vollkommen gleichen Stoffen, d. h. von zwei Stoffen, die weder in der Wahl der ersten Materie, noch hinsichtlich der guten Fabrikation, der Breite, des Glanzes und der Dauerhaftigkeit der Farben, kurz in keinem Punkte von einander verschieden sind, wird derjenige, welcher mit Inbegriff aller Hervorbringungs-Kosten auf 8 Thaler zu stehen kommt, minder theuer seyn, als der,

welcher auf 9 Thaler zu stehen kommt; und eben deswegen wird es vortheilhafter seyn, ihn zu 8 Thalern im Auslande zu kaufen, als ihn im Inlande zu 9 Thalern hervorzubringen. Denn — um dies noch einmal zu wiederholen — selbst wenn wir dem Ausländer diese 8 Thaler in edlen Metallen entrichten, so können wir uns diese nicht anders verschafft haben, oder sie uns nicht anders ersetzen, als durch unsere eigene Produktionen. Der Handel mit dem Auslande ist nur ein abweichendes Verfahren in der heimischen Produktion, und zwar ein mit Ersparung verbundenes Verfahren; denn sonst würde der persönliche Eigennutz es nicht anwenden.

Wenn ich mich der Ausdrücke bediene: mit größeren Kosten im Inlande hervorbringen und wohlfeiler im Auslande kaufen, so muß man nur nicht denken, daß dies vage und willkürliche Redensarten sind: Redensarten, wodurch jede Beweisführung unterstützt werden kann. Nichts ist bestimmender, als diese Ausdrücke; und am besten fühlt man dies, wenn man sich ein Produkt denkt, dessen Hervorbringung, wenn sie im Lande erfolgen müßte, eine fünftägige Arbeit erfordern würde, und das man, wenn es im Auslande gekauft wird, an Ort und Stelle dadurch in sein Eigenthum verwandeln kann, daß man es mit einem Produkt bezahlt, welches einer viertägigen Arbeit gleich kommt. Klar ist, daß man das eine und das andere dieser Produkte mit Arbeitstagen bezahlt, oder auch mit Tagen, die man seinen Arbeitern vergütet hat; allein im ersten Falle bezahlt man dies Produkt um ein Fünftel theurer, als in dem zweiten. Hierbei ist jedoch wohl zu bemerken, daß ich nicht die Tages-

arbeit von zwei verschiedenen Ländern vergleiche (eine Vergleichung, die sich nicht zu Stande bringen läßt); wohl aber Tagesarbeiten desselben Landes, derselben Zeit und desselben Preises *).

Dies alles beruht auf einem Fundamental-Gedanken, den man nie aus den Augen verlieren sollte, nämlich auf dem, „daß, selbst wenn wir ausländische Produkte verbrauchen, wir immer nur die Produkte unseres eigenen Landes verzehren, indem es uns durchaus unmöglich ist, irgend etwas, es sei im In- oder im Auslande, anders zu erwerben, als mit den Produkten unsers Landes.

Bei diesem Stande der Dinge ist jedes Verbot fremder Waare, wodurch wir gezwungen werden, diese Waare durch eine einheimische Produktion zu ersetzen, welche theurer zu stehen kommt, einem Reglement gleich zu achten, das uns nöthigt, uns zur Hervorbringung eines Produkts, statt des leichteren Verfahrens, eines kostspieligeren zu bedienen. In sehr vielen Fällen liegt das vollkommenste Verfahren im freien Verkehr; denn dieser setzt uns in den Stand, unsern Kaffee in Stoffen aller Art zu haben, die, nachdem sie von uns verarbeitet sind, in die Kaffeeländer gehen. Das kostspieligste Verfahren dagegen ist dasjenige, wodurch der Kaffee unmittelbar gewonnen werden soll, indem man ihn in Treibhäusern zu erzeugen versucht, die ihn weder in irgend einer Fülle, noch in der erforderlichen

*) Hierin liegt der Beweis von der Unzulänglichkeit derjenigen staatswirthschaftlichen Systeme, welche die Produktion abschätzen — nicht nach dem Tauschwerth der Produkte, sondern nach dem realen Werth derselben.

Güte geben können.*) Uebrigens kann man die Freiheit des Handels weder begreifen, noch gestatten, wenn man sich keine Vorstellung davon machen kann, wie viel ein Volk dadurch gewinnt, daß es sich die zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nöthigen Produkte, um den niedrigsten Preis verschafft; eine angemessene Vorstellung von den Vortheilen, welche der niedrige Preis gewährt, ist nur möglich durch eine gute Theorie der Produktion.

Wenn der Gesetzgeber, anstatt des unbedingten Verbots, eine eingeführte Waare mit einem Eingangszoll belastet, so muß man zwei Fälle unterscheiden, von welchen der eine dann eintritt, wenn der Zoll so stark ist, daß er die Einfuhr gänzlich verhindert, der andere aber dadurch zum Vorschein kommt, daß eine gewisse Anzahl von Konsumenten (oder vielmehr von Handelsleuten, welche für die Konsumenten thätig sind) es für angemessen halten, einen Theil dieser Waare einzuführen, indem sie den Zoll entrichten.

In dem ersten dieser Fälle ist die Besteuerung (der aufgelegte Zoll) ein versteckte s unbedingtes Verbot. Die brittische Regierung legt einen Zoll von 50 Prozent auf alle Produkte der Korbflechterei. Führte man also, von

---

*) Hierdurch soll jedoch den Fortschritten, welche die Betriebsamkeit machen kann, auf keine Weise der Krieg angekündigt seyn. Kann man es dahin bringen, aus Runkelrüben einen Zucker zu bereiten, der dem westindischen oder ostindischen Produkt weder in Güte noch in Wohlfeilheit nachsteht: so ist dadurch wenigstens so viel gewonnen, daß man unabhängig von dem Monopol jener Länder geworden ist, gar nicht in Anschlag gebracht die Vortheile, welche sonst daraus, z. B. für Mastung entspringen können.

Frankreich her, Körbe nach England ein, so würde man sich genöthigt sehen, einen französischen Korb, den man sich, ohne diesen Zoll, mit Inbegriff der Spesen für 20 Sous verschaffen könnte, in England mit 30 Sous zu bezahlen. Könnten die englischen Produzenten einen gleichen Korb (oder wenigstens einen Korb von gleicher Nützlichkeit) für den Preis von 29 Sous oder weniger herstellen: so ist klar, daß man keinen einzigen aus Frankreich kommen lassen würde; da sie aber auf 30 Sous zu stehen kommen, so können sie die Konkurrenz der englischen Körbe von 29 Sous nicht aushalten. Sie sind also der That nach verboten, und es entspringen daraus alle Nachtheile unbedingter Verbote, d. h. der Fiskus gewinnt nichts bei dem hohen Betrage dieses Zolles, und die Verbraucher von Körben bezahlen 29 Sous für ein Produkt, das sie für 20 Sous haben könnten. Höben sich die Produktions-Kosten eines jeden Korbes in England auf 31 Sous, so würde man diese Waaren lieber aus Frankreich beziehen, als sie selbst herstellen, und die brittischen Verbraucher würden sie alsdann mit einem Theile der produktiven Dienste bezahlen, welcher sich 30 Sous gleichsetzt, während man in England dieselben Körbe für ein Drittel weniger an Produktions-Kosten gekauft haben würde.

Die Nothwendigkeit nun, worein man den Verbraucher bringt, sie um diesen Preis zu bezahlen, stellt sich für ihn immer nur als eine Verminderung seines Einkommens dar: denn unser Aller Einkommen, was auch die Quelle desselben seyn möge, ist um so viel größer, als es uns in den Stand setzt, mehr Gegenstände des Ver-

zehrs zu bezahlen; und was wir für einen einzelnen Gegenstand zu viel geben, vermindert die Summe, welche wir auf den Ankauf eines andern verwenden können. Die Unwissenheit, worin man sich bisjetzt hinsichtlich dieses unbestreitbaren Prinzips befunden hat, bringt nichts so sicher mit sich, als daß wir in unserer Eigenschaft als Verzehrer gewöhnlich aufgeopfert werden, d. h in derjenigen Eigenschaft, die uns nie verläßt, nicht einmal des Nachts, wo wir, während des Schlafs, unser Bettzeug verbrauchen, neben demselben aber so vieles Andere, was zu unserer Nothdurft gehört, wie Möbel, Vorhänge u. s. w., die sich unabtreiblich abnutzen. Unsere Einkünfte, wie hoch sie sich auch belaufen mögen, sind in einem anhaltenden Kampfe mit unsern Bedürfnissen, und werden verringert durch jeden Silbergroschen, den wir zuviel bezahlen. Man berechne einmal, wenn es möglich ist, wie viel man eine große Nation dadurch bezahlen läßt, daß man ihr die Genüsse vertheuert: das ist eine unendlich größere Summe, als welche Mauthbeamte in Eingangszöllen erheben. Ein Zoll, der einem Verbot gleich kommt, kostet bisweilen sehr beträchtliche Summen und bringt der Regierung und ihren Werkzeugen auch nicht einen Deut *).

Der Reichthum eines Einzelnen, einer Nation, ist nicht, wie man bisher wohl behauptet hat, groß oder klein, in Vergleich mit dem Reichthum eines andern Einzelnen und einer anderen Nation; er ist beides vielmehr

*) Man kann demnach dem Herzog von K... die Versicherung geben, daß er durch den hohen Zoll, den er auf die Einführung preußischer Hüte gelegt hat, weder den Vortheil der Staatskasse noch den seiner Unterthanen berücksichtigt hat.

immer nur in Vergleich mit dem Preise der Gegenstände des Verbrauchs. Indem der hohe Preis der Produkte zahlreichen Klassen von Konsumenten nicht erlaubt, ihren Anspruch über diese Produkte zu erstrecken, wird er eine von den Hauptursachen, welche bewirken, daß der Bauernstand in Europa in der Zivilisation so weit hinter andern Ständen zurückbleibt; denn die schlechte Beschaffenheit der Produkte, ihre Unvollkommenheit, ihre Grobheit u. s. w. stehet auf gleicher Linie mit ihrem hohen Preise, d. h. ein Produkt ist eben so theuer dadurch, daß es viel Geld kostet, als dadurch, daß es schlechter Beschaffenheit ist. Je bessere Fortschritte die Staatswirthschaftslehre macht, desto mehr wird die hier nur angedeutete Betrachtung an Wichtigkeit gewinnen.

Wenn man der Wohlfeilheit das Wort redet, so vertheidigt man nicht bloß die Sache der Konsumenten, sondern auch die der Produzenten. Nichts begünstigt die Nachfrage nach Produkten, und den leichten und sichern Absatz derselben noch mehr, als ihr niedriger Preis. Ist England weise genug, bei dem Plane zu beharren, nach welchem es allmählig die Schlagbäume umstürzen will, welche bisher die Einfuhr einer nicht geringen Anzahl solcher Produkte verhinderte, die das Ausland ihm zu billigen Preisen liefern konnte — begnügt sich dies Reich mit einem leichten Zoll in Beziehung auf diese Produkte: so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß es nicht bloß seine Manufakturen begünstigen, sondern auch das Produkt seiner Zölle erhöhen werde. Der minder schwierige Absatz der Produkte wird die Erwerbung derselben erleichtern; das Zollamt wird eine gemäßigte Abgabe von Dingen erheben,

die, weil sie verboten sind, gar nichts bringen; und der Ausländer wird seine Rückfracht mit brittischen Waaren bestreiten, die sich jetzt mit Mühe verkaufen. Vor etwa 60 Jahren machte Adam Smith seine Landsleute aufmerksam auf die Folgen und den hohen Preis ihres Ausschließungs-Systems: allein die Menschen wollen leiden, ehe sie sich zur Besserung entschließen; und so ist es geschehen, daß der Londoner Kaufmannsstand erst in unsern Tagen auf einen freieren Verkehr mit dem Auslande angetragen hat, und daß selbst Birminghams Manufakturisten einen Ausschuß ernannt haben, der untersuchen soll, „ob es nicht vortheilhaft sei, nicht alles Manufaktur-Produkt des Auslandes zu verbieten." Das brittische Unterhaus, von aufgeklärten Männern hingeleitet auf den Schaden, den sein allzu weit getriebenes Prohibitiv-System dem brittischen Handel und Kunstfleiß zugefügt hat, scheint die Nachtheile dieses Systems endlich erkannt zu haben; und wenn nicht alles täuscht, so wird die alte Thorheit, wo nicht gänzlich aufgegeben, doch wesentlich vemindert werden, wobei nichts merkwürdiger ist, als daß, während man ihr auf verschiedenen Punkten den glücklichen Erfolg der englischen Betriebsamkeit zuschreibt, die Engländer selbst sich davon loszuwinden suchen, wie von einem starken Hindernisse derselben.

Der Leser wird nicht unbemerkt lassen, daß wir hier von Eingangszöllen nicht als von Steuern, sondern nur als von Mitteln zur Beschützung der Betriebsamkeit geredet haben. Als Steuern sind Eingangszölle, vorausgesetzt, daß sie sich in den nöthigen Schranken halten, nicht schlechter, als andere, direkte oder indirekte Steuern; allein

als Mittel zur Beschützung der Betriebsamkeit, können sie die eine Betriebsamkeit nur auf Kosten der andern beschützen, so wie auf Kosten des Einkommens der Konsumenten. Sollten sie dereinst ganz aufgegeben werden: so wird die Verwaltung sich ungemein erleichtert fühlen. Bei einem allzu hoch gespannten Grenzzoll-System ist nämlich die Regierung unablässig den Beschwerden bald der einen, bald der anderen Produzenten-Klasse ausgesetzt. Setzt man die Eingangs-Zölle nicht herab, so beklagen sich die Wein-Produzenten, daß man ihren Ausfuhren schadet; setzt man sie zu tief herab, so drohen die Eisen-Produzenten ihre Hohenöfen eingehen zu lassen. Läßt man auswärtigen Zucker ein, so beklagen sich die Bewohner der Kolonien, daß man sie zu Grunde richtet; und legt man einen allzu starken Zoll auf den fremden Zucker — einen Zoll, der als Verbot wirkt: so beklagt sich der Konsument darüber, daß man ihn seinen Zucker um 25 Prozent theurer bezahlen läßt, als er etwa in der Schweiz bezahlt wird; der Fiskus aber klagt darüber, daß der allzu theure Zucker, indem er den Verzehr vermindert, der Zolleinnahme schadet. Beschützt und begünstigt man keine besondere Klasse der Nation, so werden alle Klassen diejenigen Betriebsamkeitsarten auszumitteln wissen, die in einem gegebenen Lande die einträglichsten sind; und wie gut oder wie schlecht sie sich auch dabei befinden mögen, so werden sie sich immer nur an der Natur der Dinge halten können, ohne sich jemals über die Verwaltung zu beklagen. Beföhle die Verwaltung, daß von gewissen Künstlern, die in Holz arbeiten, die einen nur in Birken-, die andere nur in Eichenholz arbeiten sollten: so würde der Beschwerden

und Klagen kein Ende seyn. Da sie dies weis, so läßt sie jeden arbeiten, in welchem Holz er will; und die Folge davon ist, daß Niemand sich beklagt.

Ist auf diese Weise ausgemittelt worden, daß Grenzzölle nur in sofern zulässig sind, als die den Charakter der Handelssteuer, nicht den der Schutzsteuer haben: so ist dadurch ein großes Resultat gewonnen; nämlich die Nothwendigkeit der Handels-Gleichheit und Freiheit, sofern von einer tüchtigen Grundlage für Fortschritte in der Zivilisation die Rede ist. Die Entstehung des Begriffs von Schutzsteuer läßt sich, streng genommen, nur daraus erklären, daß die, welche diesen Begriff zuerst in Gang gebracht haben, über die Natur des Handels, so wie über die der Gesellschaft, sehr unvollkommen belehrt waren, und für die Handelssteuer keinen andern Rechtfertigungsgrund aufzufinden wußten, als den, daß sie diese Steuer eine Schutzsteuer nannten. Allein es steht nicht so schlecht um die Berechtigungen einer Regierung, daß sie, für die Erreichung ihrer Bestimmung genöthigt wäre, ihre Zuflucht zu Täuschungen zu nehmen. Eine Regierung besteuert den Handel, wie jeden anderen Zweig der gesellschaftlichen Arbeit, weil sie, als Ordnungs-Produzent, genöthigt ist, die materielle Betriebsamkeit, zu welcher auch der Handel gehört, zu ihrem Vortheil zu benutzen. Die Aufgabe ist für sie keine andere, als die Besteuerung des Handels so einzurichten, daß der Handel selbst dadurch, wo nicht aufgemuntert, doch wenigstens nicht gelähmt und abgeschreckt wird; und wie konnte dies mit noch besserem Erfolge geschehen, als wenn alle Einfuhr- und Ausfuhr-Verbote ge-

wissenhaft vermieden werden, und die Handelssteuer nie in eine Schutzsteuer verwandelt wird?

Unstreitig ist ein Zeitraum von längerer Dauer erforderlich, um alle die Mißgriffe auszugleichen, welche in einer früheren Periode, vermöge einer fehlerhaften Anschauung der gesellschaftlichen Erscheinungen gemacht worden sind; doch je mehr sich die Staatswirthschaftslehre zu einer positiven Wissenschaft erhebt, desto mehr wird sie die Grundlage aller Gesetzgebung und eben dadurch die Quelle des gesellschaftlichen Wohlseyns werden. Eine verbesserte Handels-Theorie würde zuletzt nichts weiter seyn, als eine berichtigte Theorie der gesellschaftlichen Erscheinungen; denn (wie wir bei einer andern Gelegenheit bewiesen zu haben glauben*) Gesellschaft ist Handel, und Handel Gesellschaft.

Wie man sich auch die gesellschaftlichen Erscheinungen der Vergangenheit auflösen möge: immer gelangt man zu dem Resultat, daß Krieg und Handel die beiden Pole sind, um welche sich alles Gesellschaftliche gedreht hat. Hierbei aber ist nichts merkwürdiger, als das natürliche Verhältniß, worin Krieg und Handel zu einander stehen. Im Wesentlichen ist die Tendenz des Krieges keine andere gewesen, als die Hindernisse fortzuschaffen, die sich dem freien Verkehr der Völker entgegen stellten; und wenn aus dem Kriege auch nichts weiter hervorging, als eine bloße Vergrößerung einzelner Staaten, so war schon dadurch etwas für den freiern Verkehr gewonnen. Bei einem geringen Grade richtiger Einsicht in die Natur der Gesellschaft mußte es bei diesen Vergrößerungen sein Bewenden

---

*) S. die Abhandl. über Zentralmärkte im 1. Hft. d. Monatsschr.

haben; und mit voller Wahrheit darf man sagen, daß auf diesem Wege alle die Reiche entstanden sind, die durch ihren Territorial-Umfang und durch die Größe ihrer Bevölkerung gebieten. Allein die menschliche Natur bringt noch etwas mehr mit sich, als Bürger irgend eines großen oder kleinen Staats zu seyn; der Mensch will dem ganzen menschlichen Geschlechte angehören. Für die Erreichung dieses Zwecks nun ist der Handel das einzige wirksame Mittel. Während demnach der Krieg nur für den Handel arbeitet, ohne sich um die wahre Bestimmung des letzteren zu bekümmern, arbeitet der Handel gegen den Krieg. Was dieser nur durch Gewaltmittel erreichen kann, dasselbe sucht jener durch die sanften Ueberredungen zu erreichen, welche in der Anerkennung des gegenseitigen Vortheils enthalten sind. Dabei unterliegt es keinem Zweifel, daß seine Bestrebungen mit desto größerem Erfolg verbunden seyn werden, je klarer das Bewußtseyn ist, womit er zu Werke geht, d. h. je vollständiger die Anschauung ist, die er von seinem Zweck und seinen Mitteln hat.

Ist nun das, was wir in diesem Artikel vorgetragen haben, nicht aus der Luft gegriffen — ist, um alles mit einem Worte zu sagen, die Theorie des Handels vollständiger entwickelt, als sie es in jeder früheren Periode gewesen ist: so können wir auch nicht zweifelhaft darüber seyn, welche Bestrebung in der Zukunft vorherrschen werde, ob die des Krieges, oder die des Handels? Diese Frage ist schon dadurch entschieden, daß alle die Kriege wegfallen werden, welche im Laufe des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts geführt worden sind, um entweder Handelsvortheile (wie eingebildet diese auch seyn mochten) zu

erwerben, oder zu behaupten. Wir setzen uns vor, diesem Gegenstande einen besonderen Artikel zu widmen. Ohne den Inhalt desselben vorwegzunehmen, wollen wir hier nur darauf aufmerksam machen, daß seit dem letzten Pariser Frieden in der europäischen Welt Erscheinungen eingetreten sind, die sich von allen früheren aufs Wesentlichste unterscheiden. Wir rechnen dahin 1) daß ein unter der Benennung heilige Allianz bekanntes großes Bündniß geschlossen ist, das in dem Sittengesetz eine Grundlage für das politische Verfahren anerkennt; 2) daß ein jüdisches Handelshaus, von Deutschland nach England versetzt, dem Bedürfniß nach edlen Metallen auf eine Weise abhilft, wodurch jede frühere Handels-Politik in Schatten gestellt wird; 3) daß das allgemeine Ausgleichungsmittel der gesellschaftlichen Arbeit und ihrer Produktionen je mehr und mehr die Gestalt des Kredits annimmt, ohne dadurch an Wirksamkeit zu verlieren. Dazu kommt die Ungunst, worin das bisherige Prohibitiv-System gerathen ist. Gelte es immerhin für einen kleinen Anfang, daß nur Preußen, England und Schweden über den Vorzug des Nicht-Prohibitiven einverstanden sind: unbedeutend ist deshalb dieser Anfang nicht. Jeder richtige Gedanke braucht Zeit, um allgemeinere Anerkennung zu finden; aber er findet sie, nach und nach, gewiß, und hierin liegt das Unterpfand, daß mit der Zeit alle die Staaten, die jetzt noch in dem Wahn leben, daß man durch Ein- und Ausfuhr-Verbote die Volkskraft beschützen oder wohl gar vermehren könne, von ihrem Irrthume zurückkommen werden, die nordamerikanischen Freistaaten nicht ausgenommen, welche in einer Art von Verblendung, die sich kaum begreifen läßt, die frühere Han-

delssteuer in eine Schutzsteuer für ihre Fabriken und Manufakturen verwandelt haben.

Das böse Prinzip gewinnt sein Daseyn immer nur dadurch, daß man das Wesen des guten Prinzips auf eine unvollkommene und mangelhafte Weise erkennt. Setzt man nun den Krieg als das böse und den Handel als das gute Prinzip der Gesellschaften: so ist nichts natürlicher, als daß jener in dem Maße verdrängt wird, worin dieser das Uebergewicht erhält. Hiernach aber läßt sich annehmen, daß die heftige Spannung, in welche die gesellschaftlichen Kräfte seit zwei Jahrhunderten durch ein hoch ausgebildetes Militair-System gesetzt worden sind, in eben dem Maße nachlassen werde, worin sie immer überflüssiger wird; denn daß sie dies in unserer Voraussetzung wird, verträgt sich mit keinem Zweifel, am wenigsten für den, der die Geschichte der europäischen Kriege nach ihren Ursachen ein wenig gründlicher kennt. Welche Aussichten aber entstehen dadurch, daß man anzunehmen berechtigt ist, der größte Theil des Aufwandes, welcher bisjetzt zur Unterhaltung der stehenden Heere gemacht werden mußte, werde erspart werden und sich der gesellschaftlichen Arbeit in allen Zweigen der Betriebsamkeit zuwenden!!

Philanthropische Köpfe, wie der Abbé von St. Pierre und Immanuel Kant, haben sich die Aufgabe gemacht: wie man der Welt den (ewigen) Frieden sichern könne? Unglücklicher Weise lebten diese edlen Männer in Zeiten, wo sich der Handel durchaus nicht als Friedens-Prinzip anschauen ließ, weil die Theorie desselben so wenig vollendet war; und deshalb sind ihre großmüthigen Ideen von ihren Zeitgenossen als bloße Chimären belacht oder bemit-

leidet worden. Doch der bleibende Friede des menschlichen Geschlechts ist bei weitem nicht so sehr Chimäre, als man gemeinhin glaubt. Zur Verwirklichung dieses Wunsches giebt es ein unfehlbares Mittel; und dies Mittel heißt: Belehrung über den gegenseitigen Vortheil. Da nun Gesellschaft und Handel eins sind, und eine, auf echte und haltbare Prinzipien zurückgeführte Handels-Theorie nothwendig die vollständigste Belehrung über den gegenseitigen Vortheil in sich schließt: so ist in der gewissenhaften Anwendung dieser Prinzipien auch der dauerhafte Friede gegeben. Wie wäre es anders auch nur möglich? Woraus soll die Befreundung hervorgehen, wenn sie ihre Quelle nicht im Verkehr, im Umgang mit einander, hat? Haltbare Handels-Prinzipien sind demnach das Einzige, was der Welt Noth thut, sobald es sich um Frieden und allgemeineres Wohlseyn handelt.

Wir haben nur noch eine Bemerkung zu machen; und diese ist: „daß die größten Vortheile, welche der Handel gewährt, nothwendig indirekte sind, d. h. solche, die aus der stärkeren Belebung aller Betriebsamkeitszweige hervorgehen: aus einer Belebung, welche vorzüglich sein Werk ist." Große direkte Vortheile von dem Handel erwarten oder verlangen, schließt lauter Täuschungen in sich — sogar nugas, quae seria ducunt in mala. Wichtig ist dies aber auch für die Abschließung von Handels-Traktaten; denn man befindet sich im größten Irrthum, wenn man glaubt, daß von der einen oder von der andern Seite große Vortheile oder Begünstigungen bewilligt werden können. So sehr ist Gegenseitigkeit der Grund-Charakter des Handels, daß alle Traktaten, welche nicht auf dieser Grundlage

lage abgeschlossen werden, sich ganz von selbst annulliren. Lebt also eine Regierung einmal in der Anschauung richtiger Handels-Prinzipien, so ist über sie nur dadurch Erdreich zu gewinnen, daß man sich diesen Anschauungen anbequemt; denn sie würde ja ihrer eigenen Einsicht entsagen und folglich mit sich selbst in Widerspruch treten müssen, wenn sie noch mehr bewilligen wollte, als was die Natur des Handels mit sich bringt. Es ist darum nichts thörigter, als in dieser Hinsicht an Möglichkeiten zu glauben, die in sich selbst zusammen fallen.... Im Uebrigen ist ein freundlicher Verkehr zwischen zwei Völkern ein so großes Gut, daß man, um dasselbe zu gewinnen, die natürlichen Bedingungen, unter denen dies möglich ist, aufrichtig achten, und lieber kleine Opfer bringen, als eigennützige Forderungen machen sollte. Leider wird man hierüber nicht eher zur Erkenntniß kommen, als bis das Wesen der Gesellschaft und des Handels besser erforscht ist, als bisher.

Ueber Gemeinde-Ordnung nach dem Zweck und den Mitteln derselben.

Um über das, was gegenwärtig hinsichtlich der Kommunal- und Departemental-Organisation in Frankreich vorgeht, mit Sachkenntniß zu urtheilen, muß man, wie wir glauben, so weit in das Wesen der Regierung eingedrungen seyn, daß man zu der Anschauung gelangt ist, dies Wesen bestehe weder aus Einheit allein, noch aus Gesellschaftlichkeit allein, wohl aber aus einem solchen Gemisch von beiden, daß die Gesellschaft in der Form der Regierung selbst ein Unterpfand für ihre Fortdauer habe.

In der That, Monarchie nnd Republik (Antimonarchie) bilden, wie Erós und Anteros, nur dann Gegensätze, wenn es an dem fehlt, was beide zusammenführt und vermittelt; daher die Erscheinung, daß es der Monarchie nie ganz an antimonarchischen, der Antimonarchie nie ganz an monarchischen Elementen fehlt. Die strenge Sonderung beider hat immer nur dadurch zum Vorschein kommen können, daß man sich vor den Nachtheilen, welche die eine oder die andere dieser Formen einzeln für die Gesellschaft mit sich brachte, bewahren wollte. Man ging also von der einen zu der andern über, ohne zu wissen oder auch nur zu ahnen, daß Rettung nur in der Vereinigung von beiden zu finden war, und daß, so lange diese Vereinigung

nicht Statt fand, ein Hin- und Herschwanken zwischen jenen beiden Staatsformen durchaus unvermeidlich war.

So viel im Allgemeinen über den Gegenstand, den die Ueberschrift dieses Artikels ankündigt.

Wenn man, wie es nur allzu häufig geschieht, behauptet, aus der Geschichte sei wenig zu lernen: so liegt zuletzt in dieser Behauptung nichts weiter, als das Eingeständniß, daß man der Fähigkeit ermangele, den Thatsachen der Geschichte das abzugewinnen, wodurch sie belehrend werden. Freilich, so lange man des Glaubens ist, daß ein Gedanke Gedanke seyn könne, ohne irgend eine Thatsache in sich zu schließen, wird man sich auch versucht fühlen, den Werth der Geschichte in Zweifel zu ziehen; ist man aber einmal von jenem Irrthum zurückgekommen, und sieht man in der Geschichte nur eine Aufeinanderfolge von Begebenheiten, die sich nach einem bestimmten Gesetze eingestellt haben, das wir nur das natürliche Entwickelungsgesetz nennen können: so ist nichts unterrichtender, als die Geschichte, weil sie allein den Punkt nachweiset, von welchem aus die Dinge mit Erfolg weiter geführt werden können.

Auch über den in Rede stehenden Gegenstand führt uns die Geschichte ins Klare; und unter allen Partikular-Geschichten giebt es keine, die ihn noch mehr ins Licht stellte, als die des römischen Reichs, nur daß man ihren Inhalt bisher von dieser Seite gar nicht ins Auge gefaßt hat. Hier ist sehr viel nachzuholen; und eben deswegen sei es uns erlaubt, eine der größten Erfahrungen, welche je gemacht worden sind, ausführlicher zu entwickeln.

Rom war 245 Jahre lang von Königen, d. h. mo-

narchisch, regirt worden, als es seiner alten Verfassung entsagte und eine antimonarchische Regierungs-Form annahm, welche darin bestand, daß die gesetzgebende Gewalt auf einen Senat überging, dessen Haupt-Vollziehungswerkzeuge zwei Konsule waren, deren Verrichtungen sich nicht über ein Jahr hinaus erstreckten. Wie diese Verfassung sich nach und nach immer weiter ausbildete, brauchen wir in diesem Zusammenhange nicht ausführlich auseinander zu setzen; doch dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß die neue Schöpfung nur dadurch Bestand gewinnen konnte, das alles, was mit Rom in Verbindung trat, sich seinen organischen Gesetzen unterordnete, d. h. sich zur Annahme derselben bequemte. Alle römischen Munizipien nahmen also dieselbe antimonarchische Verfassung an, wodurch Rom seinen gesellschaftlichen Zustand hatte verbessern wollen; und diese Gefügigkeit lag um so mehr in der Ordnunung der Dinge, weil Harmonie immer nur unter der Bedingung möglich ist, daß die organischen Gesetze für dasselbe Machtgebiet dieselben sind.

Für die Erfüllung seiner Bestimmung gewann Rom hierdurch auf eine unermeßliche Weise. Da nämlich diese Bestimmung keine bessere war, als jede andere nützliche Betriebsamkeit durch die des Krieges zu ersetzen: so lag in der gesetzlichen Rotation der Aemter das unfehlbare Mittel, die tüchtigsten und brauchbarsten Individuen an die Spitze der Geschäfte zu bringen, was anhaltend durchaus nicht der Fall seyn konnte, ohne daß Rom von einer Eroberung zur andern schritt, und in dem Zeitraum von 478 Jahren ein Machtgebiet zusammenbrachte, das die kultivirtesten Theile der in diesen Zeiten bekannten Erde

vereinigte, und das mittelländische Meer zu einem bloßen Binnensee umschuf.

In der Größe dieses Erfolgs war die Nothwendigkeit einer Abänderung der organischen Gesetze eingeschlossen. Aus der Antimonarchie mußte wiederum eine Monarchie werden, sobald es dahin gekommen war, daß das Erobern nicht länger auf eine vortheilhafte Weise fortgesetzt und das Eroberte nur dadurch zusammengehalten werden konnte, daß es nicht an einer großen Autorität fehlte, als welche nie in einer Körperschaft, sondern nur in einem Individuum anzutreffen ist. Diese Rückverwandelung erfolgte nach der Schlacht bei Actium, der ein langer Bürgerkrieg vorangegangen war. Unglücklicher Weise aber konnte das neue Fürstenthum sich nur aus dem Heerführerthum entwickeln. Hierin lag seine Stärke, zugleich aber auch seine Schwäche: jene, sofern es darauf ankam, Gewalt zu gebrauchen; diese, sofern es sich um sittliche Einwirkung handelte. Was man mit voller Wahrheit sagen kann, ist, daß, wie verehrt auch die Namen eines Titus, eines Trajan und eines Antonin noch gegenwärtig seyn mögen, kein einziger unter den römischen Imperatoren so auf die Gesellschaft eingewirkt habe, wie die die Fürsten neuerer Zeit. Die entscheidende Ursache dieser Erscheinung aber war keine andere, als daß es ihnen unmöglich war, den Geist der antimonarchischen Institutionen dahin abzuändern, daß er zu der Imperatur gepaßt hätte. Indem diese Institutionen fortdauerten und ihr Geist unverändert blieb, waren die Imperatoren so vereinzelt, daß sie, um die nöthigen Räthe und Werkzeuge zu finden, sich gedrungen sahen, ihre Zuflucht erst zu Frei-

gelassenen, und in der Folge sogar zu Verschnittenen zu nehmen.

Nichts aber lag mehr in der Natur der Dinge, als daß dieselbe Denkart, welche den römischen Großen gegen ihre Fürsten eigen war, sich bei den minder Großen der Munizipien wiederfand; denn beide waren aus derselben Form hervorgegangen.

Was in Rom die Patrizier waren, dasselbe waren in den Munizipien, wenn gleich nach verkleinertem Maßstabe, die Prinzipales; und so wie aus jenen allein der Senat zusammengesetzt werden durfte, eben so durfte nur aus diesen die Curia oder Bule zusammengesetzt werden. An der Spitze des römischen Senats standen zwei Konsulen; an der Spitze der Curia duumviri, welche diese allgemeine Benennung aus keinem anderen Grunde geführt zu haben scheinen, als um in keine Art von Nebenbulerei mit den Konsuln zu treten. Wer in Rom Senator hieß, wurde in den Provinzial-Städten decurio genannt: ein Wort, das Pomponius, nach einer damals herrschenden Meinung, von der Gewohnheit herleitet, wonach, bei Stiftung der Kolonien, der zehnte Theil der Ansiedler zum Magistrat des Orts bestellt wurde. So wie nun der römische Senat es den Imperatoren nie verzeihen konnte, daß seine Souveränetät auf diese übergegangen war; eben so gehorchten die Dekurionen der Provinzen den Imperatoren nur mit Widerwillen. Da war auch nichts, wodurch dieses feindselige Verhältniß hätte gemildert oder beseitigt werden können.

Den Imperatoren blieb unter diesen Umständen nichts anders übrig, als der Gewalt freien Lauf zu lassen; und

was ihre Präfekten (unter verschiedenen Benennungen) thaten, war wohl geeignet, das Uebel zu verschlimmern, doch nicht, es zu verbessern. Es kam nur allzubald dahin, daß man die Ehre, zu den Dekurionen gezählt zu werden, lieber von sich ablehnte. Indeß war der Besitz von fünf zwanzig Jugera Landes (entweder eigenthümlichen oder durch kaiserliche Pachtung ergänzten) ein triftiger Beweggrund geworden, um Jemand zur Annahme einer solchen Magistratsstelle zu nöthigen. Mit den sittlichen und intellektuellen Eigenschaften wurde es so wenig genau genommen, daß wir in einem Reskript des Valerian und Gallienus lesen: „die expertes literarum seien keineswegs davon ausgeschlossen." Nach einem andern Gesetz des Codex Theodos. raubt nur Infamia, nicht aber Verlust der Augen, die Ehre dieses Amtes; und nur die Ehre des Dekurionats, keineswegs aber die mit diesem Amte verbundenen Lasten und Pflichten, können durch die Infamia geraubt werden. Noch ein anderes Gesetz desselben Kodex bestimmt, daß selbst in Blutschande erzeugte Personen, ja selbst ganz taube und stumme (si in totum non audiant, aut non loquantur) zu Dekurionen gewählt werden können. In Hinsicht auf die Ehre des Dekurionats ist besonders merkwürdig, daß, obgleich den Rektoren der Provinzen bei schweren Strafen verboten wird, die Dekurionen körperlichen Mißhandlungen, namentlich den ictibus plumbatarum*), zu unterwerfen, dennoch eine Verordnung vorhanden ist, nach welcher ein decurio, wegen spezifizirter

*) Die Plumbatae waren eine Art Knute, Peitsche von mehreren Riemen, an deren Enden sich Bleikügelchen befanden, womit man auf dem nackten Rücken des Züchtlings ein Hagelwetter nachahmte.

Verbrechen, juxta pristinam consuetudinem bestraft werden kann; und noch eine andere Verordnung verbietet, Jemanden zur Strafe wegen irgend eines Vergehens, um dessentwillen er aus der Ordnung der Dekurionen gestoßen werden konnte, zur Curia, wie gegenwärtig zur Zuchthausstrafe, zu verurtheilen. Dabei hören die Imperatoren nicht auf, das Amt der Dekurionen als etwas ehrenvolles, und die Pflicht, dasselbe zu übernehmen, als etwas Heiliges darzustellen. Die Amtstitel, die sie den Dekurionen ertheilen, sind: Honorati, Eminentes; und während sie diejenigen als impios bezeichnen, die das Loos eines Dekurio zu vermeiden streben, werden von ihnen solche, die sich diesem Loose geduldig unterwerfen, pii genannt.

So verhielt es sich mit dem römischen Munizipal-System unter den Imperatoren; und daraus mag denn der Leser abnehmen, wie gut die Achtung gegründet ist, womit ein großer Theil der Gelehrten noch immer auf dies Munizipal-System hinblickt, oder es wohl gar zur Nachahmung empfiehlt.

Man würde aber ungerecht gegen die Imperatoren werden, wenn man sie als die einzige Ursache des Verfalls der Munizipien betrachten wollte. Weder ihre Person, noch, streng genommen, ihre Stellung berechtigt zu irgend einer Anklage dieser Art. Untergegangen war das antimonarchische System in der Größe des Reichs. Eben diese Größe hatte nun zwar die Monarchie gegeben, mit ihr jedoch keinesweges die Mittel, sich selbst aufrecht zu erhalten und unbedingt wohlthätig zu wirken. Die Wissenschaft des Menschen und der menschlichen Gesellschaft war in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung sehr

wenig ausgebildet; und was der politische Instinkt nicht leistete, konnte, indem es von einer höheren Einsicht abhing, durchaus nicht in die Erscheinung eintreten. Die römischen Imperatoren blieben bei dem Delegiren stehen, das, an und für sich genommen, immer mit Schwäche und Tyrannei endigt. Die Dekurionen der Provinzial-Städte in folgsame Werkzeuge zu verwandeln, war, wie sich aus dem Mitgetheilten ergiebt, eine ihrer Hauptbemühungen; wie hätte ihnen dies aber gelingen können, da diese Magistrate nicht in die Klasse der Delegirten eintreten konnten, ohne den Vortheil ihrer Munizipien aufzuopfern! Wiederum brachte ihre Opposition nichts so sicher mit sich, als daß die Munizipien von den ersten Beamten des Staats, d. h. von den Rektoren der Provinzen, desto stärker angegriffen und erschüttert wurden. Dies nahm in eben dem Maße zu, worin die Zeit vorschritt, die Kräfte aber sich je mehr und mehr verminderten. Kaum können wir uns jetzt noch eine Vorstellung davon machen, bis zu welchem Grade alles, was Gemeingeist und Patriotismus genannt zu werden verdient, von den Gemeinden wich. Es gab am Schlusse des fünften Jahrhunderts kein einziges Band mehr, um die Bürger desselben Staats zusammen zu halten. Der römische Name wurde verabscheut von denen, die ihn führten; und indem man von Eroberern Erleichterung erwartete, war nichts natürlicher, als daß man sich in ihre Arme warf, so daß der Untergang des weströmischen Reichs zuletzt wie von selbst erfolgte. *)

---

*) Um sich zu überzeugen, daß in allem diesem keine Uebertrei-

Stellen wir uns also an den Ausgang der Bahn, welche das weströmische Reich in einem Zeitraum von 1228 Jahren zurücklegte, d. h. überschauen wir den ganzen Entwickelungs-Prozeß, der, in dem so eben angegebenen Zeitraum in und mit diesem Reiche vorging: so gelangen wir zu folgendem Resultate: 1) daß die Antimonarchie, gemeinhin Republik genannt, indem sie den Charakter der Einheit von dem Wesen der Regierung ausschließt, zwar die Entwickelung aller gesellschaftlichen Kräfte befördert und unter gewissen Umständen und Bedingungen zu Vergrößerungen führt, sich aber von dem Augenblick an, wo die Grenzen ihres Gebiets nicht erweitert werden können, ganz von selbst zum Stillstand bringt und ihren Untergang in dem Mangel an Gesetzen findet, welche die Einheit garantiren; 2) daß die Monarchie, indem sie den Charakter der Gesellschaftlichkeit von dem Wesen der Regierung ausschließt, zwar zu erhalten vermag, doch immer nur mit einer solchen Abschwächung der gesellschaftlichen

---

bung liegt, braucht man nur das fünfte Buch de Gubernatione Dei nachzulesen, dessen Urheber Salvianus ist. Hier nur folgende Züge! Nomen Romanum aliquando non solum naguum aestimatum, sed etiam magno emptum, nunc ultro repudiatur et fugitur, nec vile tantum, sed etiam abominabile paene habetur.... De Bagandis (eine Art von leibeigenen Bauern, die Rebellen geworden waren) nunc mihi sermo est, qui per malos judices et cruentos spoliati, afflicti, necati, postquam jus Romanae libertatis amiserant, etiam honorem Romani nominis perdiderunt.... Vocamus rebelles, vocamus perdistos, quos esse compulimus criminos. Quibus enim aliis rebus Bagaudae facti sunt, nisi iniquitatibus nostris, nisi improbitatibus judicum, nisi eorum proscriptionibus et rapinis, qui exactionis publicae nomen in quaestus proprii emolumenta verterunt....

Kräfte, daß sie ihren Untergang in dem Mangel an Gesetzen findet, welche die Gesellschaftlichkeit garantiren.

Dies Resultat ist aus keinem andern Grunde groß, als weil es den Beweis enthält, daß Einheit und Gesellschaftlichkeit die beiden Fundamental-Charaktere der Regierung ausmachen, daß folglich jede Regierung, welche nur den einen oder den andern dieser Charaktere in sich schließt, nicht für eine vollständige Regierung zu achten ist, sondern nur für eine, die einmal vollständig werden kann. Indem ich mich so ausdrücke, betrachte ich die Regierung als das Resultat gewisser Anordnungen, welche gemacht sind, um den innern Frieden der Gesellschaft und mit demselben den Grad von freier Entwickelung zu erhalten, ohne welchen die Gesellschaft zu einer Heerde von Schafen oder Rindern herabsinken würde, die sich jede, ihr gegebene Richtung, welcher Art diese auch seyn möge, gefallen lassen muß. Wollte man von diesen Anordnungen abstrahiren und bloß bei demjenigen stehen bleiben, was die Persönlichkeit der Regierungs-Agenten mit sich bringt: so würde es unmöglich seyn, zu irgend einem Resultat zu gelangen, das bei neuen politischen Schöpfungen als Führer dienen konnte. Eigentlich geht aus dem, was wir bemerkt haben, nichts weiter hervor, als daß die gesellschaftlichen Erscheinungen, deren Daseyn niemand leugnet, gleich den rein physischen Erscheinungen, bestimmten Gesetzen gehorchen, deren freiwillige Anerkennung uns in den Stand setzt, die gesellschaftlichen Erscheinungen so zu leiten, daß alle Störungen, welche eine ebenmäßige Entwickelung der Kräfte unterbrechen können, ganz von selbst wegfallen; daß also das, was man in Beziehung auf diese Erscheinungen,

als etwas bloß Zufälliges zu betrachten geneigt gewesen ist, beseitigt wird.

Das Resultat, dessen wir so eben gedacht haben, ist aber um so wichtiger, je zuverlässiger es ist. Paßte es bloß für die Erscheinungen der Römerwelt, so würde es einen verhältnißmäßig geringen Werth haben. Allein es paßt für die Erscheinungen in allen Abtheilungen des menschlichen Geschlechts; und gerade hierauf beruht seine Zuverlässigkeit. Wo und unter welchen Bedingungen es also eine Regierung gab, die von ihrem Wesen entweder den Charakter der Einheit oder den der Gesellschaftlichkeit ausschloß, da war nichts, als Unbestand und Störung, welche so lange anhielten, bis das gefunden war, wodurch Unbestand und Störung allein beseitigt werden können, d. h. bis Einheit und Gesellschaftlichkeit die Fundamental-Charaktere der Regierung bildeten. Was man Weltgeschichte nennt, ist demnach nichts weiter, als — Aussage über den geringeren oder höheren Grad von Klarheit, womit man das Bedürfniß der Gesellschaft, durch Gesetze, die sich auf die beiden Fundamental-Charaktere der Regierung beziehen, geordnet zu seyn, erkannt hat.

Ehe wir das Gesagte auf den Gegenstand anwenden, der uns in diesen Artikel beschäftigt, sei es uns erlaubt, von der französischen Umwälzung auf eine Weise zu reden, die von der hergebrachten Weise dadurch wesentlich verschieden ist, daß sie die, dieser Umwälzung angehörigen Erscheinungen nicht nach den schwankenden Begriffen, zu welchen Vorstellungen von gut und böse führen, sondern als natürliche Erscheinungen auffaßt, die ihren Charakter in gesellschaftlichen Bedürfnissen und ihren Sinn in der

Succession haben, worin sie auf einander gefolgt sind. Wir werden durch diese Auffassung nichts weiter leisten, als das, worüber man nach einem halben, höchstens nach einem ganzen Jahrhundert allgemein einverstanden seyn wird; denn es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die französische Umwälzung im Verlaufe der Zeit sich jenen großen Begebenheiten anschließen wird, über welche man, weil sie in den Hintergrund der Zeit zurückgetreten sind, mit der höchsten Unbefangenheit und Freimüthigkeit urtheilt. Unsere wesentliche Absicht bei dieser Auseinandersetzung ist keine andere, als zu zeigen, wie nothwendig die französische Regierung der gegenwärtigen Zeit dahin gekommen ist, auf die Einführung eines neuen Kommunal- und Departemental-Gesetzes Bedacht zu nehmen. Hiermit fertig, werden wir im Stande seyn, uns nicht bloß über den Gedanken auszusprechen, welcher dieser neuen Schöpfung zum Grunde liegt, sondern, eben dadurch, auch ein Heer von Irrthümern zu verdrängen, welche in Deutschland über diesen höchst wichtigen Gegenstand im Schwange sind.

Zur Sache!

Wenn in dem Römerreiche die Erblichkeit der ersten Magistratur nie über die dritte Generation hinausreichte: so hatte dies keine andere Ursache, als daß man in diesem Reiche zwei Dinge mit einander vereinigen wollte, die sich nicht vereinigen lassen. Diese Dinge waren: nicht unterbrochene Erbfolge und Unumschränktheit des Fürsten. Das Fundamental-Gesetz im römischen Reiche war, „daß der Wille des Fürsten Gesetz sei." Nach diesem Fundamental-Gesetz war die ganze Gesellschaft in die Hände des Fürsten gegeben, ohne daß ihr irgend ein Recht des Ein-

spruchs übrig blieb. War es nun wohl ein Wunder, wenn nach einer langen Reihe von Gewaltthätigkeiten — denn von Ungesetzlichkeiten kann gar nicht die Rede seyn — die Gesellschaft sich von einer Zeit zur andern an demjenigen rächte, dessen ganze Bestimmung keine andere zu seyn schien, als über Menschen, wie über gemeines Eigenthum zu verfügen? und war es nicht natürlich, daß die große Idee, das Leben einer ausgezeichneten Familie über das Leben der ganzen Gesellschaft auszudehnen, darüber immer, gleichsam im Entstehen, vernichtet wurde? Thatsache ist, daß im Römerreiche das Leben einer Dynastie nie über die dritte, höchstens die vierte Generation hinausgedauert hat, während in den neueren Reichen Dynastien anzutreffen sind, deren Alter acht und mehrere Jahrhunderte in sich schließt. Es dauerte freilich lange, ehe man, nach dem Untergange des Römerreichs, das Geheimniß der Erblichkeit ergründete, d. h. ehe man dahin gelangte, einzusehen, weßhalb der Gegensatz von Unumschränktheit zur Grundlage der Erblichkeit gemacht werden müsse; allein die Sache, um welche es sich handelte, fand sich, vom Schlusse des zehnten Jahrhunderts an, dadurch ganz von selbst ein, daß es den Königen und Kaisern lange unmöglich war, die Hindernisse zu überwinden, die sich der Unumschränktheit entgegen stellten. Eigentlich haben sich alle Konstitutionen neuerer Zeit aus dem Kampfe mit diesen Hindernissen entwickelt, so daß die Aufgabe, welche gelöset werden mußte, nie eine andere war, als diejenige Ordnung der Dinge herbeizuführen, wodurch die erbliche Fürstenmacht den Grad von Nützlich-

keit gewönne, wodurch sie unbedingt wohlthätig für die Gesellschaft würde.

Den Kapetingern, von Hugo Kapet an, gebührt der Ruhm, die Erblichkeit der Fürstenmacht für Europa's Reiche zuerst festgestellt zu haben. Eingeleitet wurde dies große Werk durch den Vertrag, welchen Hugo Kapet mit den großen Territorial-Herren, die, nach dem Untergang der Karolinger, als Seinesgleichen dastanden, abschloß, ohne sich selbst noch etwas mehr, als den bloßen Königstitel, vorzubehalten. Wie die besondere Lage seines Domäns, verbunden mit dem glücklichen Umstande, daß die Regierungen der drei ersten Könige des Kapetingischen Geschlechts von langer Dauer waren, dahin wirkte, daß die Erblichkeit sich befestigte, kann hier eben so wenig umständlich auseinandergesetzt werden, als wie, vom Schlusse des elften Jahrhunderts an, alle europäischen Begebenheiten sich gleichsam verschworen, dem Domän der Kapetinger eine immer größere Ausdehnung zu geben, bis sie zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts durch die Vermählung Anna's von Bretagne mit Ludwig dem Zwölften, als die einzigen Territorial-Herren Frankreichs dastanden, und ihre Erblichkeit eine Bedeutung gewonnen hatte, wie sie in keinem anderen europäischen Reiche anzutreffen war.

Als einzige und ausschließende Territorial-Herren waren Frankreichs Könige vor allen Dingen darauf bedacht, denjenigen Theil der königlichen Macht wieder zu gewinnen, den ein unabhängiges Kirchenthum verschlürft hatte. Dies war der Zweck der Kriege, welche am Schlusse des funfzehnten und zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts

in Italien geführt wurden. Bekanntlich endigten diese Kriege im Jahre 1515 mit einem Vertrag, worin sich Franz der Erste und Leo der Zehnte über die Besetzung der Kirchenämter einigten. Geschickter als der Thron, der seine Pfründen von den Titelträgern hatte usurpiren lassen, hatte die Kirche die Verfügung über die ihrigen zu erhalten verstanden, theils durch Rechtstitel, mehr noch durch die Ehelosigkeit der Inhaber. Der Fehlgriff so vieler Könige wurde an Einem Tage wieder gut gemacht; nämlich an demjenigen, wo das zwischen dem Papste und dem Könige von Frankreich abgeschlossene Konkordat die Uebertragung der Kirchengüter in die Hände des letzteren legte, und diesem dadurch ein Domän von Belohnung gab, das kaum erschöpft werden konnte. Von jetzt an waren Frankreichs Könige in den Stand gesetzt, Geistlichkeit und Adel in gleicher Abhängigkeit von sich zu erhalten, was sie hauptsächlich dadurch bewirkten, daß sie erledigte Pfründen sehr häufig auf Personen übertrugen, die nicht Geistliche von Profession waren, und in der Regel nichts weiter für sich hatten, als die Gunst der französischen Monarchen. Daß die gesellschaftliche Ordnung durch eine solche Berechtigung nicht gewann, versteht sich wohl von selbst; den schlagendsten Beweis aber lieferten die dreißigjährigen Unruhen, welche bald nach dem Regierungsantritt Franz des Zweiten ihren Anfang nahmen. War die Bartolomäus-Nacht der Akt, durch welchen die Forderungen und Wünsche der Neuerer zum Schweigen hingeleitet wurden: so war sie nicht minder die Quelle, die das Leben der Könige aus dem Hause Valois-Orleans vergiftete; denn nur allzu auffallend ist der schnelle Untergang der Könige dieses

Hauses.

Hauses. Die Verwickelung, worin das Politische mit dem Kirchlichen noch am Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts lag, brachte nichts so sicher mit sich, als den Versuch, den der erste König aus dem Hause Bourbon, Heinrich der Vierte, machte, die Parteien durch das berühmte Edikt von Nantes zu beschwichtigen; allein dies Edikt war kaum noch etwas mehr, als ein Schönpflästerchen, das auf eine krebsartige Wunde gelegt wird. Nicht dadurch konnte dem französischen Reiche geholfen werden, daß in Hinsicht des Mehr und des Minder in dem Uebernatürlichen der öffentlichen Lehre, Duldung empfohlen oder befohlen wurde, wohl aber dadurch, daß die Erblichkeit sich von der Unumschränktheit sonderte, d. h. daß die Regierung mit dem Charakter der Einheit, der ihr nicht länger streitig gemacht wurde, den der Gesellschaftlichkeit verband. Leider! war das Zeitalter im sechzehnten und im siebzehnten Jahrhundert noch allzu wenig aufgeklärt, um die Nothwendigkeit dieser Vereinigung zu fassen, und die geeigneten Mittel zur Herbeiführung dieser Vereinigung an die Hand zu geben.

Wie in Frankreich sich die Regierung in der Bahn der absoluten Einheit nach dem Hintritt Heinrichs des Vierten fortbewegte, ist denen nicht unbekannt, welche die Verwaltung des Kardinals Richelieu zum Gegenstande der Erforschung gemacht haben. Die Störungen, welche diese Fortbewegung, nach dem Tode Ludwigs des Dreizehnten, unter der Verwaltung des Kardinals Mazarin litt, gaben Ludwig dem Vierzehnten den Charakter, den dieser Monarch sein ganzes Regenten-Leben hindurch behauptete. Abgeschlossen war dieser Charakter in dem Grundgedanken, daß der Wille des Monarchen, gleichviel ob roh oder aus-

gebildet, gleichviel ob gemeinschädlich oder gemeinnützlich, sich als Gesetz ausbringen müsse, das sich mit keiner Einwendung, mit keinem Widerstande verträgt. Der Abkömmling eines Fürstengeschlechts, das bereits sieben Jahrhunderte bestanden hatte, kam also auf die Maxime zurück, welche der römischen Imperatur zum Grunde lag. Anstatt sich als das Haupt-Element der gesellschaftlichen Ordnung anzuschauen, betrachtete sich Ludwig der Vierzehnte als die geordnete Gesellschaft selbst. „Ich, sagte er, Ich bin der Staat;" und in dieser Anschauung ging sein einziges Bestreben dahin, sich das Priesterthum wie den Adel, die Magistratnr wie den Bürgerstand, auf eine so unbedingte Weise unterzuordnen, daß jeder Widerstand, wenn er einmal eintreten mußte, nur den Charakter der Empörung annehmen konnte. Tadeln wir jedoch nicht unbedingt, daß Ludwig der Vierzehnte so dachte, so empfand. Die Aufforderung dazu lag in dem gesellschaftlichen Zustande der Franzosen während des 17ten Jahrhunderts.

„Was man in diesem Zeitraum dritten Stand nannte, war viel zu elend, als daß es in der Gewalt der Monarchen gestanden hätte, es noch tiefer herabzuwürdigen. Verrathen von der Magistratur, die in die Reihen des Adels getreten war, verlassen von den Gelehrten, die sich dem geistlichen Stande anschlossen, bildeten arme Tagelöhner, grobe Handwerker und kleine Kaufleute in schmuzzigen Städten oder in dem Wirrwarr der Märkte, ein unwissendes und verschmähetes Volk, ohne Nacheiferung, wie ohne Ruhe. Das bischen Handel, das man duldete, war gebranntmarkt und befand sich in den Händen von Fremdlingen (Juden und Italiänern), welche ein habsüchtiger

Hof und ein brutaler Pöbel mit Schmähungen überschüttete. Die Befreiung des Landmanns, durch Ludwig den Zehnten, hatte sein Schicksal keinesweges verbessert. Die sogenannten Gerechtigkeiten und Frohnen dauerten fort; und obgleich in Geldleistungen verwandelt, war der persönliche Dienst nicht minder drückend; die Kron-Steuern, und alles was die Könige von Feudalrechten an sich genommen hatten, warfen den Landmann vollends zu Boden. Im Norden und im Süden des Reichs lebte er in Schande und in Elend. Um die Städte stand es wenig besser. Frankreichs Bürgerkriege und Religionsstreitigkeiten hatten die Rechte der Gemeinen in den Abgrund versenkt. Was dem Schiffbruch entronnen war, wurde, weil es auf bloße Ehrenvorzüge berechnet war, ohne Gewissens-Skrupel verletzt, und diente nur zum Vorwande für neue Brandschatzungen. Ludwig der Vierzehnte brachte diese Trümmer kaum in Anschlag, und durch die Einführung der Intendanten und den Verkauf der immerwährenden Mairien, drückte er der Vernichtung aller politischen und Munizipal-Freiheiten das Siegel auf. Wenn gleichwohl hie und da eine Schlacke von alten Freiheiten übrig blieb, so war es ausnahmweise. Die Ausübung der natürlichsten Rechte, z. B. die eigene Stadt zu bewachen, den selbstgewonnenen Wein zu verkaufen, eine Waffe zur Selbstvertheidigung zu tragen, verkleidete sich in Privilegium; und dieser Schund von partiellen Ungerechtigkeiten galt mehr, als das gemeine Gesetz." (S. Lemontey.)

In Wahrheit, man kann in die Versuchung gerathen, Ludwigs des Vierzehnten unverstellten Despotismus in dem Lichte der größten Wohlthat zu betrachten, welche dem

französischen Reiche in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zu Theil werden konnte. Nur unter dieser Bedingung war Colberts schöpferischer Geist im Stande, die Wunder zu bewirken, die sich allmälig einstellten. Fast gleichzeitig erhielt Frankreich ein von seiner Feudal-Miliz durchaus verschiedenes Heer, eine achtbare Marine, und außer blühenden Manufakturen, so viel Kunst- und Wissenschaft, daß es aus seinem alten Seyn, wie aus einer gesprengten Schale, hervortrat. Es blieben zwar die alten Benennungen; die Dinge und ihre Verhältnisse aber veränderten sich so wesentlich, daß, wenn sie noch länger beherrscht werden sollten, ganz neue Zauberformeln erfunden werden mußten, um eine Beherrschung zu Stande zu bringen.

Eigentlich war es also die von Ludwig dem Vierzehnten und seinem einsichtsvollsten Minister geschaffene neue Welt, was die Umwälzung hervorrief. Nachdem, seit dem Hintritte des großen Königs, etwa 74 Jahre verflossen waren, fühlten Regierte und Regierer gleich lebhaft, daß eine, auf den stärkeren oder schwächeren Willen des Alleinherrschers gegründete Ordnung der Dinge nicht so viel Bestand in sich schließe, als die Fortdauer einer großen Gesellschaft erfordert. In diesem Gefühl wurden im Jahre 1789 die allgemeinen Stände des Königreichs nach einer langen Vergessenheit zusammenberufen. Hätte man genau gewußt, was man wollte, oder vielmehr, was man wollen mußte, so würde man sich dieser Zusammenberufung enthalten, und überhaupt ganz andere Maßregeln ergriffen haben, um dem veränderten Gesellschaftszustande das zu geben, was ihm Noth that; denn eine von viel-

fach entgegengesetzten Interessen bewegte Ständeversammlung war sicherlich das ungeeignetste Mittel, um an das Ziel zu gelangen, das man zu erreichen wünschte. Je weniger nun die Einsicht leistete, desto thätiger wurden die Leidenschaften; und war es wohl ein Wunder, wenn unter den Entgegenstrebungen derselben der Thron zusammenstürzte, und das Prinzip, worauf die Regierung Frankreichs bis dahin geruhet hatte — das Prinzip der Einheit — für einen längern Zeitraum ganz verdrängt wurde?

Mit starken Schritten nähern wir uns dem Endziel dieser Erforschung.

Wenn irgend etwas fähig ist, Aufschluß zu geben, theils über das Wesen der Regierung im Allgemeinen, theils über das Bedürfniß der europäischen Gesellschaften, im neunzehnten Jahrhundert auf eine, dem allgemeinsten Naturgesetz der Wirkung und Gegenwirkung gemäße Weise regiert zu werden: so ist es die Aufeinanderfolge der Veränderungen, wodurch Frankreich in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum von zwei und zwanzig Jahren dahin gelangt ist, daß die wildeste Demokratie sich wieder in eine erbliche Monarchie verwandelt hat, die in dem gegenwärtigen Augenblick das Bedürfniß fühlt, ihre verbesserte Gestalt auf sämmtliche Bestandtheile ihres Machtgebiets zu übertragen; denn nur dies und nichts Anderes kann der Zweck des Kommunal- und Departemental-Gesetzes seyn, das nächstens in den beiden Kammern erörtert werden soll.

Nach dem beklagenswerthen Hintritt Ludwigs des Sechzehnten nahm das, was im Jahre 1793 französische Regierung genannt wurde, den Charakter der Antimonarchie aufs Vollständigste an; und da dieser Charakter nur

dadurch gewonnen werden konnte, daß die Einheit von dem Wesen der Regierung ausgeschlossen, die Gesellschaftlichkeit aber vorherrschend gemacht wurde, so konnte in diesem politischen Systeme durchaus nicht von einem Monarchen die Rede seyn. Was geschah jedoch? Die antimonarchische Regierung sah sich genöthigt zu handeln; und weil sie, um handeln zu können, wenigstens zum Theil aufhören mußte, bloß berathschlagend zu seyn, so sonderte sie Ausschüsse ab, denen sie die allgemeinen Leitung der gesellschaftlichen Angelegenheiten und die Vollziehung der Gesetze anvertraute. Dies war der erste absichtslose Schritt zur Wiederherstellung der Monarchie, die man zu verabscheuen das Ansehn haben wollte. Sehr bald aber wurde die Entdeckung gemacht, daß die Ausschüsse nicht gleiche Autorität ausüben dürften, wenn die Verwirrung nicht grenzenlos werden sollte. Es stellte sich also ein oberster Ausschuß dar, welcher die übrigen beherrschte. Dies war der Wohlfahrtsausschuß, berüchtigten Andenkens. Ihn würde man die Kollektiv-Monarchie Frankreichs während seiner Wirksamkeit nennen können, wenn in dieser Bezeichnung nicht ein handgreiflicher Widerspruch enthalten wäre. Unstreitig machte die Vertheidigung Frankreichs gegen die Angriffe, denen es von außen her ausgesetzt war, strenge Maßregeln nöthig; allein es zeigte sich nur allzubald, daß das sogenannte Schreckens-System hauptsächlich zur Beschützung der unförmlichen Regierung, durch welche es ausgeübt wurde, vorhanden war. Die nächste Folge dieser Entdeckung war der Sturz Robespierre's und seiner Freunde. 'Man machte nun zwar noch einen Versuch, ohne Schrecken durch Ausschüsse zu regie-

ren; allein dieser Versuch führte nur eine allgemeine Empörung herbei, welche der Konvents-Regierung keine andere Wahl ließ, als — ihre Form der Einheit näher zu bringen.

Dies geschah durch die Einführung der sogenannten Direktorial-Regierung, bei welcher noch immer der Gedanke festgehalten wurde, daß weder ideelle noch persönliche Einheit zur Darstellung einer der Form nach vollständigen Regierung nöthig sei. Man brachte eine aus fünf Direktoren bestehende Körperschaft, die zur Leitung der allgemeinen Angelegenheiten und zur obersten Vollziehung der Gesetze berufen war, zwei anderen Körperschaften gegenüber, von welchen die eine Rath der Fünfhundert, die andere Rath der Alten genannt wurde, und erwartete von den geregelten Einwirkungen und Rückwirkungen dieser Behörden das Produkt einer dem Naturgesetz gemäß gebildeten Regierung, welche mit dem Charakter der Gesellschaftlichkeit den der Einheit verbindet. In dieser Erwartung mußte man schon um deßwillen getäuscht werden, weil nach dem gesellschaftlichen Naturgesetz die ideelle Einheit zugleich die wirkliche, d. h. die persönliche ist. Noch waren nicht zwei Jahre verflossen, so sah das Direktorium sich genöthigt, seine freiere Wirksamkeit gegen die Opposition zu vertheidigen, die sich in den beiden Räthen gegen dieselbe gebildet hatte. Ohne einen Gewaltstreich war dies unmöglich. Indem sich aber das Direktorium zu einem solchen entschloß, verminderte es sein Ansehn auf eine so unfehlbare Weise, daß keine Persönlichkeit hinreichte, um das Verlorne wieder einzubringen. Seit dem 18. Fruktidor war die Rolle des Direktoriums eben so

wesentlich beendigt, wie die des Wohlfahrts-Ausschusses seit dem 9. Thermidor; und wenn noch zwei volle Jahre verflossen, ehe der Sturz der Direktorial-Regierung erfolgen konnte, so rührte dies nur daher, daß jede Frucht gezeitigt seyn will, ehe sie abfallen kann.

So wie nun in der Form der Direktorial-Regierung eine Annäherung an den Prototypus einer vollständigen Regierung, sofern dieser durch die Vereinigung der Einheit mit der Gesellschaftlichkeit bedingt ist, gelegen hatte: so, und noch vielmehr, war dies der Fall mit der Konsular-Regierung, welche auf jene folgte. Wenn in einem Triumvirat, das durch drei Konsuln gebildet wird, einer von diesen als der Erste bezeichnet ist, so kann man mit der höchsten Sicherheit annehmen, daß es sich nicht länger um die Wiederherstellung der Monarchie handelt; denn sie ist faktisch erfolgt, was auch im übrigen geschehen seyn mag, ihr Daseyn zu verschleiern. Als Staatschef würde Bonaparte nicht bloß Frankreich, sondern auch dem ganzen Europa genügt haben, wenn die durch ihn gebildete Alleinherrschaft jemals den Charakter der Erblichkeit hätte gewinnen können: ein Charakter, der nichts so gebieterisch erheischt, als daß die Regierung nicht bloß imperatorisch, sondern konsultatorisch zu Werke gehe. Doch als glücklicher General geneigt, in der Gegenkraft immer nur das zu sehen, was kein Daseyn haben darf, war Bonaparte mit allem Genie, das man ihm nicht absprechen kann und darf, immer nur eine Geißel, welche die europäische Welt in allen ihren Theilen zerfleischte. Die Verwandlung der Konsular-Regierung in eine kaiserliche war nur eine Steigerung des Absolutismus, ohne welche es kein Daseyn

gab für einen Staatschef, der i. J. 1805 den Gedanken gefaßt und ausgesprochen hatte, daß, nach Verlauf von 10 Jahren, sein Geschlecht das älteste unter den europäischen Fürstengeschlechtern seyn sollte. Wie sich aus diesem Kampf des Stifters einer neuen Dynastie mit der Erblichkeit das Geschick Europa's und Bonapartes gleichzeitig entwickelte, dies zu zeigen, ist die Sache des Geschichtschreibers, der einem so wichtigen Gegenstand gewachsen ist. In diesem Zusammenhang genügt es uns, bei dem Endergebniß dieses Kampfes stehen zu bleiben: ein Endergebniß, das nicht wohl anders aufgefaßt werden kann, als so, daß Bonaparte in der Hand des Schicksals, oder, wenn man lieber will, in Kraft des von der europäischen Welt mühsam errungenen Kultur-Grades, nichts mehr und nichts weniger gewesen sey, als das Werkzeug zur Zurückführung der erblichen Monarchie für Frankreich, nachdem sie zwei und zwanzig Jahre aus diesem Lande gesetzlich verbannt gewesen war.

Die Konvents-Regierung war nach einer dreijährigen, die Direktorial-Regierung nach einer vierjährigen, die Konsular-Regierung, potenzirt durch die Imperatur, nach einer vierzehnjährigen Dauer gefallen. Was bezeichneten diese Intervalle? Gewiß nichts mehr, als den größeren oder geringeren Grad von organischer Unvollkommenheit, den diese Regierungsarten in sich schlossen.

Ludwig der Achtzehnte, auf den Thron seiner Väter zurückberufen, bezeichnete den Antritt seiner Regierung durch die Bekanntmachung einer Charta.

Was war diese Charta?

Ein Euphemismus, durch welchen erklärt wurde, daß

das zurückgekehrte Fürstengeschlecht die Unumschränktheit nicht für einen nothwendigen Bestandtheil der französischen Königsgewalt halte, daß es folglich nicht more majorum, sondern im Einverständniß mit der Nation und in Kraft solcher Institutionen regieren wolle, welche der Gesellschaftlichkeit neben der Einheit, als dem ersten Charakter jeder vollständigen Regierung, Raum gäbe.

Wer möchte an der Aufrichtigkeit dieser Verheißung zweifeln! Sie ist um so mehr über jeden Zweifel erhaben, da die Gewähr in dem Daseyn zweier Kammern gegeben war, deren Bestimmung es mit sich brachte, den Willen der Regierung zu sozialisiren, ehe und bevor er, als Gesetz, die Gesellschaft erreichte.

Gleichwohl schloß die Charta einen großen Mangel in sich, welcher nicht verfehlen konnte, sich als Gebrechen oder Fehler darzustellen. Dies war der Umstand, daß der Organismus der allgemeinen Regierung nicht auch, versteht sich in der nothwendigen Abstufung, der Organismus der Departemental- und Gemeinde-Regierungen geworden war. Politische Systeme haben immer nur in sofern einen Werth als sie die ganze Gesellschaft in allen ihren Abtheilungen durchdringen. Instinktmäßig hatten, seit dem Untergange des alten Königthums, die auf einander folgenden Regierungen dafür gesorgt, daß dieselbe Gesetze, welche ihre Wirksamkeit zum Grunde lagen, allgemeine Gesetze für alle Departemental- und Gemeinde-Regierungen geworden waren: die beiden antimonarchischen in der Unterdrückung des Charakters der Einheit; die monarchische, d. h. die Bonapartische, in Unterdrückung des Charakters der Gesellschaftlichkeit. Auf gleiche Weise nun hätte die Charta feststellen sollen, daß der

aus Einheit und Gesellschaftlichkeit zusammengesetzte Charakter der neuen allgemeinen Regierung auch der Charakter jeder Gemeinde-Regierung sei; womit denn nothwendig verbunden war, daß sie die Mittel, diesen Charakter geltend zu machen, d. h. den dazu erforderlichen Organismus, angab. Statt dessen überging sie diesen Punkt mit Stillschweigen, und behielt den von Bonaparten herrührenden Organismus bei, nicht ohne sich dadurch mit sich selbst in einen auffallenden Widerspruch zu bringen, in einen Widerspruch, der mit jedem Jahr noch auffallender werden mußte. Auf diesen Widerspruch, wie absichtslos und unverschuldet er auch seyn mochte, sind alle die Widerwärtigkeiten zu beziehen, welche die französische Regierung in den letzten vierzehn Jahren erfahren hat.

Wie es scheint, ist man ziemlich spät hinter das Geheimniß gekommen, daß die Schwäche der Regierung auf dieser organischen Unvollkommenheit beruhe. Zum wenigsten hat die linke Seite der Wahlkammer (die Oppositionspartei) erst in den letzten Jahren der Villelischen Verwaltung die Nothwendigkeit einer guten Munizipal-Verfassung zur Sprache gebracht. Ja es läßt sich nicht einmal mit Gewißheit sagen, ob sie dies mehr in der Absicht gethan habe, das Ministerium in Verlegenheit zu bringen, oder um Frankreich zu dem zu verhelfen, was ihm wirklich noth that. Mit welcher Absicht sie aber auch zu Werke gehen mochte: ein Ministerium, das, um ein Deicidium zu verhindern, das Sakrilegiums-Gesetz durchgetrieben und die äußerste Beschränkung der Preßfreiheit für einen Akt der Liebe und der Gerechtigkeit ausgegeben hatte, kurz, ein Ministerium, das sich in einer Bahn bewegte, welche aus

der Gegenwart nur in die Vergangenheit, gar nicht in die Zukunft führte, konnte sich auf nichts einlassen, wodurch das in der Charta angekündigte politische System eine vollständigere Entwickelung erhalten haben würde; es mußte, in Folge des juristisch-priesterlichen Geistes, von welchem es beseelt war, vielmehr darauf bedacht seyn, die Charta selbst mit allen ihren Verheißungen zu Grabe zu tragen, und es darauf ankommen lassen, was alsdann aus ihm selbst werden würde. Auf dem Ausscheiden dieses Ministeriums ruht, so viel darüber auch geredet ist, noch immer ein Geheimniß. Unstreitig war etwas Entscheidendes — vielleicht die im Jahre 1826 förmlich von Herrn Fressinous angekündigte Wiederherstellung der Sorbonne — im Werke, als die bisherige Wahlkammer aufgelöſ't, und eine neue einberufen wurde. Da nun alle Wahlen, wider die Erwartungen des Ministeriums ausfielen, und es folglich auf keine neue Fortschritte in der von ihm betretenen Bahn rechnen konnte, so schied er nothgedrungen aus, fühlend, daß seine Rolle für Frankreich beendigt sei. Wie es sich auch damit verhalten mochte: zum Schöpfer einer neuen Gemeinde- und Departemental-Ordnung, welche Einheit und Gesellschaftlichkeit in sich geschlossen hätte, würde weder Herr von Villele noch irgend einer seiner Kollegen sich hergegeben haben; denn die bloße Idee einer solchen Ordnung überstieg, wo nicht ihr Fassungsvermögen, doch den Gesichtskreis, worin sie sich zu bewegen gewohnt waren.

Das neue Ministerium, belehrt durch die mannichfaltigen Fehlgriffe seines Vorgängers, unterzog sich einer Aufgabe, welche dieser standhaft von sich abgelehnt hatte. In der Sitzung der Wahlkammer vom 9. Fbr. d. J. ist der Gesetzes-Entwurf, die bessere Organisation der Gemeinde betreffend, von dem Minister des Innern vorgelegt worden. Nach diesem Entwurf zerfällt jede Munizipal-Körperschaft (Gemeinde-Regierung) in zwei Theile: in einen vollziehenden, der durch den Maire und seine Gehülfen, und in einen berathenden, der durch den Munizipal-Rath gebildet wird. Die Autorität der ersten geht direkt und frei vom Könige aus, der sie zu ernennen das Recht hat, ohne an irgend eine andere Bedingung gebunden zu seyn, als daß seine Ernennung für die größeren Gemeinden auf den Vorschlag der Minister erfolgt, und auf Solche be-

schränkt ist, die 25 Jahr alt, kein anderes Amt bekleiden, und ihr Domizil in der Gemeinde haben; für die kleineren Gemeinden wird sie durch Präfekten bestritten. Der Munizipal-Rath dagegen wird von der Gemeinde gewählt, ohne daß die Berechtigung zur Wahl im Grundeigenthum abgeschlossen ist. Die Munizipal-Räthe müssen wenigstens 25 Jahre alt seyn. Sie werden auf 6 Jahre gewählt und können wieder gewählt werden. Alle drei Jahre wird die Hälfte der Räthe neu gewählt. Der König bestimmt die Versammlungen; und diese können 14 Tage dauern. Im Rath hat der Maire den Vorsitz. Löset der König die Berathung auf, so muß binnen vier Monaten ein neuer Munizipal-Rath erwählt werden. Nach der wörtlichen Angabe des Ministers, der diesen Gesetzes-Entwurf vorlegte, fand sich die Lösung der Ausgabe in dem Grundgedanken: „den Gemeinden einen gerechten Antheil an der Leitung ihrer Angelegenheiten zu geben, dabei aber der Krone die volle Gewalt des Handelns und die Kraft zu erhalten, deren die öffentliche Ordnung bedarf."

Wirklich scheint dies der einzige richtige Gedanken zu seyn, der, in einer erblichen Monarchie, der Schöpfung einer achtungswerthen Gemeinde-Ordnung zum Grunde gelegt werden kann. Jeder andere Gedanke (jede andere Formel) auf diesen wichtigen Gegenstand angewendet, würde die unfehlbare Wirkung hervorbringen, daß er entweder (wie dies in den reinen Monarchien der Fall ist) die Gesellschaftlichkeit aus der Regierung verbannte, oder daß er (wie es in den Antimonarchien zu geschehn pflegt) diesen zweiten Grund-Charakter der Regierung über den ersten setzte, und dadurch die gesellschaftliche Ordnung in ihrem Haupt-Fundamente (in der Einheit) untergrübe. Hinsichtlich der Anwendung des Gedankens selbst kann die Größe der Gemeinde keinen wesentlichen Unterschied machen: denn die Größe der Gemeinde involvirt nur eine stärkere Mannichfaltigkeit von Beziehungen, welche aufgefaßt seyn wollen; diese stärkere Mannichfaltigkeit aber übt keinen nothwendigen Einfluß auf die Organisation der Gemeinde-Regierung, und auf den derselben zum Grunde liegenden Gedanken selbst, obgleich sie die Dimensionen dieser Regierung aufs Wesentlichste verändert. Wenn daher in dem französischen Gesetzes-Entwurf, die Gemeinde-Ordnung be-

treffend, gesagt wird, „die Verwaltung der Stadt Paris und des Departements der Seine erfordere ein besonderes Gesetz, weil die Konkurrenz von 2 Präfekten, 12 Maires, die ungeheure Bevölkerung der Stadt und einige andere Spezialitäten, spezielle Bestimmungen nothwendig machen:" so darf man daraus noch nicht schließen, daß in diesen Bestimmungen der Grundgedanke, so wie wir ihn angegeben haben, werde aufgeopfert werden. Die Aufgabe kann keine andere seyn, als auch in dieser besonderen Schöpfung, wie groß ihre Schwierigkeiten auch immer seyn mögen, den Charakter der Gesellschaftlichkeit dem der Einheit unterzuordnen.

Haupt-Moment in der Sache ist, daß der König und die Gemeinden mit gleicher Freiheit ernennen: jener die Depositäre der Einheit in dem Maire und dessen Gehülfen; diese die Depositäre der Gesellschaftlichkeit in den Gemeinde-Repräsentanten. Wäre der König verpflichtet, nach einer von der Gemeinde eingereichten Liste zu ernennen: so würde seine Ernennung nur dem Scheine nach frei seyn; denn die Gemeinde hätte es alsdann in ihrer Gewalt, durch die Zusammenstellung sehr verschiedener Kandidaten, die Ernennung derjenigen zu erschleichen, die sie vorzüglich begünstigte; und die natürliche Folge davon würde keine andere seyn, als daß sie in ihrem eigenen Gefühl eine Unabhängigkeit gewönne, welche ihr für die Aufrechthaltung des ganzen politischen Systems versagt werden muß. Kurz: sie würde sich als Antimonarchie empfinden, was sie nicht soll, weil sie nur Theil eines Ganzen ist, das nicht diesen Charakter haben darf.

Zu wünschen wäre, das französische Kommunal-Gesetz hätte bestimmter angegeben, in welcher Klasse der Gesellschaft die Gemeinde-Repräsentanten vorzugsweise zu wählen seyen. Die Qualifikation derselben, sofern sie sich, nächst der Steuer, auf ein Alter von wenigstens 25 Jahren beschränkt, ist in der That höchst unzureichend, sobald man erwägt, daß zu Repräsentanten der Gemeinde vorzugsweise Diejenigen ernannt werden sollten, die am meisten im Stande sind, ihre Zeit und ihre Kraft den Angelegenheiten ihrer Mitbürger zu widmen, und die so viel Erfahrungen gesammelt haben, daß sie dies mit dem besten Erfolg können. Wer aber bildet diese Klasse? Offenbar die Rentiers, d. h. diejenigen, die von einem ererbten oder selbsterworbenen Ein-

kommen leben, das sie der Nothwendigkeit überhebt selbst zu arbeiten. Diese Klasse, welche weit zahlreicher ist, als man gemeinhin glaubt, eignet sich vor allen übrigen zur Repräsentation; selbst dadurch, daß sie so sehr dafür betheiligt ist, daß die materielle Arbeit im Gange bleibe und ihren Lohn in der Wohlhabenheit finde. Ihr selbst, die so sehr an langer Weile leidet, würde eine Beschäftigung zu Theil werden, welche nicht würdiger und anziehender gedacht werden kann *).

Abgesehen von dieser verzeihlichen Unvollkommenheit, ist, wie wir glauben, das Wesen der Gemeinde nie richtiger und vollständiger aufgefaßt worden, als in dem französischen Kommunal-Gesetz. Da nämlich die Gemeinde, wie groß oder wie klein sie auch seyn möge, nie als ein für sich bestehendes Ganzes, sondern immer nur als der Bruchtheil eines Ganzen, Staat genannt, betrachtet werden kann: so muß

---

*) Die Gesellschaft besteht wesentlich durch die materielle Arbeit, und alles, was von nicht-materieller Arbeit hinzukommt, dient im Grunde nur dazu, ihr diejenige Gestalt zu geben, wodurch die Arbeit, ihrem Erfolge nach, gesichert wird. Hieraus folgt auf das Bestimmteste, daß die Zahl derer, die sich mit den öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen, so viel als immer möglich ist, beschränkt werden muß; denn, wenn man das Gegentheil als wahr und richtig annehmen wollte, so würde man die Gesellschaft durch das Mittel zerstören, das sie gestalten soll. Angewendet auf das Repräsentativ-System, führt dieser Grundsatz zu der Entdeckung, daß nicht diejenigen für die vorzüglichsten Repräsentanten, es sei der Gemeinde, oder der Provinz, oder auch des Reichs gelten können, welche noch in der materiellen Arbeit verflochten sind, wohl aber diejenigen, die sich davon losgesagt haben, weil sie die Mittel besitzen, Andere für sich arbeiten zu lassen. Dies nun sind die Rentiers aller Abtheilungen; denn es giebt außer denen, die von Geldkapitalien leben, noch viele andere Kapitalisten, die ihr Einkommen aus verpachteten Ländereien, vermietheten Häusern u. s. w. beziehen. An diese würden sich nur solche anschließen, deren Geschäft so mechanisirt ist, daß es nicht ihre ganze Thatkraft in Anspruch nimmt.

Im Alterthume, wo sich ganze, und zwar bedeutend große Gemeinden, mit den öffentlichen Angelegenheiten anhaltend beschäftigten, war dies nur dadurch möglich, daß die materielle Arbeit von Sklaven verrichtet wurde, die an jenen gar keinen Antheil nahmen; und man darf hinzufügen, daß diese Ordnung der Dinge während der Leibeigenschafts- und Erbunterthänigkeits-Periode fortgedauert hat bis auf unsere Zeit, wo die Arbeit dadurch zu Ehren gekommen ist, daß man sie nicht mehr als einen Fluch, sondern als einen Segen, betrachtet, ohne welchen die Gesellschaft in sich selbst zusammenfallen würde.

auch durch die organische Gesetzgebung dafür gesorgt werden, daß sie sich nie als ein für sich bestehendes Ganzes, sondern immer nur als einen Theil desselben empfinde. Dies nun — wie könnte es wohl sicherer bewirkt werden, als so, daß man ihr zwar gestattet, jede noch so gebietende Persönlichkeit durch ihren Antheil an der Gesetzgebung zu gewinnen, dagegen aber nicht gestattet, mit dieser Persönlichkeit hinauszugehen über das, was den Vortheil des Ganzen bildet, und eben deßwegen ihr eigener größter Vortheil ist? Wie der sittliche Werth des Einzelnen darauf beruht, daß er sich der Gesellschaft nützlich macht, ohne seinem Privat-Vortheile zu entsagen: eben so beruht der politische Werth einer Gemeinde darauf, daß sie sich immer nur als Theil des Ganzen, Staat genannt, empfindet, ohne jedoch in diesem aufzugehen. Die höchste Aufgabe für die Gesetzgeber kann keine andere seyn, als dies auf eine Weise zu bewirken, wobei alle Unordnung ganz von selbst wegfällt. . .

Wir glauben in allen diesen Bemerkungen unser Urtheil über ein anderes berühmtes Kommunal-Gesetz abgegeben zu haben, das, seit Jahr und Tag, der Gegenstand einer lebhaften schriftlichen Erörterung geworden ist; wir bemerken aber zum Schlusse noch: daß, wenn die, welche sich dieser Erörterung unterzogen haben, weniger einer bloß kritischen Ansicht gefolgt wären, und vor allen Dingen das ausgemittelt hätten, was in dieser wichtigen Angelegenheit der Hauptpunkt war, ihre Schriften bei weitem lehrreicher ausgefallen seyn würden, als sie ausfallen konnten, so lange sie das Wesen der erblichen Monarchie ganz aus der Acht ließen, und in dem streitigen Gesetz noch etwas mehr sahen, als ein bloßes Umstandsgesetz, dessen Tendenz bei weitem mehr auf die Erregung politischer Leidenschaften, als auf die Verbesserung der gesellschaftlichen Ordnung ging.

Untersuchungen
über
die allmählige Entwickelung des preußischen Staats.

(Fortsetzung.)

Vierzehntes Kapitel.

Von der zunehmenden Unabhängigkeit des Markgrafthums Brandenburg im dreizehnten Jahrhundert.

Nichts ist den Geschichtschreibern geläufiger, als die Bildung der politischen Verhältnisse auf die Grundsätze und Gesinnungen der Fürsten zu beziehen, während diese in der Regel nur selten im Spiele sind und über ihre Handlungen nichts so sehr entscheidet, als die Macht der Umstände. So wird es Albrecht dem Zweiten, Markgrafen von Brandenburg, zu einem besonderen Verdienst angerechnet, daß er in jener Krisis, welche der Kampf Friedrichs des Zweiten mit Otto dem Vierten mit sich führte, sich von dem letzteren nicht eher getrennt habe, als bis er eigends dazu von ihm berechtigt worden. Und doch folgte er hierin nur

dem, was alle Umstände zusammengenommen gebieterisch forderten. Friedrich der Zweite hatte nämlich, um Waldemar den Zweiten, König von Dänemark, in sein Interesse zu ziehen, diesen Fürsten zum Gebieter über ganz Slavien ernannt. In dieser Eigenschaft herrschte Waldemar über eine Ländermasse, welche, vom Ausfluß der Elbe bis an die Mündung der Weichsel, Holstein, Lauenburg, Mecklenburg, Vor- und Hinterpommern und beträchtliche Distrikte Estlands in sich schloß. Befestigte sich Waldemar in diesem Wirkungskreise, so war es um die Unabhängigkeit des Markgrafthums Brandenburg geschehen. Albrecht der Zweite war also der natürliche Bundesgenosse Otto's des Vierten, so lange sich dieser vertheidigen konnte. Als dies nicht länger der Fall war, wendete sich der Askanier dem Hohenstaufen zu, weil er eines Stützpunkts bedurfte, den er nur in dem Könige der Deutschen finden konnte. Seine Politik war in dieser Beziehung so einfach, daß ihr nichts weiter zum Grunde lag, als eine gesunde Beurtheilung der Lage des Markgrafthums. Friedrich dem Zweiten konnte die späte Anerkennung des Markgrafen wenig verschlagen; und wenn einige behaupten, der junge König der Deutschen habe diese Anerkennung durch die Bestätigung der Lehnsherrschaft über Pommern belohnt, so vergessen sie offenbar, daß diese Lehnsherrschaft dem Könige der Dänen zu Theil geworden war, und diesem nicht ohne Umstände geraubt werden konnte.

Das höhere Maß von Unabhängigkeit, das dem Markgrafthum Brandenburg im dreizehnten Jahrhundert zu Theil wurde, war nur das Produkt von Begebenheiten, welche ihren letzten Grund in Deutschlands Anarchie und in dem

besonderen Umstande hatten, daß Friedrich der Zweite, um die sizilianische Königskrone mit der deutschen Kaiserkrone verbinden zu können, genöthigt war, den deutschen Fürsten weltlichen und geistlichen Standes noch weit mehr einzuräumen, als sie bisher zu ihren Gerechtsamen gezählt hatten. An die von ihm angenommene Kapitulation schlossen sich noch Forderungen des römischen Stuhls an, die nicht zurückgewiesen werden konnten von einem jungen Könige, dessen ganzes Schicksal hervorgegangen war aus dem Verhältniß, worin er zu seinem priesterlichen Vormund stand. Um nun nicht undankbar zu scheinen, mußte Friedrich der Zweite, bei seiner Krönung zu Aachen, das Kreuz aus den Händen des Kardinals Ugolino, Bischofs von Ostia, annehmen. Die einzige Gegenbedingung, welche er machte, war, daß man ihm Zeit lassen wolle, die Angelegenheiten des Reichs in Ordnung zu bringen und zu Rom die Kaiserkrone zu empfangen. Es war in dieser Zeit unstreitig sein ernstlicher Vorsatz, mit den römischen Bischöfen in einem guten Vernehmen zu leben. Wäre dies nur im dreizehnten Jahrhundert so leicht gewesen, wie es gegenwärtig ist! Das Vertrauen des Statthalters Christi zu gewinnen, sicherte er den Nachlaß verstorbener Prälaten ihren Testaments-Erben, oder ihren Nachfolgern in der geistlichen Würde, indem er zugleich auf das Recht, bischöfliche Lehne an sich zu ziehen, Verzicht leistete. Gesetze dieser Art konnten nicht anders als höchst willkommen seyn, da sie die Unabhängigkeit des geistlichen Standes von dem guten Willen des Reichsoberhauptes vermehrten. Was Friedrichs des Zweiten Bemühungen um die Wiederherstellung der gesellschaftlichen Ordnung im Reiche selbst

betrifft: so muß man, um keine falsche Vorstellung davon zu haben, vor allen Dingen bei sich selbst ausmitteln, wie viel in dieser Hinsicht überhaupt möglich war. Hierbei nun stellt sich sogleich der Gedanke dar, daß, welche noch so gute Gesetze ein im Gebrauche der Gewalt abhängiger Fürst auch geben mag, doch die Gesellschaft keinen Vortheil davon zieht, wenn die Vollziehung dieser Gesetze nicht gesichert werden kann. Wenn demnach angeführt wird, Friedrich habe die Auswanderung der Unterthanen verboten, die Erbauung fester Schlösser untersagt, und den Münzfuß durch Androhung harter Strafen für die Falschmünzer verbessert: so läßt sich gegen die Güte der beiden ersten Gesetze sehr viel einwenden, und in Hinsicht des letztern, wie nützlich es auch seyn mochte, begreift man nicht, wie er es anfing, die Denkungsart und Einsicht solcher Fürsten zu veredeln, welche das Falschmünzen übten, weil sie dabei gewinnen zu können glaubten.

Sieben Jahre hintereinander blieb Friedrich in Deutschland, ehe er sich zu Rom um die Kaiserkrone bewarb; und dieser Zeitraum war lang genug, um zu der Entdekkung zu gelangen, daß in Deutschland kein fester Punkt für die Ausübung der königlichen Macht zu finden sei. Obgleich die Rechtmäßigkeit seiner Wahl durch das, im Jahre 1215, von Innozenz dem Dritten veranstalte Konzilium bestätigt war: so folgte aus dieser Bestätigung doch nichts für eine Verbesserung seines Verhältnisses zu Deutschlands Fürsten; und darüber mußte ihm einleuchten, daß man sich im Leben damit begnügen muß, *etwas* zu erhalten, wenn es nicht vergönnt ist, *alles* zu besitzen. Vermöge der ihm eigenthümlichen Schlauheit legte er es also

darauf an, das in Deutschland zu erwerben, was er gebrauchte, um sich in Italien zum Suverän im eigentlichen Sinne des Worts zu machen. Nun besaß ein deutscher König des dreizehnten Jahrhunderts noch mancherlei Gebiete unmittelbar, und zu den Stützen, die er in den Reichsstädten, Reichsrittern und Dienstleuten fand, kamen mehrere Zölle, Forsten, Bergwerke, Regalien und Gefälle. Dies alles benutzte Friedrich um sich Freunde zu erwerben, denen es nicht an Bereitwilligkeit fehlte, seine Zwecke in Süd-Italien zu fördern. Er trug also kein Bedenken die Grundlage der königlichen Macht noch weit mehr aufzulösen, als es bereits durch seine Vorgänger geschehen war; sogar mit Uebertretung der Reichsgesetze, die dies verhindern sollten. Nichts kostetete ihm die Aussöhnung mit dem Pfalzgrafen Heinrich, dem gebornen Feinde seines Hauses, obgleich diese Aussöhnung mit einem bedeutenden Geldopfer verbunden war. Den Braunschweigern, deren Machtgebiet er in Anspruch genommen hatte, gab er die Harzbergwerke als Zugabe zu ihren Herrschaften; und nicht ungroßmüthiger verfuhr er mit den Herzogen von Oesterreich, deren Land und Hauptstadt er erobert hatte, und mit den gesammten Reichsständen, deren vieldeutige Gerechtsame er theils bestätigte, theils vermehrte. Aus seinem ganzen Verfahren ging hervor, daß Deutschland ihm nur in sofern am Herzen lag, als es ihm die Mittel darbot, in Italien zur Unumschränktheit zu gelangen. Wer möchte ihn aber deßhalb tadeln, da er, wenn er anders gehandelt hätte, sich in jeder Beziehung gelähmt haben würde? Als er den Römerzug gehörig vorbereitet hatte, ließ er seinen ältesten Sohn nach Deutschland kommen, um ihn

zu seinem Nachfolger wählen zu lassen. Dies war gegen das Versprechen, das er noch im Jahre 1216 gegeben hatte, Sizilien an diesen Sohn abzutreten; allein es war aus Einem Stück mit seiner ganzen Politik, und folglich das Ergebniß seines Nachdenkens über sein Verhältniß, einerseits zum Papste, andrerseits zu den Fürsten Deutschlands.

Innozenz der Dritte war im Jahre 1216 zu Perugia auf einer Reise nach Pisa gestorben, wo er die zwischen den Pisanern und Genuesern ausgebrochenen Streitigkeiten beizulegen gehofft hatte. Zu seinem Nachfolger hatte das Kardinals-Kollegium denselben Cincio Savelli gewählt, der in einer früheren Periode Friedrichs des Zweiten Erzieher gewesen war. Welcher Gedanke dieser Wahl zum Grunde lag, braucht nicht bemerkt zu werden. Wie leicht man sich aber auch beredet haben mochte, daß es dem gewesenen Erzieher des deutschen Königs leicht werden würde, das bisherige Verhältniß zu dem Königreich Sizilien zu behaupten: so zeigte doch der Erfolg, daß nichts schwieriger war. Der neue Papst, der sich, nach seiner Thronbesteigung Honorius der Dritte nennen ließ, hatte weder die Keckheit, noch den juristischen Scharfsinn seines Vorgängers; und da es zugleich an den begünstigenden Umständen fehlte, welche diesen zu einem großen Papst gemacht hatten: so durfte Honorius nicht darauf rechnen, daß es ihm auf dem bloßen Wege der Sanftmuth gelingen werde, das Ansehn des heil. Stuhles über jeden Widerspruch zu erheben. Das größte Hinderniß für ihn lag in dem jungen Monarchen, der seinen Aufenthalt in Deutschland nur verlängert hatte, um alle die Mittel zu

vereinigen, deren er zur Erreichung seines Hauptzwecks bedurfte.

Endlich im Besitz aller dieser Mittel brach Friedrich im Sept. 1220 nach Italien auf. Konrad von Tanne und Engelbrecht, Erzbischof von Köln, beide dem Könige höchstergeben, blieben bei dem elfjährigen Heinrich zurück, während sein Vater, begleitet zugleich von dem Herzog Ludwig von Baiern, von dem Pfalzgrafen Heinrich und von einer nicht geringen Anzahl Erzbischöfe und Bischöfe, an der Spitze eines ansehnlichen Heeres über die Alpen nach Verona zog. Die Mailänder, welche Otto's des Vierten Schicksal keinesweges zur Nachgiebigkeit gestimmt hatte, blieben ihren guelphischen Gesinnungen auch unter den gegenwärtigen Umständen getreu, und zwangen dadurch den unternehmenden Friedrich, mit Verzichtleistung auf die eiserne Krone nach Rom zu gehen. Als er sich der Hauptstadt des Kirchenstaats näherte, kamen ihm päpstliche Legaten entgegen, um die gewöhnliche Kapitulation mit ihm abzuschließen; und da Honorius den Gesinnungen seines ehemaligen Zöglings keinesweges vertraute, so mußte, auf seinem ausdrücklichen Befehl, die Kapitulation durch Beifügung des Reichssiegels in ein königliches Gesetz verwandelt werden. Außer den übrigen Punkten, welche Otto der Vierte hatte eingehen müssen, ließ Friedrich sich gefallen, daß das Königreich Sizilien nie mit dem Reiche vereinigt werden sollte; außerdem aber übernahm er die Verbindlichkeit, bald nach seiner Kaiserkrönung einen Zug gegen die Ungläubigen anzutreten. Die Krönung geschah den 22. Nov. 1220 in der Peterskirche, und zur Beruhigung des Papstes nahm Friedrich zum zweiten Male das

Kreuz aus den Händen des Bischofs von Ostia. Außerdem verpflichtete er sich zur Verfolgung der Ketzer: eine Verbindlichkeit, die weder seiner Bestimmung, noch seinen Grundsätzen entsprach, die er aber deßhalb nicht weniger übernahm, vielleicht nur, weil er glaubte, seine Zwecke in Italien und in Deutschland so am sichersten erreichen zu können.

Als Freunde schieden Friedrich und Honorius auseinander. Indem jener an der Spitze des in Deutschland geworbenen Heeres in seine Erbstaaten zurückging, die er als halber Flüchtling im Jahre 1213 verlassen hatte, wendete er sich zunächst nach Apulien. Hier war seit dem Tode seines Vaters alles in die größte Unordnung gerathen: kein Großer gehorchte der Regierung, und mit gleicher Frechheit wurden die Rechte der Krone, wie die der Unterthanen, verletzt. Die Aufgabe war, Vasallen und Städte zur Unterwerfung zu bewegen. Das Mittel dazu lag in dem mitgebrachten Heere. Streng nun und ohne Unterschied des Standes bestrafte Friedrich die Schuldigen; und nachdem er die in die Hände des Adels gerathenen Krongüter zurückgenommen hatte, hielt er 1221 zu Kapua einen Landtag, auf welchem der Friede befestigt und der Grund zu einer neuen Verfassung gelegt werden sollte. Er ging hierauf mit Hülfe der Pisaner nach Sizilien über, wo ihm alles nicht schlechter gelang. Den Genuesern entriß er Syrakus, das sie zu einer Faktorei gemacht hatten. Auch die Mohamedaner, welche zu den Waffen gegriffen und sich in den Gebirgen festgesetzt hatten, brachte er zur Unterwerfung durch Waffengewalt auf der einen, und billige Verträge auf der andern Seite; zwanzig tausend der-

selben ließen sich im Jahre 1224 sogar nach dem wüsten Nocera in der Capitanata versetzen, wo sie dem Kaiser in seinen Streitigkeiten mit dem Papste zwar die nützlichsten Dienste leisteten, aber eben deßwegen auch um so mehr gehaßt wurden. Auf einem Landtage in Messina wurde die Wiederherstellung der Ruhe versucht.

In dem unbestrittenen Besitz seiner Erbstaaten fand Friedrich die Berechtigung zu neuen Schöpfungen; nur daß er dabei nicht vermeiden konnte, den Italiänern wehe zu thun. Um die wissenschaftliche Bildung seiner Unterthanen unabhängig von dem Auslande zu machen, stiftete er die Universität Neapel mit dem ausdrücklichen Verbot für alle Sizilianer diesseits und jenseits des Pharus, auswärtige Lehranstalten zu besuchen: ein Verbot, das Bologna nicht anders als schmerzlich empfinden konnte. Von allen Fürsten war er der erste, welcher den Professoren Gehalte gab; und was er dabei hauptsächlich bezweckte, läßt sich am sichersten daraus abnehmen, daß er verordnete, die höheren Wissenschaften sollten, die Heilkunde allein ausgenommen, ausschließend auf der neuen Universität gelehrt werden: eine Verordnung, welche die Geistlichkeit höchst anstößig finden mußte. Der anti-theokratische Geist, der alle seine Handlungen belebte, offenbarte sich auch darin, daß er die Werke des Aristoteles, deren Studium die Kirche in diesen Zeiten verboten hatte, aufs Neue übersetzen ließ und darüber zu lesen befahl.

Was jedoch Friedrich dem Zweiten am meisten am Herzen lag, war der Wunsch, dem gesellschaftlichen Zustande in seinen Erbstaaten eine solche Festigkeit zu geben, daß er entweder gar nicht, oder nur durch die außeror-

dentlichsten Mittel erschüttert werden könnte. Eine neue Gesetzgebung sollte dies Wunder bewirken.

Die mit diesem großen Werke unauflöslich verbundenen Schwierigkeiten wurden unter dem Beistande einsichtsvoller Rechtsgelehrten, zu welchen vorzüglich Peter von Vineis gehörte, in einem Zeitraum von etwa 12 Jahren überwunden; und so strahlt denn Friedrich der Zweite unter allen deutschen Kaisern, als der einzige Gesetzgeber — zwar nicht in Beziehung auf Deutschland, das er als unheilbar aufgegeben hatte, aber doch in Beziehung auf seine italiänischen Erbstaaten, deren Zustand durch ihn nicht wenig verbessert wurde.

Welche bessere Wendung hätte Friedrich seinem Vorhaben geben können, als die, wodurch er sich nicht sowohl in das Licht eines Gesetzgebers, als in das eines Wiederherstellers der alten Ordnung brachte! Tausend Schwierigkeiten wurden hierdurch, wie durch einen Zauberschlag, beseitigt, obgleich die Ordnung, für deren Wiederhersteller Friedrich gelten wollte, erweislich nie dagewesen war. Der alleinige Zweck seiner Schöpfung war, sich selbst als Herrscher an die Spitze der ganzen Gesellschaft zu bringen, was immer nur dadurch möglich wurde, daß er, durch eine abgestufte Verstärkung der öffentlichen Gewalt, der Privat-Gewalt und der Selbsthülfe ein Ende machte. Genöthigt, auf der einen Seite des Papstes, auf der andern des Adels zu schonen, konnte er zwar nicht umhin, die Grundsätze der Theokratie in seine Gesetzgebung aufzunehmen, und manche Scheinrechte an die Stelle der wirklichen zu bringen; allein dies war auch alles, was er that, um seine stärksten Gegner für sich zu gewinnen.

Von dem Lehnregiment blieb nichts weiter übrig, als die Versammlung der Stände, eine Art von Mannengericht, und die Rechte der Vasallen über ihre Gutsunterthanen unter der Aufsicht der Staatsgewalt. Die Staatsämter hörten gänzlich auf Lehne zu seyn: der Suverän vergab alle obrigkeitliche Stellen, und um sich die Uebersicht zu erleichtern, theilte er das Land in Hauptkreise und Bezirke. Jeder Ort erhielt einen rechtskundigen Richter und einen Polizei-Beamten unter der Benennung Bailus; die großen Städte ausgenommen, welche deren 3 bis 5 hatten. Richter und Polizei-Beamte erkannten, und zwar binnen 2 Monaten, in Zivil- und geringen Kriminal-Sachen, und hatten in Polizei-, Kauf- und Handelssachen, Gewichte, Maß, Marktgefälle und die Erhebung derselben zu besorgen. Nur Gutsunterthanen des Königs vom Laienstande konnten diese Stellen erhalten; und wie es scheint, mußte Kaution geleistet werden. Eigentlich blieb der Bailus nur Ein Jahr im Amte; allein die Bestallung konnte erneuert werden. Alle Urtheilssprüche mußten schriftlich, und alle Urkunden deutlich und ohne Abkürzungen verzeichnet seyn. Wer sich, er mochte Geistlicher seyn oder Laie, an ein fremdes Gericht wendete, wurde mit Konfiskation bestraft. Sämmtliche Ortsrichter und Baili standen unter einem Oberrichter, welchem vier Gehülfen mit solchem Stimmrecht beigeordnet waren, daß er nur als der dritte den Ausschlag gegen zwei geben konnte. Auf gleiche Weise war die Erhebung der Steuern Personen anvertraut, welche unter mancherlei Benennungen unter einem Reichskämmerer standen. Die Einkünfte flossen theils aus dem Ertrage der Krongüter, diese mochten verpachtet oder admi-

nistrirt seyn, theils aus Steuern, Schutzgeldern und anderen Nutzungen. Salz, Eisen und Stahl waren Gegenstände des Monopols. Ueber den Betrag der Einkünfte läßt sich nichts mit Bestimmtheit sagen. Die Rechnungen aller niedern Behörden, von einem Rechnungsbeamten geprüft, gingen an eine Oberrechnungs-Kammer, welche in letzter Instanz untersuchte, und sie, wenn nichts dagegen zu erinnern war, bestätigte. Jeder Beamte blieb funfzig Tage lang seinem Nachfolger verantwortlich. Für eine regelmäßige Erhebung der Steuern war durch Grund- und Saal-Bücher gesorgt. Wo die Instruktion der Beamten nicht hinreichte, entschied der Monarch.

An der Spitze der Gesetze standen zwar die Verordnungen wider die Ketzer; doch weiß die Geschichte nichts auszusagen von der Vollziehung dieser Verordnungen, so lange Friedrich lebte. Die Verordnung des Königs Roger, nach welcher weder über den König, noch über die Gesetze, noch über die Verwaltung geurtheilt werden sollte, erhielt Bestätigung. Die Rechte der Lehnsherrn waren beschränkt. Zinsen waren zwar bei Vermögensverlust untersagt; doch sollten Juden jährlich 10 v. H. nehmen dürfen. Alle Grundstücke ohne Ausnahme mußten der Kirche den Zehnten entrichten. Das Tragen von Waffen war verboten, den Rittern und ihren Söhnen bei Geldstrafe, den untern Volksklassen bei Strafe einer Verurtheilung zu öffentlichen Arbeiten. Mord wurde an dem Adeligen mit dem Schwert, an dem Bürgerlichen mit dem Strange bestraft. Gegen unbillige und überlegene Gewalt durfte jeder Unterthan, Jude und Muhamedaner nicht ausgenommen, sich durch Anrufung des königlichen Namens beschützen; und wenn

diese Anrufung verachtet wurde, so traf dem Verächter eine angemessene Strafe. Für ein in ihrer Mitte begangenes Verbrechen mußte die Gemeinde durch Geldstrafe büßen, wenn der Thäter nicht ausgemittelt wurde. Wenige Fälle ausgenommen, durfte jeder Angeklagte gegen Bürgschaft entlassen werden. Vergehungen gegen Staatsbeamte wurden doppelt bestraft. Die Abstufung der Strafen war folgende: der Scheiterhaufen für den Ketzer, das Schwert für höhere Stände bei schweren Verbrechen (sonst Einziehung des Vermögens oder auch geringere Geldstrafen), der Strang für Verbrecher nicht-ritterlichen Standes, öffentliche Arbeit für die Armen. Auf Jungfrauenraub stand der Tod; öffentliche Dirnen aber waren beschützt. Lehnsherrn durften bei ihren Gutsunterthanen Nothhülfe suchen; und zwar, wenn sie weltlichen Standes waren, bei Lösung des Herrn aus der Gefangenschaft, bei Annahme der Ritterwürde, bei Ausstattung der Töchter oder Schwestern, zum Ankauf eines Guts im Dienste des Staats, und zu Heerfahrten; und, waren sie geistlichen Standes, zur Bestreitung der Kosten des Palliums, zur Besuchung einer allgemeinen Kirchenversammlung u. s. w. Ohne die Einwilligung der Herren durften Lehnsleute weder sich selbst, noch ihre Angehörigen verheirathen. Töchter folgten in den Lehnen nach dem Abgange des Mannsstammes; und die unverheiratheten erhielten den Vorzug, wenn die verheiratheten nicht für ihre Ausstattung sorgen wollten. Der Zweikampf war nur für den Fall gestattet, daß, bei begründetem Verdacht eines heimlichen Mordes oder eines Hochverraths, die Wahrheit auf keinem andern Wege auszumitteln war. Das Vermögen der Frau blieb

unangetastet, wenn nur der Mann; das des Vaters, wenn nur der Sohn schuldig war. Die Folter trat erst dann ein, wann gegen geringe und übelberüchtigte Personen schwere Anzeigen, aber kein voller Beweis vorhanden war; auch auf Majestäts-Verbrecher konnte sie angewendet werden u. s. w.

Es läßt sich nicht annehmen, daß alle diese Verordnungen und Gesetze von Friedrich dem Zweiten herrühren; er fand Vieles vor, und sein Verdienst bestand hauptsächlich darin, daß er unter dem unermeßlichen Vorrath römischer, lombardischer, sarazenischer und normanischer Gesetze die anwendbarsten aussuchen ließ, um die Willkür der Verwalter und der Richter zu mässigen, die, wenn sie unter mancherlei Gesetzen die Auswahl haben, sich leicht jede Prüfung ersparen, und ihre Bestimmung dadurch verderben, daß sie sich dieselbe zu erleichtern bemüht sind. An Friedrichs Gesetzgebung den Maßstab späterer Jahrhunderte legen wollen, hieße, gar nicht wissen, worauf es im dreizehnten Jahrhundert ankam. Nicht Achtung für ein, dem allgemeinsten Naturgesetz entsprechendes Verhältniß der Regierung zu den Regierten bildet den Charakter der Verfassung, welche Friedrich seinen Erbstaaten in Unter-Italien gab, wohl aber das Bemühen, die höchste Zentralisation der öffentlichen Gewalt zu Stande zu bringen. Man ist demnach berechtigt, Friedrichs Schöpfung die erste wahre Monarchie des sogenannten Mittelalters zu nennen; denn was in Deutschland, Frankreich, England und Spanien Monarchie genannt wurde, kam nicht in Vergleichung mit der sizilianischen, so lange Friedrich der belebende Geist derselben war. Dabei versteht sich jedoch

ganz von selbst, daß man von Friedrichs Gesetzgebung nicht mehr erwarten muß, als was die reine Monarchie zu leisten im Stande ist, wenn sie nicht von dem Gemeingeist unterstützt wird, der allein von ihrem Gegensatz ausgehen kann. Zwar schloß die Verfassung die Ständeversammlungen nicht ausdrücklich aus; allein indem diese Versammlungen von dem Gesetzgeber als unnütz oder als gefährlich betrachtet wurden, gelangten sie nicht zur Wirksamkeit, und gerade in ihrer Unthätigkeit lag der erste Grund zum Verderben der Monarchie. Alles, was man in dieser Hinsicht zu Friedrichs Entschuldigung sagen kann, läuft darauf hinaus, daß er den Kampf mit der Feudal-Aristokratie so viel wie immer möglich vermeiden mußte. Nun erreichte er zwar diesen Zweck; allein indem er den Adel lieber unterdrücken, als für das allgemeine Beste gewinnen wollte, vergaß er, daß die ganze Kraft seiner Verfassung zuletzt auf seiner Persönlichkeit beruhete, während sie von dieser ganz unabhängig hätte seyn sollen.

Bei dem Allen konnte den Päpsten dieser Zeit nichts schlimmeres begegnen, als — Gesetzmäßigkeit und Ordnung rund um sich her entstehen zu sehen; denn auf der Fortdauer des Gegentheils beruhete ihre Autorität. In der That, wenn sie, in irgend einem Sinne des Worts, Vertreter des göttlichen Gesetzes waren, so waren sie es, sofern die gesellschaftliche Ordnung nicht von dem göttlichen Gesetze herrührt, welches dabei stehen geblieben ist, eine gesellschaftliche Ordnung möglich zu machen, wohl aber von dem menschlichen, das sie allein verwirklichen kann; so, daß also die Vervollkommnung des letzteren denen nicht angenehm seyn kann, die das, was sie gelten

nur durch die Unvollkommenheit desselben gelten. Da Friedrich sich zu einem Kreuzzuge anheischig gemacht hatte: so wurde er von Honorius dem Dritten unablässig an dieses Versprechen erinnert. Vielleicht war die Absicht des Papstes hierbei keine andere, als dem Institute, an dessen Spitze er stand, nichts zu vergeben; doch wer ermißt, was einer scheinbar einfachen Politik zum Grunde liegt, wenn bei dieser zuletzt alles darauf hinausläuft, eine fehlerhafte Ordnung der Dinge zu vertheidigen?

Doch ehe wir eingehen in die Händel, welche sich zwischen Honorius dem Dritten und dessen Nachfolger auf der einen und Friedrich dem Zweiten auf der andern Seite entspannen, müssen wir einen Blick auf Deutschland werfen, um zu erfahren, was die Abwesenheit des Kaisers für dies große Land bewirkte.

Daß der junge Heinrich, den er zurückgelassen hatte, unter der Leitung Konrads von Tanne und des Erzbischofs von Köln, Engelbrecht, keine Autorität für Deutschlands Fürsten bildete, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Der Nachdruck, womit der erzbischöfliche Vormund des jungen Prinzen auf Recht und Ordnung drang, erschien nur allzu bald in dem Lichte einer tyrannischen Beschränkung der alten, angestammten Rechte freier Männer, und die letzte Folge davon war, daß ein naher Verwandter Engelbrechts, Graf Friedrich von Altena und Isenburg an der Ruhr, den Entschluß faßte, den Lästigen aus dem Wege zu räumen. Wirklich wurde der Erzbischof am 7. Nov. 1225 auf einer Reise von Soest nach Köln in der Nähe von Schwelm von sechs und zwanzig Mordgenossen, an deren Spitze der Graf von Altena und Isenburg stand, überfallen

und durch acht und dreißig Wunden getödtet. Dies blieb nicht die einzige Unthat. In den Händeln, welche zwischen dem Pfalzgrafen Rapato von Baiern und dem Grafen von Pogen ausbrachen, wurden sogar Kirchen geplündert und verbrannt. Heinrich von Oesterreich empörte sich gegen seinen Vater, den Herzog Leopold den Siebenten, und vertrieb seine Mutter aus dem Schlosse Heimburg: eine Fehde, welche nicht eher beigelegt wurde, als bis König Heinrich sich mit der Tochter des Herzogs Leopold vermählte, und seine Hochzeit zu Nürnberg feierte. Die bei weitem wichtigste Begebenheit dieser Periode, war jedoch der Sturz des dänischen Königs Waldemars des Zweiten von der Höhe, auf welche Friedrich der Zweite ihn erhoben hatte; und sie verdient, daß wir mit größerer Ausführlichkeit bei ihr verweilen, weil der Staat, dessen allmählige Entwickelung der Gegenstand dieser Untersuchungen ist, dabei von mehr als einer Seite gewann.

Sowohl die Annalisten früherer Jahrhunderte, als die Geschichtschreiber der neueren Zeit, sind höchst freigebig mit der Benennung eines Tyrannen, die, in ihrer Vorstellung, jeden Fürsten bezeichnet, der auf Ordnung hält. Offenbar vergessen sie dabei, daß die Gesellschaft auf mehr als auf Eine Weise geordnet seyn kann, und daß sie es dann am wenigsten ist, wenn (wie es im dreizehnten Jahrhundert nur allzu sehr der Fall war) das Gesetz, d. h. der öffentliche Wille, der die Freiheit Aller beschränkt, damit es eine allgemeine Sicherheit gebe, entweder gar nicht vorhanden ist, oder wegen fehlerhafter Einrichtungen schlecht vollzogen wird. Unter solchen Umständen ist persönliche Nachhülfe von Seiten desjenigen, der an der Spitze der

Gesellschaft steht, unvermeidlich; aber er ist deßhalb noch nicht ein Tyrann. Was den dänischen König Waldemar den Zweiten betrifft, so lautet die gegen ihn erhobene Beschuldigung dahin: „daß er die Abwesenheit des Grafen von Schwerin, seines Vasallen, benutzt habe, um einen Theil der Besitzungen desselben im Mecklenburgischen an sich zu reißen, und daß er dieser Ungerechtigkeit durch Entehrung der Gemalin des Grafen noch eine persönliche Beleidigung hinzugefügt habe." Erwiesen ist diese Beschuldigung von keiner Seite, und das ganze Fundament derselben reicht nicht weiter, als daß der Graf Niklas zu Haland, ein Schwestersohn des Grafen von Schwerin, sich in der Abwesenheit seines Oheims, eines Theiles der Güter desselben bemächtigte, und daß die Gemalin des Abwesenden, als sie sich darüber am Hofe des Dänen-Königs beschwerte, gütige Aufnahme fand. Der Graf von Schwerin kam von seiner Reise nach Palästina im Jahre 1222 zurück. Unterrichtet von dem, was während seiner Abwesenheit vorgefallen war, beschloß er, sich an den König von Dänemark zu rächen; unstreitig nur in der Voraussetzung, daß sein Oberlehnsherr seinen Neffen mehr begünstigt habe, als ihn. Die Annalisten lassen uns darüber im Dunkeln, wie er es angefangen habe, sich der Person Waldemar's des Zweiten zu nähern; denn sie erzählen bloß, daß, als der Dänen-König sich im Frühling auf der kleinen Insel Lyoe unter Fühnen, begleitet von einem geringen Gefolge, mit der Jagd belustigt habe, der Graf von Schwerin in der nächsten Nacht über den unter einem Zelte mit seinem ältesten Sohne schlafenden Oberlehnsherrn hergefallen sei, und ihn geknebelt auf ein nahe-

liegendes Schiff gebracht, und zuerst nach Lenzen, nachher auf das dannenbergische Schloß, und zuletzt nach Schwerin geführt habe. Das Unzusammenhängende der ganzen Erzählung springt in die Augen; vorzüglich dadurch, daß man nicht erfährt, wie der Graf von Schwerin so leicht bei der Hand seyn konnte, um sich der Person des Königs zu bemächtigen. Wiederum verträgt es sich schwerlich mit einem Zweifel, daß Waldemar der Zweite wirklich in die Gefangenschaft des Grafen gerathen sei; denn nicht genug, daß er drittehalb Jahre in dieser Gefangenschaft blieb und sich zuletzt aus derselben durch das Versprechen befreiete, daß er 44,000 Mark Silbers (etwa 616,000 Thaler) zahlen wollte, wurde sein Schicksal auch die Ursache einer bedeutenden Umwälzung, die sich über den ganzen Norden Deutschlands erstreckte. Kaum war seine Gefangenschaft bekannt geworden, so schüttelten alle die Bestandtheile des Königreichs, welche Waldemar seiner Verbindung mit Friedrich dem Zweiten verdankte, das ihnen auferlegte Joch ab. Lübeck setzte sich zurück in die Reichsfreiheit, die es der Großmuth Friedrichs des Ersten verdankte. Holstein rief seinen angestammten Landesherrn, den Grafen Adolph den Vierten von Schaumberg, nach Vertreibung des Grafen von Orlamünde, der im Namen des Königs in Holstein regierte, zurück. Die Mecklenburger und Pommern entsagten, so wie der Graf von Schwerin, der dänischen Lehnsherrschaft, und der Herzog Albrecht von Sachsen nahm das von seinem Vater Bernhard erworbene Lauenburg wieder an sich. Man sieht, wie wenig das Zeitalter geneigt war, in der Wirksamkeit einer großen Autorität ein Prinzip der Freiheit zu erkennen; man erkennt das Vorherr-

schen des Individualismus, den die seit Jahrhunderten mit Deutschlands allgemeiner Regierung vorgegangenen Veränderungen ins Leben gerufen hatten, und der seitdem gewissermaßen unsterblich geworden ist . . .

Im Jahre 1225 aus seiner Gefangenschaft befreit, und zwar dergestalt, daß er zum Unterpfande für die zu zahlende Summe zwei Söhne als Geiseln gab, dachte Waldemar nur darauf, wie er sich an seinen Feinden rächen wollte. Von den Eiden, die er hatte leisten müssen, entband ihn Honorius der Dritte, der, wie alle Päpste seines Zeitalters, seinen größten Vorzug darin fand, daß er der Schiedsrichter über alles Politische war. Waldemar besteuerte hierauf seine Unterthanen und brachte ein Heer zusammen, wodurch er die verlorne Oberlehnsherrschaft zurückzunehmen hoffen durfte; doch blieben auch seine Feinde nicht unthätig. Es scheint sogar, daß sie, um sich in dem errungenen Seyn zu behaupten, mit einer Thatkraft zu Werke gingen, die nicht eben so groß bei dem Könige gewesen sei. Ehe dieser ins Feld rücken konnte, griffen jene ihn auf der Bornhörder Haide unweit Kiel an, und es erfolgte eine Schlacht, welche drei bis vier Tausend Dänen das Leben, und Waldemarn, außer dem Auge, das er in diesem Kampfe verlor, seine Herrschaft über das Wendenland auf immer kostete.

Dieser Ausgang eines großen Streites war, wenn der Erfolg darüber entscheiden darf, für keinen deutschen Staat noch wichtiger, als für das Markgrafthum Brandenburg. Vom Jahre 1227 an, wo die Schlacht auf der Bornhörder Haide geliefert wurde, datirt sich der zunehmende Einfluß dieses Fürstenthums auf das sogenannte Slavenland,

und was, seit mehr als sechs Jahrhunderten, als die Wirkung dieses Einflusses betrachtet werden muß, leistet die Gewähr selbst für die Zukunft.

Merkwürdig vor allem, und zugleich ein Beweis, daß die negativen Ursachen des Wachsthums und Gedeihens den positiven vorangehen müssen, ist, daß das Markgrafthum Brandenburg durch einen besonderen Umstand verhindert wurde, irgend einen Antheil an den Unruhen zu nehmen, welche die Gefangenschaft Waldemars des Zweiten nach sich zog. Albrecht der Zweite, Markgraf von Brandenburg, war im Jahre 1220 gestorben und hatte zwei minderjährige Prinzen hinterlassen, von welchen der eine Johann, der andere Otto hieß. Beide befanden sich vorläufig unter der Vormundschaft ihrer Mutter, Mathilde, die in dem Grafen Heinrich von Anhalt einen Rathgeber und Beistand hatte. Diese Fürstin nun scheint eine von den ausgezeichnetsten Frauen ihrer Zeit gewesen zu seyn. Unfähig das Verhältniß aufzuheben, worein das Markgrafthum Brandenburg unter besonderen Umständen zu dem Erzbisthum Magdeburg gerathen war, zog sie es vor, die Forderungen des Erzbischofs Albrecht von Magdeburg lieber zu befriedigen, als die Sicherheit in Gefahr zu bringen, welche der junge Staat unter dem Schutze der Kirche genoß. Es waren nicht weniger als 1900 Mark Silbers, welche der Erzbischof forderte, wenn er erlauben sollte, daß die Regierung ungestört auf Albrechts Nachkommenschaft überginge. Mathilde bezahlte diese Summe; und indem der Erzbischof, dessen Oberlehnsherrschaft über das Markgrafthum durch Friedrich den Zweiten bestätigt war, sich jedes Einflusses auf die Regierung des Landes enthielt,

vollendeten die askanischen Prinzen Johann und Otto ihre Volljährigkeit ungefähr um dieselbe Zeit, wo die Schlacht bei Kiel vorbereitet wurde. Keiner von beiden nahm Theil an derselben; nur daß sie sich hinterher des Herzogs Otto von Braunschweig-Lüneburg annahmen, der, als Bundesgenosse des Königs von Dänemark, das Unglück gehabt hatte, in die Gefangenschaft des Grafen von Schwerin zu gerathen.

Die Erscheinungen der deutschen Welt stehen mit den Erscheinungen der italiänischen Welt während des dreizehnten Jahrhunderts in einem so innigen Zusammenhange, daß es gar nicht möglich ist, von den ersteren zu reden, ohne auf die letzteren zurückzugehen. Der Punkt, um welchen sich alles drehete, war das Königreich Jerusalem, das nach den Wünschen der Päpste in seiner Hauptstadt wieder erobert werden sollte, damit es nicht an einem Gegenstande fehlen möchte, woran sich ihre Autorität offenbaren könnte. Zwischen Honorius dem Dritten und Friedrich dem Zweiten kam eine gewisse Neckerei nie zum Stillstande; und die Ursache war keine andere, als daß der Kaiser unerschöpflich war an Ausflüchten, so oft er aufgefordert wurde, den versprochenen Kreuzzug doch endlich einmal anzutreten. Nach dem Verluste von Damiata trug Honorius kein Bedenken, Friedrichen als denjenigen zu bezeichnen, der diesen Verlust durch sein Zögern herbeigeführt habe; und mehr bedurfte es nicht, den Kaiser, bei der allgemeinen Stimmung der westeuropäischen Welt, in eine große Verlegenheit zu setzen.

Um dies gehörig zu verstehen muß sich der Leser auf einige Augenblicke nach der Ostküste Afrika's versetzen lassen.

Nach dem Abzuge Richards, Königs von England, aus Palästina, und nach einigen andern minder bedeutenden Zwischenhandlungen, fiel das Königreich Jerusalem an Maria, die Tochter Isabella's und Wilhelms von Montferrat, eine Enkelin Almerichs. Sie wurde mit Johann von Brienne, einem französischen Edelmann, vermählt, den Friedrich August, König von Frankreich, als den tapfersten Krieger im gelobten Lande bezeichnet hatte. Ihr Königreich, das sich längs der Küste erstreckte, war ohne Kraft und Haltung; allein es war nicht verloren, so lange die Päpste in Kraft des theologischen Geistes, von welchem die Welt in dieser Periode regiert wurde, die Berechtigung hatten, die Vertheidigung einer so elenden Kolonie als die Probe zu betrachten, auf welche sich ihr Ansehn bringen ließ. Innocenz der Dritte blieb in dieser Hinsicht nicht hinter seinen Vorgängern zurück; und als der vierte Kreuzzug gegen alle seine Erwartungen dadurch fehlgeschlagen war, daß die Venetianer, die für denselben bestimmten Kräfte auf die Eroberung Konstantinopels verwendet hatten, bot er seine ganze Kunst auf, um einen fünften zu Stande zu bringen. Die ganze Lage Europa's war indeß so angethan, daß sein Wunsch nur schwach erfüllt werden konnte. Von den sämmtlichen Königen Europa's war Andreas von Ungarn der Einzige, der sich mit dem Kreuze befaßte. Verstärkt durch eine nicht geringe Anzahl von Oberdeutschen, ging er im Jahre 1218, weil der Weg durch Klein-Asien mehr, als jemals, durch die Griechen und durch die mit ihnen verbündeten Türken von Kogni versperrt war, von Venedig aus über Zypern nach der syrischen Küste, und drang

über Akkon in Palästina ein. Inzwischen zog ein nicht unbedeutender Schwarm von Niederdeutschen längs der Küste von Frankreich und Spanien nach dem mittelländischen Meere, überwinterte in Portugal, wo er sich mit den Mauern schlug, und langte auf der syrischen Küste zu einer Zeit an, wo der König von Ungarn in Begriff stand, in die Heimath zurückzukehren. Wie stark der ganze Haufe durch diesen Zuwachs wurde, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben; aber indem der Muth sich aufs Neue belebte, wurde man einig, Jerusalem in Aegypten zu erobern, nicht etwa, weil der Erfolg durch einen unmittelbaren Angriff auf Aegypten gesichert war, sondern weil man leben wollte. Damiata, der Schlüssel zu Aegypten, wurde also mit 20,000 Mann berannt; und man überwand die sich darbietenden Hindernisse wenigstens in so weit, daß man sich, vermittels einer von dem Kreuzprediger Olivier erbauten schwimmenden Festung, des Thurms bemächtigte, welcher die Stadt auf der Seite des Stroms (Nils) beschützte. Da die Stadt selbst noch unerobert blieb, so ging ein großer Theil der Pilger nach Europa zurück. Schon verloren die Uebrigen den Muth, als aus Frankreich, England und Deutschland, neue Streiter anlangten; mit ihnen ein päpstlicher Legat und der Stifter des Franziskaner-Ordens, der, in seinem heiligen Eifer, den Sultan von Aegypten bekehren, oder die Märtyrer-Krone erwerben wollte. Die Verwirrung im Lager der Christen war aufs Höchste gestiegen, als der König von Jerusalem (Johann von Brienne) den Oberbefehl übernahm, und die Gemüther noch einmal zu Einem Zweck vereinigte. Unter diesen Umständen bot der Sultan von Aegypten den Frie-

den an: er wollte Jerusalem und das heilige Kreuz zurückgeben, auch manche andere Forderungen bewilligen. Johann von Brienne und der vernünftigere Theil der Kreuzfahrer stimmte für die Annahme dieser Bedingungen. Nicht so der päpstliche Legat, dem an Frieden und freundschaftlichem Verhältnisse nichts gelegen war, weil darin die Veranlassung zu Machtäußerungen wegfiel. Zwar wurde Damiata noch erobert; allein von diesem Zeitpunkte an brachen pestartige Krankheiten im Heere aus, die eine ganz natürliche Folge des Aufenthalts in einer Stadt waren, deren Bevölkerung von 50,000 auf 3000 zusammengeschmolzen war. Das Elend wurde nicht wenig dadurch vermehrt, daß die Kreuzfahrer Aegypten zu einer Zeit erobern wollten, wo der Nil zu steigen beginnt, d. h. im Frühlinge. Stromaufwärts vordringend, rückten sie in dies gefährliche Land ein. Meladin, der Sohn Saffedins — dies war der Name des Sultans — sah sie kommen; als sie aber weit genug vorgedrungen waren, ließ er die Schleusen aufziehen, und schnitt durch seine Flotte das Kreuzheer von der seinigen und somit von aller Zufuhr ab. Durch das zunehmende Anschwellen des Stromes geriethen die christlichen Streiter in so große Gefahr, daß sie es für eine Gnade achten mußten, als Meladin sie gegen die Zurückgabe der Stadt Damiata unverhindert abziehen ließ, und einen Waffenstillstand auf acht Jahre schloß, der unverbrüchlich gehalten werden sollte, sofern nicht ein gekröntes Haupt mit einem neuen Heere den Krieg wieder beginne. Für die gewissenhafte Erfüllung dieses Vertrages stellten beide Theile Geiseln; die Christen den Kardinal Pelagius, den Herzog Ludwig von Baiern

und den König von Jerusalem. Der Sultan von Aegypten war großmüthig genug, daß er, um den Ueberrest des christlichen Heeres zu retten, nicht bloß die Schleusen verschließen ließ, sondern auch für die Rückfahrt über den Strom sorgte, und die Abziehenden auf vier Tage mit Brod versah. Fünf und dreißig Tausend Christen hatten in dem ägyptischen Feldzuge ihr Leben eingebüßt.

So verhielt es sich mit dem Verlust von Damiata, der im Jahre 1221 erfolgte. Es war demnach eine ausgezeichnete Verleumdung, wenn Honorius der Dritte das, was seinem Legaten allein zur Last fiel, auf die Rechnung Friedrichs des Zweiten setzte. Doch eine Unwahrheit verschlug in diesen Zeiten sehr wenig, wenn man dadurch Großes zu gewinnen hoffen durfte. Der Geist der Wahrheit war weniger als je, der Geist der kirchlichen Regierung, seitdem es den Päpsten gelungen war, die Kirche über den Staat zu erheben und die europäische Politik zu leiten. An Mitteln zur Aufrechthaltung ihres überwiegenden Ansehns fehlte es so wenig bei dem niedrigen Stande der öffentlichen Erkenntniß, daß jedes Jahrhundert neue gebar; und wenn in der gegenwärtigen Zeit partheisüchtige Schriftsteller den Regierungen lästig sind, so gab es im dreizehnten Jahrhundert eine Menschenklasse, die noch weit lästiger war. Ueberhaupt genommen waren dies die Mönche; vorzüglich aber die Bettel- oder Prediger-Mönche. Der Einsamkeit, die zum Wesen ihres Standes gehörte, entsagend, durchschwärmten sie die ganze Gesellschaft; und so oft die kirchliche Regierung etwas durchsetzen wollte, waren sie ihre ersten Hebel, und als solche

um so thätiger und wirksamer, je mehr sie in ihrer großen Unwissenheit nur der gegebenen Richtung folgten. Wie sehr sie nun auch den Gährungsstoff der Gesellschaft bilden mochten: so gab es doch kein Mittel, sie zu beschränken; denn alles, was in dieser Hinsicht geschah, galt nicht bloß für Tyrannei, sondern auch für Gottlosigkeit. Hierdurch aber erhielten sie ein unbeschränktes Recht, über die Erscheinungen der sittlichen Welt nach Gutdünken zu urtheilen und der öffentlichen Meinung jede beliebige Richtung zu geben. Ob sie davon Gebrauch machten, ist keine Frage. Der große Haufe, welcher niemals untersucht, wiederholte, was er von ihnen vernommen hatte, und machte sie dadurch nur um so gefährlicher. Die Anklage, welche die Bettelmönche gegen Friedrich den Zweiten erhoben, beschränkte sich Anfangs darauf, daß er sein zweimal gegebenes Wort, das Kreuz zu nehmen, unerfüllt gelassen habe; nach dem Verlust von Damiata aber machten sie ihn verantwortlich für den Ausgang des fünften Kreuzzuges, und Verleumdung auf Verleumdung häufend, stellten sie ihn schon jetzt in das Licht eines Frevlers, der keine Achtung, keinen Gehorsam verdiene. Man sieht, daß die Päpste des dreizehnten Jahrhunderts durch den Pöbel herrschten, ohne auf irgend eine Weise auf die Belehrung desselben hinzuwirken.

Unter solchen Umständen blieb Friedrich dem Zweiten nichts anders übrig, als das Versprechen zu wiederholen, daß er entschlossen sei, an der Spitze eines zahlreichen Heeres nach Syrien zu gehen, sobald die Angelegenheiten seiner italiänischen Staaten es erlauben würden. Um den Papst mit diesem Aufschub zu versöhnen, trat er ihm die

bisher streitig gebliebenen Mathildischen Güter aufs Förmlichste ab. Darüber langte der Großmeister des deutschen Ordens, Herrmann von Salza, bei dem Kaiser an, um ihm die nöthigen Aufschlüsse über den wahren Stand der Dinge in Syrien zu geben. Aus seiner Darstellung ging hervor, daß nur die Uneinigkeit der Sultane, welche die zerstreuten Länder Salah Eddins beherrschten, den gänzlichen Zusammensturz des widerspruchsvollen Königreichs Jerusalem abgewendet habe. Herrmann von Salza fügte hinzu, daß, wenn dies Königreich noch länger bestehen sollte, irgend einer von den größeren Fürsten Europa's den Titel eines Königs von Jerusalem annehmen müsse; und um den Kaiser zur Annahme desselben zu bewegen, schlug er ihm, der seit 1222 Wittwer war, die Tochter des Titular-Königs von Jerusalem zur Gemahlin vor.

Mit diesem Vorschlage fand der Großmeister bei weitem mehr Eingang, als er selbst erwartet haben mochte. Nicht daß Friedrich einen unverhältnißmäßigen Werth auf eine neue Krone gelegt hätte, die so schwer zu behaupten war; allein der Titel eines Königs von Jerusalem konnte in seinem Verhältniß zur römischen Kirche eben so viel wirken, als der Kaisertitel in seinem Verhältniß zu den sizilianischen Magnaten gewirkt hatte. Einen Kreuzzug anzutreten, hatte er sich mehr als einmal anheischig gemacht: für den Erfolg desselben aber bürgte der Königstitel, den er anzunehmen gedachte, wenigstens bis zu einem gewissen Grade; und wenn ein glücklicher Ausgang des großen Unternehmens für ihn sprach, wie viel war alsdann in allen Kämpfen mit dem Oberhaupte der Kirche gewonnen, da in der Anschauung des großen Haufens ein

Kämpfer für die Befreiung des heiligen Grabes fast eben so heilig war, wie der Papst selbst! An diese Betrachtung schloß sich bei einem so einsichtsvollen und staatsklugen Regenten, wie Friedrich war, unstreitig noch eine andere an, welche, von dem Vortheil seiner italiänischen Staaten hergenommen, nichts weniger als unwichtig war. Wie hätte ihm die äußerst günstige Lage derselben für den levantischen Handel entgehen können! Wie leicht aber ließen sich die neuen Verhältnisse, worin er mit Aegypten und den übrigen Nachbarstaaten als Führer eines ansehnlichen Kreuzheeres zu treten nicht verfehlen konnte, zur Abschließung von Verträgen benutzen, wodurch die fast im Mittelpunkt des großen mittelländischen Meeres gelegenen sizilianischen Königreiche zu Stapelörtern für alle Waaren des Morgenlandes wurden! Es läßt sich schwerlich leugnen, daß wenn Friedrich der Zweite nicht dem despotischen Geiste des heiligen Stuhls unterlegen hätte, die italiänischen Republiken, Venedig selbst nicht ausgenommen, ihre Rolle sehr bald ausgespielt haben würden; und alsdann hätten alle europäischen Begebenheiten eine andere Wendung genommen, und Neapel und Sizilien würden vor ihren späteren Schicksalen bewahrt geblieben seyn.

Die Genehmigung des Papstes zu erhalten, sendete Friedrich den Großmeister des deutschen Ordens nach Rom. Hier bedurfte es keiner besonderen Künste, um den Papst zu einer Einwilligung zu bewegen. Kaum aber hatte Honorius der Dritte die Annahme des Titels eines Königs von Jerusalem genehmigt, so erschien, von Aegypten her, Johann von Brienne, um sein mürbes Zepter in die Hände deßjenigen niederzulegen, der sich herablassen wollte, seine

Tochter Jolanta zu ehelichen. In Ferentino wurden zwischen dem Papste, dem Kaiser und dem König von Jerusalem Zusammenkünfte gehalten, welche sich auf den nächsten Kreuzzug bezogen; und da der mit Meladin abgeschlossene Waffenstillstand noch zwei Jahre vorhielt, so wurde man einig, den Zug nach Syrien bis dahin zu verschieben. Unterdeß wollte der König von Jerusalem die europäischen Reiche durchreisen, um zur Theilnahme an diesem Zuge aufzufordern. Jolanta wurde dem Kaiser feierlich verlobt.

Die ihm zu Theil gewordene Frist benutzte Friedrich der Zweite zur Sicherung und weiteren Ausbildung seiner Erbstaaten; in seinem Verhältniß zu Deutschland aber lag ihm nichts so sehr am Herzen, als die Spannung, worin er noch immer zu den Republiken Ober-Italiens lebte. Die Mailänder hatten ihm, wie wir wissen, die lombardische Krone versagt, und der wüthende Haß dieser Demokraten gegen die Fürsten des hohenstaufischen Hauses diente dem römischen Hofe zum Nothanker in seinen Streitigkeiten mit dem Kaiser. Dies war etwas, wogegen sich Friedrich keinen Augenblick verblenden konnte. Zwar so lange Honorius der Dritte lebte, war von dieser Seite wenig zu befürchten; allein sein Nachfolger, wer er auch seyn mochte, konnte nur allzu leicht auf den Einfall gerathen, die Abwesenheit des Kaisers zum Umsturz alles dessen zu benutzen, was in Sizilien diesseits und jenseits des Farus geschehen war, um eine bleibende Ordnung einzuführen. Um nun einem solchen Unfall zuvorzukommen, wollte Friedrich wenigstens einen Versuch machen, die lombardischen Städte für sich zu gewinnen: denn wie gering der Werth

der lombardischen Krone auch im Uebrigen seyn mochte, so gewährte sie doch den Vortheil, daß sie gegen den Ehrgeiz der Päpste beschützte. Seinen Zweck desto sicherer zu erreichen, verpflichtete er sich den Papst durch bedeutende Zurüstungen, die er in den Häfen seiner Erbstaaten machen ließ: hundert Galeeren lagen in Bereitschaft und an funfzig Transportschiffen, von welchen jedes vierzig Reiter mit ihren Streitrossen führen sollte, wurde rastlos gearbeitet. Friedrich meldete dies dem mißtrauischen Honorius, indem er sich verbindlich machte, den Kreuzzug im August 1227 anzutreten, und zwei Jahre hindurch 1000 Ritter auf seine Kosten zu unterhalten. Den Papst noch mehr für sich zu gewinnen, legte er der eigenmächtigen Besetzung mehrerer Pfründen im Königreich Neapel keine unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg; auch mischte er sich nicht in die Unruhen, die neuerdings in Rom ausgebrochen waren.

Sich den lombardischen Städten wichtig zu machen, gab es kein wirksameres Mittel, als in ihrer Nähe Unterhandlungen zu eröffnen. Es wurde demnach ein Reichstag nach Cremona ausgeschrieben, dem Vorwande nach, um mit den sämmtlichen Vasallen des Reichs die nöthigen Verabredungen wegen des bevorstehenden Kreuzzuges zu treffen, der waren Absicht nach, um die Lombarden zu einer freiwilligen Ueberreichung der eisernen Krone zu bewegen. Zu diesem Reichstage wurde auch Friedrichs ältester Sohn, der junge Heinrich, entboten, der seit 1222 förmlich zum deutschen König gekrönt, sich mit Margaretha, einer Schwester Friedrichs des Streitbaren von Oestreich, vermählt hatte. Der Kaiser selbst brach an der Seite

seiner jungen Gemahlin Jolanta dahin auf, und ihn begleitete, außer anderen Fürsten, sein Schwiegervater, Johann von Brienne, der seit einiger Zeit nach Italien zurückgekommen war, aber statt eines Kreuzheeres nur eine neue Gemahlin angeworben hatte, an deren Seite er die Aufopferung des Königreichs Jerusalem als eine Uebereilung bereuete. Zu Cremona erklärte der Kaiser seine Absicht, die Lombarden durch Güte für sich zu gewinnen, ganz öffentlich. Doch die halsstarrigen Mailänder verwarfen jeden Vergleich. Eingedenk der harten Behandlung, welche sie von Friedrich dem Ersten erfahren hatten, zugleich aber den Verheißungen des römischen Hofes vertrauend, erneuerten sie, auf die erste Nachricht von dem cremonesischen Reichstage, den alten lombardischen Bund mit mehr als funfzehn Städten und verschiedenen Grafen und Herren auf nicht weniger als fünf und zwanzig Jahre; und als jetzt der Augenblick der Entscheidung gekommen war, erklärten sie, daß sie lieber untergehen, als ihrer Autonomie und ihren geschlossenen Bündnissen entsagen wollten. Ihre Vertheidigungsanstalten aber entsprachen dieser Erklärung. Während eine lange Kette von befestigten Städten, die vom Po bis an die Brenta, und von ligustischen Gebirgen bis an das adriatische Meer reichte, den Fortgang des Kaisers hemmte, bewachte ein zahlreiches Bundesheer die Päße an der Etsch, um weder den König Heinrich noch irgend einem Deutschen den Eintritt in Italien zu gestatten. Und damit verbanden sie alle die verunglimpfenden Aeußerungen, welche der Demokratie im Kampfe mit der Monarchie eigen sind.

Sechs Wochen lang hatte Heinrich sich vergeblich bemüht, einen Weg zu seinem Vater zu finden, als dieser, weil er einsah, daß die Mailänder und ihre Bundesgenossen sich nicht bekehren würden, den Reichstag mit seinen Verbündeten zu halten beschloß. Es wurden die nöthigen Maßregeln verabredet; hauptsächlich mit den Abgeordneten der Republiken Genua, Pisa und Lukka, deren Beistand auf einem Kreuzzuge deshalb unentbehrlich war, weil sie, als Handelsstaaten, über Schiffe und Geld verfügen konnten. Den letzten Versuch zu einem gütlichen Vergleiche mit den Mailändern machte der Kaiser durch einen päpstlichen Legaten; und als auch dieser Versuch, wie es vorherzusehen war, fehlschlug, erklärte er die widerspännstigen Städte in die Reichsacht, und ließ sie von dem Legaten mit dem Interdikt belegen. Friedrich ging hierauf in seine Erbstaaten zurück; und wie tief sein Gemüth durch den fehlgeschlagenen Versuch verwundet war, zeigte sich in den bittern Klagen, die er über Italiens Uneinigkeit in einer Zusammenkunft mit dem Papste zu Rieti führte: Klagen, welche er damit endigte, daß er Honorius den Dritten aufforderte, seinen Streit mit den Lombarden zu schlichten. Allerdings mußte der Papst, wenn er den Zweck, d. h. den Kreuzzug wollte, auch das Mittel dazu wollen; allein die kirchliche Regierung wußte zu allen Zeiten zwischen vorübergehendem und bleibendem Vortheil zu unterscheiden: indem Honorius den Widerstandsgeist der Mailänder von keiner Seite mißbilligte, weigerte er sich Anfangs jedes Schiedsrichteramts in dieser wichtigen Angelegenheit, welche freilich zuletzt seine eigene war, und als die Dringlichkeit

des Kaisers ihm jede andere Ausflucht abschnitt, zog er sich zuletzt durch eine partheiische Aufforderung zu großmüthiger Verzeihung aus der Schlinge, meinend, die Lombarden würden ihre Kräfte erschöpfen, wenn sie mehr als 400 Reiter in Palästina unterhielten.

Dies war die letzte Entscheidung Honorius des Dritten, welcher nicht lange darauf (18. März 1227) starb. Sein Nachfolger auf dem heil. Stuhl war der Kardinal Ugolino aus dem Geschlecht der Segni: eben derselbe, aus dessen Händen Friedrich zweimal das Kreuz empfangen hatte. Ugolino nahm, nach seiner Erhebung, den Namen „Gregor der Neunte" an; — unstreitig nur, um der Welt zu erkennen zu geben, daß er gegen den Kaiser im Geiste seines Namensverwandten, Gregors des Siebenten, zu handeln gedenke. Auch begann er, als ein geschworner Feind Friedrichs, der seiner Familie eine Menge unrechtmäßig erworbener Güter entrissen hatte, den Antritt seiner Regierung mit Aufforderungen zu einer endlichen Unternehmung des so oft verheißenen Kreuzzuges. Friedrich selbst durchschaute die Nothwendigkeit derselben: denn angenommen war der Titel eines Königs von Jerusalem, gemacht der Aufwand zu Rüstungen von dem größten Umfang; und wie gefährlich es auch seyn mochte, vorzuschreiten, so konnte er doch nicht zurückschreiten, ohne sich dem Gespötte Preis zu geben. Es kam aber noch dazu, daß aus allen europäischen Reichen Kreuzfahrer in so großer Menge herbeigeströmt waren, daß man ernstlich darauf bedacht seyn mußte, ihnen einen Ausweg nach der syrischen Küste zu eröffnen, wenn nicht Störungen aller Art eintreten sollten; des Kaisers Erbstaaten waren mit diesem Gesindel über-

schwemmt, das, im Kampfe mit dem Leben, jeder Zucht Hohn sprach, und in kurzer Zeit die gesegnetsten Fluren in Wüsteneien verwandeln konnte. In diesem Auswurf des menschlichen Geschlechts erzeugte außerdem das heiße Klima Seuchen. Was also immer der Erfolg seyn mochte: dem Kaiser blieb nichts anders übrig, als sich mit diesen Glaubenskämpfern so schnell als möglich einzuschiffen.

Zu Brindisi wurden 40,000 Mann den Wellen anvertraut. Ihre nächste Bestimmung war Morea; denn hier wollte Friedrich zu ihnen stoßen. Wirklich ging der Kaiser den 8. September 1227 in der Begleitung des Landgrafen von Thüringen an Bord. Es war die erste Seereise, welche er machte. Mit den Beschwerden derselben vereinigte sich die Furcht vor einer ansteckenden Krankheit, von welcher unzweideutige Anzeigen auf dem Schiffe wahrgenommen wurden. Unter den widrigsten Empfindungen hatte Friedrich drei Tage auf dem Meere verlebt, als er den Befehl ertheilte, daß man nach dem Hafen von Otranto zurückkehren sollte. Der Landgraf von Thüringen starb gleich nach seiner Zurückkunft; und Friedrich, der das Gift der Krankheit nur durch seine stärkere Leibesbeschaffenheit überwand, begab sich zu seiner völligen Wiederherstellung in die Bäder von Puzzoli. Durch das Ausbleiben des Kaisers in Verlegenheit gesetzt, kehrten auch die in Morea angelangten Kreuzfahrer nach Neapel zurück, nicht ohne ihre unterweges ertragenen Leiden zu übertreiben, um das Mitleid frommer Seelen zu gewinnen. Das ganze, mit so vielem Pomp angekündigte Unternehmen war demnach in Einem Augenblick gescheitert, und eine Span-

nung, die beendigt geschienen hatte, war von neuem eingetreten.

Unstreitig war die kirchliche Regierung hiervon am wenigsten getroffen; allein sie mußte fortfahren, ihre Politik in den Schleier der Heuchelei zu hüllen: denn dies brachte ihr Verhältniß zur Gesellschaft mit sich. Gregor der Neunte sprach demnach über die verfehlte Expedition wie über eine Niederlage, welche der ganzen Christenheit zugefügt sei. In der Krankheit des Kaisers sah er nur Verstellung, und die Unfälle, die einen so großen Theil der Pilger aufgerieben hatten, erschienen ihm nur als ein Werk der Bosheit. Er selbst bestieg am heil. Michaelistage die Kanzel, und predigte über den Text: „es muß ja Aergerniß kommen;“ und sich selbst mit dem Erzengel Michael vergleichend, stellte er den Kaiser als den Drachen dar, der überwunden werden müsse, wenn die Kirche bestehen sollte. Förmlich that er hierauf den Kaiser in den Bann; und um die Welt von der Rechtmäßigkeit seines Verfahrens zu überzeugen, machte er eine Deduktion bekannt, die wenigstens in sofern meisterhaft war, als er darin, um die Leser zu sich herüber zu ziehen, von Schmerz ohne Maß, von unsäglichem Erstaunen und von grenzenlosem Abscheu sprach, die sich seines Leibes und seiner Seele gleich sehr bemächtigt hätten.

Vergeblich bemühete sich Friedrich, den verstellten Zorn des heiligen Vaters zu besänftigen. Lange weigerte sich Gregor, die kaiserlichen Gesandten vorzulassen; und als er sich endlich dazu entschloß, drang er auf Genugthuung für die Kirche, von deren Vortheil Friedrich, wie er behauptete, den seinigen zum größten Leidwesen der Kirche ge-

trennt habe. Friedrich versprach diese Genugthuung, indem er sich anheischig machte, den Kreuzzug gleich im folgenden Jahre wieder anzutreten. Hierdurch wurde jedoch Gregor keinesweges zur Aufhebung des Bannfluches bewogen. Den Wirkungen dieses Eigensinnes zu begegnen, sah sich der Kaiser zu Maßregeln genöthigt, die er sich lieber erspart hätte. Vor allen Dingen befahl er den Obrigkeiten in seinen Erbstaaten, dafür zu sorgen, daß der Gottesdienst wie bisher gehalten würde; zugleich verschärfte er die Gesetze über die Auswanderung. Den deutschen Fürsten legte er alle die Hindernisse vor, die er hatte besiegen müssen, ehe eine Einschiffung hatte erfolgen können, wobei er nicht verschwieg, was ihn zur Rückkehr bewogen hatte. Auch gegen die Könige von Frankreich und England erklärte er sich über sein Mißgeschick, nicht ohne sie auf den schrankenlosen Ehrgeiz der römischen Bischöfe aufmerksam zu machen, und ihren Beistand in einer Sache anzusprechen, welche auch die ihrige wäre.

Durch alle diese Schritte gewann Friedrich zum wenigsten so viel, daß Gregor der Neunte seinen Zweck nicht so vollkommen erreichte, daß das kaiserliche Ansehn darüber wäre vernichtet worden. Die Bereitwilligkeit der neapolitanischen Barone, einen neuen Kreuzzug zu unterstützen (wie verrätherisch sie auch seyn mochte), und die eben so große Bereitwilligkeit der italienischen Handelsstaaten, ihre Kräfte einer Unternehmung zuzuwenden, welche auf die Vermehrung ihres Verkehrs mit dem Morgenlande abzweckte, gaben dem Kaiser Unbefangenheit und Thatkraft zurück, wiewol er in dieser Periode das Unglück hatte, seine zweite Gemahlin zu verlieren. Nachdem er also den

Herzog Rainald von Spoleto zum Verweser des Königreichs ernannt, und noch einige vergebliche Versuche, den Papst zu einer Zurücknahme des Bannes zu bewegen, gemacht hatte, ging er getrost an Bord, um für die Wiederherstellung des unsinnigen Königreichs Jerusalem zu thun, was in seinen Kräften stehen würde. In seiner Abreise offenbarte sich zwar das untergeordnete Verhältniß, worin er, wie alle Fürsten seiner Zeit, zu dem Papste stand: allein diesem war nicht zu entkommen, so lange sich die öffentliche Meinung für das Oberhaupt der Kirche erklärte, d. h. so lange die Gesellschaft sich selbst ein Geheimniß war.

Wir bleiben hierbei vorläufig stehen, um auszumitteln, welche Wirkungen das Verhältniß, worin Friedrich der Zweite zu den Päpsten gerathen war, für Deutschland hervorbrachte.

Die Elemente, welche Deutschlands Regierung bildeten, bestanden aus geistlichen und aus weltlichen Fürsten. Jene hätten ihren Vortheil in einem hohen Grade verkennen müssen, wenn sie es nicht mit dem Oberhaupte der Kirche hätten halten wollen; hierauf beruhete ihr Ansehn, d. h. der Einfluß, den sie auf die Gesellschaft ausübten. Diese hätten es eben so sehr mit dem Kaiser halten sollen; allein sie waren daran verhindert durch ihre eigene Ansprüche, sofern sie nicht Theile eines Ganzen, weltliche Regierung genannt, sondern dies Ganze selbst seyn, d. h. autonomisch leben wollen. Hieraus mußten die auffallendsten Verwickelungen hervorgehen; denn, wenn es auf der einen Seite im Interesse der weltlichen Fürsten lag, den geistlichen das Gegengewicht zu halten, so konnten sie auf

der andern in dieser Bestrebung nicht so weit gehen, daß sie zu bloßen Werkzeugen des Kaisers geworden wären. Die sich ihnen darbietende Aufgabe war eigentlich gar nicht zu lösen; und die natürliche Folge davon war, daß jeder weltliche Fürst dieser Zeit, ohne sich um das Allgemeine zu bekümmern, seine Rettung in dem suchte, was ihm das Angemessenste für seine persönlichen Verhältnisse zu seyn schien. Im Großen blieb hierbei das Uebergewicht auf Seiten der Erzbischöfe und Bischöfe. Dies verhinderte jedoch nicht, daß im Einzelnen nicht Oppositionen Statt gefunden hätten, die zu mehr oder weniger ernstlichen Bürgerkriegen führen mußten.

Während also, auf den über Friedrich des Zweiten ausgesprochenen Bannfluch, die Geistlichkeit und ein nicht geringer Theil der weltlichen Fürsten von dem Kaiser abfiel und sich jede nur ersinnliche Mühe gab, den jungen König der Deutschen (Heinrich den Siebenten) zu einer Rebellion gegen seinen Vater fortzureißen, bemerken wir in den beiden jungen Fürsten, die an der Spitze des Markgrafthums Brandenburg standen, eine auffallende Standhaftigkeit in Vertheidigung der Vorrechte des Kaisers: eine Standhaftigkeit, welche um so mehr erklärt seyn will, je weniger es in dem Wesen der Jugend liegt, sich einem gegebenen Beispiele zu versagen. Die Chronikenschreiber der früheren Zeit haben diesen Punkt unerörtert gelassen, weil es überhaupt nicht ihre Sache war, den Ursachen und Beweggründen der einzelnen Erscheinungen nachzudenken.

Die Politik der beiden Markgrafen Johanns des Ersten und Otto's des Dritten wurde aber durch nichts An-

deres bestimmt, als durch ihr Verhältniß zu dem Erzbischof Willibrand von Magdeburg, der, als Schutzherr des Markgrafthums, nach dem Tode Albrecht des Zweiten so eigennützig gewesen war, daß er seine Lehnsherrschaft in eine Finanzquelle verhandelt hatte. Ein tausend neun hundert Mark Silbers als Summe, um welche die beiden Markgrafen, oder vielmehr ihre Vormünder, das Lehn hatten muthen müssen, bildeten in einer Zeit, wo das öffentliche Einkommen in Naturalien bestand, ein viel zu starkes Objekt, als daß an dasselbe sich nicht hätte die Idee von Unfreiheit hätte knüpfen sollen, wenn sich das Ende dieser Lehns-Abhängigkeit nicht absehen ließ. Da nun die beiden Markgrafen keine Aussicht hatten, aus dieser Abhängigkeit hervorzugehen, wenn sie es nicht mit dem Kaiser hielten: so widersetzten sie sich vor allen Dingen den Bemühungen des Erzbischofs von Magdeburg, den Bannfluch des Papstes in Ausübung zu bringen. Sie hatten zwar das Unglück, von dem Erzbischof geschlagen und in ihre Heimath zurückgetrieben zu werden: allein sie hatten sich dennoch nicht verrechnet; denn als der Kaiser aus Syrien zurückgekommen war, belohnte er die ihm bewiesene Anhänglichkeit, d. h. das, was dafür ausgegeben wurde, dadurch, daß er die beiden Markgrafen der Abhängigkeit von dem Erzbisthum Magdeburg entband und in der Lehnsherrschaft über Pommern bestätigte. Wenn sie diese Herrschaft erst 20 Jahre später mit den Waffen in der Hand errangen: so rührte dies daher, daß ein deutscher Kaiser des dreizehnten Jahrhunderts nur Anwartschaften geben konnte, die in den meisten Fällen weit aussehend waren; was kaiserliche Würde genannt wurde, war

nicht vielmehr, als der Schatten dessen, was man dadurch bezeichnete.

Für die Geschichte der beiden Brüder ist nichts noch merkwürdiger, als die musterhafte Einigkeit, worin sie lebten und wirkten. Diese beruhete, so weit sich darüber noch jetzt urtheilen läßt, auf einer solchen Entgegengesetztheit der Charaktere, wodurch man sich nothwendig ergänzt. War Johann sanft und zum Nachgeben bereit, so war Otto feurig und unternehmend. Hierbei war keiner dem andern hinderlich, und nur bei einer solchen Uebereinstimmung läßt sich begreifen, wie sie, beinah' ein halbes Jahrhundert hindurch, unter Einem Dache und bei zahlreicher Familie in gemeinschaftlicher Hofhaltung leben konnten. Soll jedoch diese Erscheinung noch vollständiger erklärt werden, so muß man darauf zurückkommen, daß der gesellschaftliche Organismus im dreizehnten Jahrhundert viel zu unvollkommen war, um in der Person des Fürsten eine strenge Einheit nothwendig zu machen. Wir bemerken dies nur, damit man, wie es so oft geschieht, von einer solchen Erscheinung, wie die musterhafte Brüderlichkeit der beiden brandenburgischen Markgrafen, nicht Veranlassung zu Lobpreisungen hernehme, die keinen andern Zweck haben, als die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart zu erheben....

Der Kampf der geistlichen Macht mit der weltlichen war das Entwickelungs-Prinzip dieser Zeit; und wie schlecht er auch als solches begriffen werden mochte, so konnte er doch nicht verfehlen, die von ihm unzertrennlichen Wirkungen hervorzubringen, wenn diese vorläufig auch nur darin bestanden, daß man durch Schmerz und Wunden immer mehr zur Erkenntniß dessen gelangte, was Noth that.

Durch die Begebenheiten selbst wurde der Streit dem Ziele näher geführt, bei welchem er ausruhen sollte; die Begebenheiten selbst aber wurden durch entgegen gesetzte Leidenschaften bestimmt. Wir kehren nach Italien zurück.

Sobald Friedrich den Kreuzzug angetreten hatte, entfalteten sich des Papstes wahre Absichten: er wollte den Drachen zertreten, der die christliche Kirche, d. h. das überwiegende Ansehn der Päpste, zu verschlingen drohete, und dazu gab es für den Augenblick kein wirksameres Mittel, als die Zerstörung dessen, was Friedrich für die Herbeiführung einer besseren Ordnung seit acht Jahren geleistet hatte. Da der Bann fortdauerte, so glaubte sich Gregor zu den feindseligsten Maßregeln berechtigt; und erfinderisch in neuen Ränken, fand er auch darin ein Verbrechen, daß Friedrich, beladen mit dem Fluch der Kirche, seinen Kreuzzug begonnen hatte. Um nun verwüstend über die Erbstaaten des Kaisers herfallen zu können, errichtete er ein Trutz- und Schutz-Bündniß mit den lombardischen Städten, und gab, unmittelbar darauf, den unruhigen Magnaten Neapels das Zeichen zur Empörung. Der Ausbruch des Krieges erfolgte, sobald der heil. Vater ein Heer angeworben hatte, das die Benennung der Schlüssel-Träger erhielt. Von jetzt an überließ Reinald, der Reichsverweser, das Geschäft, die Rebellen zu bestrafen, seinem Bruder Bertold, und begab sich nach der ankonitanischen Mark, um sich den Absichten des Papstes zu widersetzen. Doch an die Spitze der Verbündeten trat Johann von Brienne, des Kaisers Schwiegervater, der (so wenig gehörten Treu und Glaube diesen Zeiten an) in Italien zurückgeblieben war, um mit Hülfe des Papstes die an Friedrich abgetretene Schein-

macht in eine wirkliche zu verwandeln, d. h. Neapel für sich zu erobern. In drei Abtheilungen drangen die Verbündeten in das Königreich Neapel ein, während Rainald, viel zu schwach, um erfolgreichen Widerstand leisten zu können, sich allmählig nach Kalabrien zurückzog. Des mächtigen Schutzes beraubt, ergaben sich die Städte. Die Dörfer, wenn sie nicht zur Ausstattung der Priesterschaft oder des Adels gehörten, wurden zerstört. Das ganze Königreich würde erobert worden seyn, hätte nicht die Ungeschicklichkeit des Legaten Pelagius die Uebergabe von Sulmona verhindert. Um sich mit den übrigen Abtheilungen zu vereinigen, ging Johann von Brienne über den Volturno; sein nächstes Ziel war Sulmona. Doch ehe alles vereinigt werden konnte, was die Unterwerfung dieser Stadt erforderte, verbreitete sich die Nachricht von der nahen Rückkehr des Kaisers, und diese Nachricht wirkte wie ein Donnerschlag.

Im September des Jahres 1228 war Friedrich bei Akkon ans Land gestiegen, und hatte, unmittelbar darauf, eine Versammlung der Großen veranstaltet, denen er über seine Streitigkeiten mit dem Papste und über das Mißlingen der vorjährigen Unternehmung die Aufschlüsse gab, die seinen gegenwärtigen Absichten entsprachen. Alles hatte sich mit ihm versöhnt, und er stand im Begriff, nach Damaskus vorzugehen, als eine glänzende Gesandtschaft des Sultans von Aegypten anlangte, welche, mit Ueberbringung kostbarer Geschenke, auf ein Bündniß antrug. Dem Kaiser konnte nichts erwünschter seyn. Zugleich aber war dem Vortheile Kamels — dies war der Name des ägyptischen Sultans — nichts angemessener: denn, nachdem Salah

Eddins Reich zerstückelt war, gab es für den Beherrscher Aegyptens nichts Vortheilhafteres, als sich mit Aufopferung der syrischen Küste gegen die Anfälle der Sultane von Damaskus, Aleppo und anderen kleinen Staaten durch ein mächtiges Bündniß zu befestigen. Schon stand Friedrich im Begriff, mit Kamel abzuschließen, als die Ankunft von zwei Franziskaner-Mönchen aus Europa alles rückgängig zu machen drohete. Diese Abgeordneten Gregor des Neunten überbrachten nämlich dem Patriarchen von Jerusalem, so wie den sämmtlichen Ritterorden, den Befehl, sich den Anordnungen des Kaisers in allen Stükken zu widersetzen und in ihm nur den Fluchbeladenen zu sehen, der dem heiligen Stuhle den Gehorsam verweigere. Die natürliche Folge davon war, daß der Patriarch von Jerusalem und die Großmeister des Hospitals und des Tempels sich standhaft weigerten, dem Vertrage mit dem Sultan von Aegypten beizutreten.

Doch Friedrich, wie groß auch seine Verlegenheit seyn mochte, folgte, unter so widerwärtigen Umständen, nur der Stimme der Ehre und der Vernunft. Begleitet von den deutschen Rittern und von einem kleinen Pilgerhaufen, den nichts zum Abfall bewegen konnte, brach er von Akkon auf, um den Sultan von Aegypten nicht in Ungewißheit zu lassen; und kaum hatte er sich entfernt, so bedauerten die Hospitaliten und Tempelherrn, den römischen Kaiser auf die unsichere Rede zweier Bettelmönche seinem Schicksale überlassen zu haben. Auf Herrmanns von Salza Vorschlag, die Befehle und das Feldgeschrei im Namen Gottes und der gesammten christlichen Republik zu geben, fand eine Aussöhnung Statt, der zufolge die

Ritterorden sich unweit Cäsarea an Friedrichs unbedeutendes Heer anschlossen. Von hier ging der Zug nach Joppe, einem Orte, der, in beinahe gleicher Entfernung von Kairo und Jerusalem gelegen, sich zu einem Waffenplatz eignete, und durch seinen Hafen die Verpflegung des Heeres erleichterte. Der Sultan von Aegypten war inzwischen an der Spitze eines beträchtlichen Heeres bis Gaza vorgedrungen, und das Heer des Sultans von Damaskus stand bei Sichem oder Neapolis. Beiden war an der Freundschaft Friedrichs gelegen; dieser aber zog denjenigen von ihnen vor, durch welchen er sein Ziel am schnellsten erreichen konnte, d. h. den Sultan von Aegypten, als gegenwärtigen Beherrscher Jerusalems. Den 8. Februar 1229 wurde also ein zehnjähriger Waffenstillstand unter so vortheilhaften Bedingungen geschlossen, als unter vorwaltenden Umständen je erhalten werden konnten; denn der Sultan trat den Christen nicht bloß die Stadt Jerusalem und die heiligen Orte, sondern auch das ganze Land zwischen Joppe, Bethlehem, Jerusalem, Nazareth und Akkon, sammt den Städten Tyrus und Sydon mit ihren Distrikten ab, wobei er sich noch anheischig machte, während des Waffenstillstandes keine Festungen in Palästina abzutreten. Seine einzige Gegenbedingung war, daß die Muselmänner in Palästina bei ihrem Eigenthum geschützt und alle mohamedanischen Pilger die Erlaubniß haben sollten, in der Moschee Omars, d. h. in dem Tempel Salomonis zu beten. Kein Tropfen Bluts war vergossen worden, um zu diesem Vergleich zu gelangen; noch merkwürdiger aber war, daß jenes geweihete Schwert, womit der Papst den Kaiser zum Kreuzzuge ausgerüstet hatte, mit andern

kostbaren Geschenken in die Hände des Sultans überging, zum Beweise, wie es scheint, daß man schon im dreizehnten Jahrhundert wenigstens eine Ahnung davon hatte, daß man duldsam seyn muß, weil es unmöglich ist, sich in übernatürlichen Lehren anders als durch Glauben zu einigen.

Die blutigste Schlacht und der glänzendste Sieg würden schwerlich einen vortheilhafteren Frieden für die Christen in Palästina zu Wege gebracht haben. Gleichwol blieben die Wünsche der Ritterschaft und der Geistlichkeit unbefriedigt: ein zehnjähriger Waffenstillstand paßte gar nicht zu ihren Entwürfen, nach welchen sie fortfahren wollten, die Kräfte der Abendländer zur Beraubung der Morgenländer anzulegen: denn Räuberei unter einem geheiligten Namen war das Einzige, worauf man sich in dieser päpstlichen Kolonie verstand. Zugleich war den Rittern und den Priestern nichts anstößiger, als daß sie, statt des Scheinkönigs, den sie bisher gehabt hatten, einen Souverän erhalten sollten, der sein Anrecht auf den Thron weder einer Wahl, noch einer Bestätigung verdanken wollte, und als König von Jerusalem nur darauf ausging, den Papst in seine Gewalt zu bringen. Standhaft weigerte sich daher der Patriarch, in Gegenwart des Kaisers Gottesdienst zu halten; und als dieser, nach seinem Einzuge in Jerusalem, gekrönt seyn wollte, ging der Patriarch in seiner Verwegenheit so weit, daß er die Stadt mit einem Interdikt belegte. Zur Rechtfertigung dieses Verfahrens wurde der abgeschlossene Waffenstillstand ein unchristlicher genannt, ohne daß man sich darüber erklärte, was hinter dieser Benennung verborgen lag. Von der päpstlichen Autorität auch in Jerusalem verfolgt, und hier, wie

allenthalben, durch Widersetzlichkeit zu Gewaltstreichen herausgefordert, fand Friedrich keinen anderen Ausweg, als sich selbst die Königskrone aufzusetzen. Dies geschah den 18. März 1229. Unendlich waren die Verdrießlichkeiten, welche der Kaiser, von diesem Augenblick an, von der Priesterschaft und den Tempelrittern zu ertragen hatte. Indeß war sein Hauptzweck erreicht; und da ihm immer deutlicher einleuchtete, daß die Elemente, aus welchen das Königreich Jerusalem zusammengesetzt war, sich, ohne von Grund aus verändert zu seyn, nie mit einer bleibenden Ordnung vertragen würden: so ging er schon im Mai nach Zypern zurück, von wo er, auf die Nachricht von den Verwüstungen des päpstlichen Heeres in Neapel, schleunigst mit dem Deutschmeister nach Italien aufbrach.

Angelangt zu Brindisi, ließ er es sein erstes Geschäft seyn, Herrmann von Salza und zwei Prälaten an den Papst zu senden, um diesen von dem Ausgange der Sachen in Palästina zu unterrichten und die Aufhebung des Bannes nachzusuchen. Doch Gregor, in dessen Urtheil Friedrichs glückliche Rückkehr nach Europa das größte Verbrechen war, wollte von keinem Vergleiche hören, und zwang durch diese Hartnäckigkeit seinen Gegner zu ernsthafteren Maßregeln.

Den kleinen Haufen tapferer Deutschen, der ihn begleitet hatte, mit den Vasallen der treu gebliebenen Barone und mit Rainalds Truppen vereinigend, ging Friedrich, ohne sich mit der Belagerung der befestigten Plätze aufzuhalten, mitten durch das Land auf seine Feinde vor Cajazza los. Diese, auf so viel Kühnheit nicht gefaßt, hoben bei seiner unerwarteten Ankunft die Belagerung von

Cajazza auf, und zogen sich, nachdem sie ihre Maschinen verbrannt hatten, nach Teano zurück. Die kaiserlichen Truppen nahmen nunmehr ihre Quartiere in Capua; Friedrich selbst aber eilte nach Neapel, wo er Unterstützungen aller Art fand. Nach kurzer Rast führte er seine Truppen zur Eroberung von Calvi, und ging sodann den Volturno hinauf und bemächtigte sich, troß dem durch Johann von Brienne geleisteten Widerstande, des ganzen Landes bis nach Venafro. Um nicht in Teano eingeschlossen zu werden, zog Johann von Brienne sich erst nach Mignano und von da nach St. Germano zurück. Schon fingen seine Truppen an, ihn zu verlassen; als aber Friedrich sich diesem Engpaß näherte, verbreitete sich ein solcher Schrecken, daß Alles aus einander lief, um sich in den Kirchenstaat zu retten. Inzwischen ergaben sich die von ihren Beschützern verlassenen Städte an Thaddäus von Sessa, den der Kaiser nach Teano gesendet hatte; und so war denn in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit das ganze Königreich Neapel wieder erobert.

Je glänzender dieser Erfolg war, desto mehr wüthete Gregor der Neunte. Den Bann erneuernd, suchte er vor allen Dingen den Ruf zu vernichten, worin sich Friedrich durch seinen Feldzug in Syrien gesetzt hatte. Zu diesem Endzweck schmeichelte der heil. Vater allen Volksvorurtheilen. Er machte vor allen Dingen den Kaiser einen Vorwurf daraus, daß er zu Akkon mit Sarazenen gespeiset und von ihnen Geschenke angenommen hatte; und da den Muhamedanern durch den Waffenstillstand erlaubt worden war, in dem Tempel Omars zu beten, so nannte er den

Kai-

Kaiser einen heimlichen Muhamedaner, der verabscheut zu werden verdiene. Die dem Patriarchen und den Tempelrittern zugefügten Kränkungen (die in sich selbst nur billige Genugthuungen gewesen waren) wurden aufs Stärkste übertrieben; vor allen aber als Verbrechen hervorgehoben, daß Friedrich sich selbst die Königskrone von Jerusalem aufgesetzt und diese auf dem Wege von dem Tempel bis zum Palast des Hospitals getragen habe, ohne von irgend einem Geistlichen begleitet gewesen zu seyn. Vergeblich suchte sich Friedrich durch Gegen-Manifeste zu vertheidigen; im Kampf der Meinungen bleibt, wie in jedem anderen Kampf, der Sieg auf Seiten desjenigen, der mit den meisten Streitmitteln die meiste Gewandtheit und Keckheit verbindet.

Unstreitig schmerzte es den Kaiser sich durch die List des Papstes um alle die Vortheile gebracht zu sehen, um derentwillen er sich in ein so gefährliches Abenteuer geworfen hatte, wie sein Zug nach Syrien war. Dennoch blieb ihm bei der überwiegenden Macht des heil. Stuhls nichts anders übrig, als auf einen Frieden mit demselben hinzuarbeiten. Niemand war dazu weniger geneigt, als Gregor der Neunte; da sich aber die Römer, deren Erwerb durch die Dauer des Krieges zu leiden begann, des Kaisers in einer Rebellion annahmen, welche den heil. Vater aus der Hauptstadt des Kirchenstaats vertrieb: so fing Gregor nach und nach an, den Vorstellungen des Deutschmeisters, der in Rom zurückgeblieben war, Gehör zu geben. Man vereinigte sich also dahin, daß in St. Germano ein Kongreß gehalten werden sollte, um die Streitigkeiten des

Kaisers und des Papstes für immer beizulegen. Dieser Kongreß, dem, von Seiten des Papstes der Bischof Johann von Sabina und der Presbyter Thomas von St. Sabina, von Seiten des Kaisers der Patriarch von Aquileja, der Erzbischof von Salzburg und der Bischof von Regensburg beiwohnten, dauerte vom Anfang des Juli bis zum Ausgang des August 1230, und endigte mit einem Konkordat, worin die Ueberlegenheit der geistlichen Macht nur allzu sehr zum Vorschein kam. Die Bedingungen des Papstes waren: Unterwerfung des Kaisers unter den Ausspruch der Kirche in allen den Punkten, um derentwillen der Bann über Friedrich gesprochen worden; Zurückberufung und Wiedereinsetzung der verbannten Bischöfe mit allen Vorrechten und Freiheiten der römischen Kirche; Entschädigung des heil. Stuhles durch 100,000 Unzen Goldes für gehabte Kriegskosten; Zurückgabe alles dessen, was der Kaiser oder dessen Heerführer den Anhängern des Papstes genommen; endlich persönliche Bestätigung der eingegangenen Artikel in Gegenwart des Papstes. Friedrich nahm diese Bedingungen an, die erste allein ausgenommen. Durch den Bischof von Sabina in der Kirche der heil. Justa zu Ceperano losgesprochen von dem Bannfluch, begab sich der Kaiser den 1. September nach Anagni, dem damaligen Aufenthaltsort des Papstes; und nachdem er sich zu den Füßen des heil. Vaters niedergeworfen und die eingegangenen Artikel des Traktats zu erfüllen versprochen hatte, wurde er von Gregor mit großmüthiger Ehrerbietung behandelt, und nach aufgehobener Tafel mit dem päpstlichen Segen zu allen den Unternehmungen entlassen, die dem

Wohle der heil. römischen Kirche, d. h. dem Vortheile des Oberhauptes derselben, nicht entgegen seyn würden.

Wer erkennt nicht das schwache Fundament, auf welchem dieser Friede ruhete! Dennoch war in dieser Zeit kein besserer zu ersinnen; und der bloße Umstand, daß ein und derselbe Kaiser zugleich König von Jerusalem, König von Sizilien und König von Deutschland seyn sollte, reichte hin, um zu bewirken, daß eine Umwälzung die andere gebar, bis das Geschlecht der Hohenstaufen von eben den Begebenheiten verschlungen wurde, die es zu leiten bestimmt war.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Ueber Handelsverträge.

Ein aufgeklärter Minister äußerte im Laufe des abgewichenen Jahres, daß Handelsverträge sich nicht mehr für die gegenwärtige Zeit schickten: „denn, fügte er hinzu, die bessere Einsicht und die geläuterte Kenntniß dessen, was den National-Vortheil ausmacht, bringen allenthalben mit sich, daß man das, was ehemals in dem Lichte einer Gunstbezeigung betrachtet wurde, ohne Umstände bewilligt." *)

Würde in jener Zeit, wo das Ausschließungs-System vorherrschte, der von dem Herrn von St. Cricq ausgesprochene Grundsatz nicht für eine arge Ketzerei gegolten haben?

Gleichwohl ist nichts leichter, als hinter das Geheimniß der Handelsverträge zu kommen, die bis auf unsere Zeit in so großer Fülle abgeschlossen sind, ohne daß sie jemals leisteten, was dabei beabsichtigt wurde. Alle beruheten auf einer vollständigen Verkennung des Grund-Charakters des Handels, sofern dieser in der Gegenseitigkeit abgeschlossen ist, und nichts weiter mit sich bringt, als den freiesten Tausch. Die kontrahirenden Regierungen hegten die irrthümliche Meinung, daß sie ihren Ländern schaden würden, wenn sie fremde Produkte ohne irgend

*) Herr von St. Cricq in der Sitzung der franz. Wahlkammer vom 17. Juli 1828.

eine Beschränkung zuließen: sie glaubten durch die Einfuhren zu verlieren, indem sie voraussetzten, daß dafür das baare Geld aus dem Lande ginge; dabei war der Werth, den sie auf das letztere legten, so groß, daß sie darüber ganz aus der Acht ließen, daß die Einfuhren ihnen nothwendig Ausfuhren, und durch diese einen Zuwachs an Betriebsamkeit zu Wege brachten. Mit Einem Worte: die gesunden Prinzipien der Staatswirthschaft waren viel zu wenig gekannt, als daß eine fehlerhafte Politik nicht hätte die nothwendige Folge davon werden müssen; denn aus dem staatswirthschaftlichen Gesichtspunkt betrachtet, ist die Politik nur in sofern untadelhaft, als sie, so viel an ihr ist, den Verkehr erleichtert, und der Freiheit desselben keine andere Schranke setzt, als die Sicherheit des Staats erfordert. Von zwei Nationen wird also diejenige immer die einsichtsvollere seyn, welche zu der andern sagt: „Du willst mir Waare bringen, aber nicht gestatten, daß ich es eben so mache. Nun gut! ich willige ein, weil ein unvollständiger Verkehr für mich noch besser ist, als gar keiner. Kommt die Zeit der wahren Aufklärung auch für dich, so wirst du kein Bedenken tragen, meine Kaufleute eben so zuzulassen, wie ich die deinigen zulasse." Eine so einfache Sprache würde für die Feststellung bleibender Handelsbeziehungen unendlich mehr geleistet haben, als eine Reihe von zugespitzten Stipulationen, in welchen sich zuletzt nichts weiter auffinden läßt, als feindselige Gefühle und Bedingungen, wodurch sie die größte Aehnlichkeit mit Kriegs-Kapitulationen gewinnen.

Wenn man die asiatischen Völker über irgend einen Punkt loben möchte: so würde dies ihre Handelspolitik

seyn. Sie lassen die Waaren anderer Nationen zu, ohne sich darum zu bekümmern, ob die ihrigen von andern Nationen prohibirt oder nicht prohibirt werden — ohne jemals zu fordern, daß die auf ihre Produkte gelegten Zölle vermindert oder gänzlich aufgehoben werden. Mag immerhin diese Gleichgültigkeit nicht tadellos seyn: leugnen läßt sich bei dem Allen nicht, daß sich bedeutende Vortheile daran knüpfen. Wer wüßte wohl nicht, daß China in seinem Verkehr mit Europa gewinnt? Es weiset nichts zurück; es thut keinen Schritt, um zu einem Handelsvertrage zu gelangen; seine Kaufleute wissen kaum, was auswärtiger Handel ist: allein dies alles verhindert nicht, daß man nicht aus den größten Entfernungen nach China reisen und sich gleichsam auf die Folter spannen sollte, um ihm solche Waaren zuzuführen, die es anzunehmen bereit ist. Die Chinesen lassen sich diese Bemühungen um ihre Handelsfreundschaft ruhig gefallen; und der Verkehr mit ihnen würde unendlich lebendiger seyn, wenn die europäische Anmaßung und der Bekehrungsgeist der Missionarien ihnen nicht die Verbindlichkeit aufgelegt hätte, die Zulassung der Occidentalen auf den einzigen Hafen von Kanton zu beschränken. Wie die Chinesen, so verfahren die übrigen Asiaten, die Türken nicht ausgenommen: sie dringen nicht auf Reziprozität, indem sie von dem Grundsatz ausgehen, daß diese gar nicht nöthig sei, um die Wohlthaten des freien Verkehrs zu genießen. Sofern sich nun der Europäer hierin von ihnen unterscheidet, und dennoch in den Handels-Traktaten, welche er abschließt, dieser Reziprozität, so viel er kann, ausweicht, um Partikular-Vortheile zu gewinnen, möchte man von ihm sagen, „er ahne

zwar was in Sachen des Verkehrs das Richtige sei, lasse sich aber durch seinen Eigennutz von der rechten Bahn ableiten." Als eine große Familie gedacht, wollen die Europäer zwar familienartig leben, doch nicht die Bedingungen erfüllen, wodurch ein wahres Familienleben allein möglich wird. Daher die vielen Handels-Traktaten.

Hiernach würde man berechtigt seyn in den Handelsverträgen nur das Mittel zur Herbeiführung eines solchen Zustandes zu sehen, worin alle Handelsverträge überflüssig werden. In der That haben diese nur in sofern einen Werth, als sie eine Lockspeise sind, wodurch man sich gegenseitig verführt, in einen immer engeren Verkehr zu treten. Wer nun möchte den Gebrauch dieses Mittels tadeln, wenn es wirklich zum Ziele führt? Dennoch giebt es ein Verfahren von unendlich größerer Wirksamkeit; und dieses tritt dadurch in die Erscheinung, daß eine redliche und offene Politik erklärt, sie beabsichtige in dem Verkehr mit dem Auslande nichts weiter, als was dadurch geleistet werden könne. Ihre Sprache würde in Beziehung auf die Ausländer etwa folgende seyn: „Ihr könnt uns alles bringen was ihr wollt, wenn ihr Eingangszölle bezahlt, welche mit unsern übrigen Steuern in Verhältniß stehen. Das Korn bezahlt seine Steuer; die Gegenstände der Fabrikation bezahlen die ihrigen. Warum sollten also die Produkte des auswärtigen Handels steuerfrei seyn? Allein die Steuer, welche dieser entrichtet, ist keinesweges darauf berechnet, den Produkten des eigenen Landes ein Vorrecht zu verschaffen; sie hat keinen anderen Zweck, als den Produkten des Auslandes nicht eine Befreiung zu gewähren, welche denen des Inlandes abgeht. Unterwerft

auch diesem Gesetz, das für alle Produzenten dessen, was in unserm Lande verbraucht wird, eins und dasselbe ist." Das Einzige, was man hiergegen einwenden könnte, würde darauf hinauslaufen, „daß das auswärtige Produkt nur an die Stelle desjenigen trete, das die Steuer bereits entrichtet habe;" allein die inländische Produktion ist nicht ihre auswärtige Handels-Produktion, indem diese dem Produkt einen Werth hinzufügt, welcher das Seinige zu den öffentlichen Abgaben beitragen muß. Hierüber würde man sich bald zurechtfinden; und wenn irgend eine Regierung obige Sprache zu allen Nationen, sie möchten befreundet seyn oder nicht, redete: so würde sie dadurch, glaub' ich, wirksamer, als durch jedes andere Verfahren, eine Herabsetzung der Zölle für die bei ihnen eingeführten Landes-Produkte erhalten.

Da von allen europäischen Mächten, Preußen notorisch zuerst diese Sprache geredet hat: so wird es, bei dem gegenwärtigen Stande der Aufklärung überhaupt, und der Staatswirthschaftslehre insbesondere, auch die Ehre haben, seine besseren Handelsgrundsätze nach und nach überall befolgt zu sehen; denn Wahrheit und richtige Erkenntniß wirken eben so unwiderstehlich, als unsichtbar, und keine noch so verjährte Praxis widersteht auf die Dauer einer bewährten Theorie. Was Deutschland betrifft, so werden nicht mehr fünf Jahre vergehen, ohne daß es von dem Irrthum zurückgekommen seyn wird: ein einzelner Staat, wäre er auch noch so klein, könne ungestraft in Hinsicht des Verkehrs sein besonderes System befolgen. Nur allzu viel ist bisher in dieser Beziehung gesündigt worden, indem man die Aussprüche der Theorie, d. h. der Wissenschaft

verwarf, und sich beredete, daß man mit bloßen Einfällen eben so weit kommen werde. Indeß ist Eigensinn und Gewalt nirgends schlechter angebracht, als in der Benutzung des Verkehrs. Was man nie vergessen sollte, ist, daß die Produkte, welche der Ausländer von uns annimmt, immer nur das sind, was seinen Bedürfnissen entspricht, und daß es eine Art von Abgeschmacktheit in sich schließt, mit ihm darüber rechten zu wollen, daß er die und die Bedürfnisse nicht hat. Zuletzt läuft alles darauf hinaus, daß der Ausländer uns seine Produkte nicht verkaufen kann, ohne die unsrigen zu dem gleichen Werthe zu kaufen. Dabei muß ihm die Wahl frei stehen. Ein Volk ist ein großer Bazar, worin man Waaren zu verschiedenen Preisen auslegt. Die, welche sich verkaufen, sind zugleich diejenigen, welche ersetzt seyn wollen; und gerade auf diese muß die Fabrikation ihr Augenmerk richten. Jede andere Aufmunterung ist unwirksam, und keine Fabrikation kann gewinnreicher seyn.

Hierin liegt mit dem Ueberflüssigen der Handelsverträge zugleich das Gefährliche derselben.

Sobald wir nämlich gewiß sind, daß die Ausländer uns eben so viele Produkte abkaufen, als wir ihnen verkaufen; sobald wir versichert sind, daß die Produkte, welche sie anhaltend fordern, auch diejenigen seien, die unseren Produzenten den sichersten Gewinn bringen: — weßhalb alsdann noch Handelsverträge mit diesen oder jenen Mächten unterhandeln, und zum Vortheil derselben unser gemeines Gesetz mit Ausnahmen beschweren? Der Vortheil eines Volks beruht darauf, daß es alle Völker gleich gut behandelt, nicht dem einen den Vorzug giebt vor dem

andern. Mit andern Worten: sein Vortheil ist, die fremde Waare mit einem Zoll zu belasten, welcher gleich kommt den Steuern, die von den einheimischen Produkten entrichtet werden, um den Nachtheil, der sich an die Produktion knüpft, gleichmäßig zu vertheilen, im Uebrigen aber zu gestatten, daß jedes Produkt seine Vervielfältigung an den Bedürfnissen der Verzehrer, welchem Volke diese auch angehören, und welcher Beweggrund auch die ihrigen wünschenswerth machen möge, frei abmessen könne. Die Betriebsamkeit ist eine Freundin des Friedens; in den Vorzügen aber, die man durch einen Handelsvertrag einem einzelnen Volke gewährt, liegt irgend etwas Feindseliges gegen alle übrigen Völker, das diese früher oder später empfinden.

Worauf sollten sich also alle Handelsverträge beschränken?

Darauf, glauben wir, daß in ihnen die Gewährleistungen für die Sicherheit der Verkehrenden festgestellt werden; und zwar dergestalt, daß sie von Seiten der Werkzeuge der öffentlichen Autorität keiner Erpressung ausgesetzt sind, und daß ihre gegenseitigen Verpflichtungen geachtet werden. Im Uebrigen sollten ihre Waaren frei umlaufen, nachdem dem Fiskus das entrichtet worden ist, was sein Bedürfniß gebieterisch fordert, d. h. ein so geringer Zoll, als irgend möglich ist.

Eine besondere Art scheinen die Handelsverträge bilden zu müssen, welche in der nächsten Zukunft in Deutschland werden geschlossen werden; denn bei diesen kann es eigentlich nur auf eine Beseitigung der Irrthümer ankommen, wodurch Deutschlands Staaten sich bisher die Pro-

duktion erschwert, und die Blüthe der ganzen Nation verhindert haben. Einverstanden über die beste Behandlung des Verkehrs unter den 38 Bundesstaaten, welche Deutschland in sich schließt, sind die Deutschen das erste Volk der Welt, um dessen Freundschaft man sich von allen Seiten her bewerben wird. Wie leicht aber ist es, darüber einverstanden zu seyn, wenn man sich vergegenwärtigt: 1) daß der Ausländer (in Deutschland der Gränznachbar) uns seine Waaren nicht verkaufen kann, ohne für die gleiche Summe von uns einzukaufen; 2) daß die Waare, welche er sucht, gerade diejenige ist, die er am besten bezahlt; 3) daß wir eben so viel gewinnen, wenn wir ihm ein rohes, als wenn wir ihm ein verarbeitetes Produkt verkaufen, indem, bei gleicher Summe, jenes eben so viel Dienste in sich schließet, und uns folglich eben so viel Gewinn bringt, wie dieses; 4) daß es eben so unmöglich ist, dem Ausländer etwas aufzudringen, als zu bewirken, daß er uns noch mehr abkaufe, als wir ihm grade verkaufen! Diese höchst einfachen Sätze, gehörig aufgefaßt und befolgt, würden Deutschlands Vielherrschaft nicht bloß unschädlich, sondern sogar sehr wohlthätig machen. Geschehe übrigens was da wolle: die verbesserte Kenntniß der Gesellschaft und ihrer Bestrebungen, wird zuletzt über alle die Hindernisse siegen, welche sich diesen entgegenstellen.

Betrachtungen

über

die Vervielfältigung der Vereine zur Verbesserung der Strafanstalten, der Armenhäuser, der Erziehung verwahrloseter Kinder u. s. w.

Unter den Erscheinungen der beiden letzten Jahrzehnde ist keine noch auffallender, als die Vervielfältigung der Vereine zur Abwendung der Verbrechen; denn aus diesem Gesichtspunkte will alles betrachtet seyn, was im mittleren Europa, namentlich in England, Frankreich und Deutschland mit Einschluß Niederlands, zur Verbesserung der Strafanstalten, der Armenfürsorge und der Erziehungshäuser geschehen ist, und noch täglich geschieht.

Zur Erklärung dieser Erscheinung hat man angeführt, „daß, nachdem die Schule des Materialismus, vermöge ihrer inhaltsleeren Philosopheme, in sich selbst zerfallen sei, mit der so lange erschütterten Gottesfurcht bei den Besseren sich der Eifer, durch freiwillige und opferbringende Verbindungen die Leiden, das Elend und die Verderbniß des Mitmenschen zu mildern und zu hemmen, eingefunden habe.“

Es ist unstreitig nicht leicht, einen befriedigenden Erklärungsgrund in Beziehung auf das in Rede stehende Phänomen anzugeben; es ist dies um so schwerer, weil jeder Einzelne, der sich damit befaßt, auf eine sehr begreif-

liche Weise verführt ist, seine allgemeinsten Anschauungen dem Erklärungsgrunde unterzulegen. Daß jedoch der so eben angeführte Erklärungsgrund nicht ausreicht, ist durch Thatsachen erwiesen, gegen welche sich schwerlich etwas einwenden läßt. In Wahrheit, wenn eine nicht länger erschütterte Gottesfurcht als die ausschließende Quelle des Eifers betrachtet werden muß, womit man sich in dem gegenwärtigen Augenblick des verstoßenen und verwahrloseten Theils der Gesellschaft annimmt — woher kommt es denn, daß wir in großen Ländern, wo die Gottesfurcht nie durch trügerische Philosopheme erschüttert worden ist, nicht nur keine von den Erscheinungen wahrnehmen, die als das reine Produkt dieser Gottesfurcht dargestellt werden, sondern sogar ein Uebermaß von Barbarismus, Hartherzigkeit und Gefühllosigkeit gegen fremdes Elend, fremde Leiden? Portugal, Spanien und Italien schließen viele Millionen in sich, welche man tief verletzen würde, wenn man ihnen den Charakter guter Christen und gottesfürchtiger Leute streitig machen wollte. Woher geschieht es nun aber, daß von allen diesen guten Christen und gottesfürchtigen Leuten kein einziger auf den Gedanken geräth, die Kerker zu verbessern, um den Unglücklichen, die darin schmachten, irgend eine Erleichterung zu geben? Woher kommt es, daß der Spanier den öffentlichen Hinrichtungen noch immer mit derselben Begierde beiwohnt, die ihn als Zuschauer eines Stiergefechts beseelt? Woher kommt es, daß das Mitleid des Italiäners mit dem armen Unglücklichen, den er seine Strafe erleiden sieht, oder der im dumpfen Kerker schmachtet, immer gleich unfruchtbar bleibt? Ich weiß, was

man zur Erklärung dieser Erscheinungen sagen kann; allein die Frage ist, ob die Gottesfurcht allein die Ursache des milderen und menschenfreundlicheren Geistes sei, der sich im mittleren Europa in den beiden letzten Jahrzehnden durch die Bildung von Vereinen geoffenbart hat, die, sofern sie im klaren Bewußtseyn ihrer selbst leben, kein anderes Ziel verfolgen können, als die gesellschaftliche Harmonie zu steigern, und so viel an ihnen ist, das Verbrechen, wo nicht gänzlich zu verbannen, doch wenigstens zu vermindern?

Versuchen wir also einen genügendern Erklärungsgrund anzugeben, als der von uns bestrittene ist! Für gelungen werden wir diesen Versuch nur dann halten, wenn der aufgeklärteste Theil unserer Leser uns das Zeugniß giebt, daß wir über den in Rede stehenden Gegenstand ein neues Licht verbreitet haben: ein Licht, das alle großmüthigen Beförderer der gesellschaftlichen Harmonie über die von ihnen gewählte Bestimmung vollständiger belehrt, als sie es zu seyn scheinen, und sie folglich in eine Bahn leitet, die schneller zum Ziele führt. Wir kennen die Schwierigkeiten, die unser Unternehmen in sich schließt; doch fühlen wir uns dadurch nicht abgeschreckt. Zur Sache!

Wie unvollkommen eine Gesellschaft auch geordnet (organisirt) seyn möge: so hat sie doch von dem ersten Augenblick ihres Daseyns an, kein höheres Interesse, als fortzudauern und sich je mehr und mehr zu entwickeln. Diesem Interesse gemäß, stößt sie alles von sich aus, was auf irgend eine Weise ihr Daseyn bedroht. Ueber ihr Verfahren entscheidet der Grad von Aufklärung, den sie

über sich selbst errungen hat; und da dieser zuletzt auf der Summe der Mittel beruht, die ihr für ihre Vertheidigung zu Gebote stehen: so ist diese das, was der Beobachter gesellschaftlicher Phänomene am wenigsten aus der Acht lassen darf. Da, wo die Summe der Vertheidigungsmittel noch gering ist, kommt nichts häufiger vor, als die Todesstrafe; sie ist ursprünglich die einzige, und sie ist es vorzüglich deßhalb, weil der Verstand noch nicht unter Vergehungen gegen den gesellschaftlichen Vortheil unterscheiden gelernt hat. In diesem Zustande der Gesellschaft giebt es weder regelmäßige Tribunäle, noch Gesetzbücher, um die Ansprüche der Richter zu sichern, noch Gefängnisse zur Aufbewahrung der Verbrecher. Dies alles stellt sich nicht eher ein, als bis die Kraft der Gesellschaft so weit gewachsen ist, daß sie den Aufwand einer geregelten Gerechtigkeitspflege bestreiten kann. Jetzt erst fängt man auch an, einen Unterschied zwischen Vergehungen und Vergehungen zu machen, und die Strafen nach denselben abzustufen: ein Fortschritt, bei welchem es sehr leicht möglich ist, daß man auf den Gedanken verfällt, den Verbrecher nicht am Leben, sondern an der Freiheit zu bestrafen. Da jedoch diese Art von Bestrafung viele Unbequemlichkeiten in sich schließt, sofern der Eingesperrte ernährt und bekleidet seyn will: so denkt man auf Mittel, sich seiner auf eine solche Weise zu entledigen, daß er nicht länger lästig fallen kann; kurz, man verbannt ihn aus der Gesellschaft, ohne sich an sein Leben zu vergreifen. Auf diese Weise sind unstreitig die ersten Kolonisations-Versuche eingeleitet worden: Versuche, welche in den früheren Zeitabschnitten des menschlichen Geschlechts um so

häufiger vorkommen mußten, je beschränkter die Summe der gesellschaftlichen Verrichtungen war, je schneller also die Gesellschaft dahin gelangte, sich von ihren allzu zahlreichen Gliedern belästigt zu fühlen.

So verhält es sich mit dem Entwicklungsgange der Versuche, wodurch die Gesellschaft sich vor wesentlichen Störungen bewahrt.

Die üble Gewohnheit, die gesellschaftlichen Erscheinungen, nicht als etwas Bedingtes, sondern als etwas Absolutes aufzufassen, hat die Urtheile über dieselben von jeher nur allzu sehr verkehrt. Drakon und Solon, als Gesetzgeber gedacht, hatten es gewiß mit ganz verschiedenen Gesellschaftszuständen zu thun; und wenn man die Gesetze des ersteren wegen ihres Blutdurstes eben so sehr getadelt, als die des letzteren wegen ihrer Milde und Menschlichkeit gelobt hat: so hat man wohl wenig darüber nachgedacht, unter welchen Einflüssen beide Gesetzgeber standen und wie der frühere den späteren vorbereitete. Die ganze Periode hindurch, welche durch „Mittelalter" bezeichnet wird, führte das G e s e tz d e r L i e b e, beschützt von einem übermächtigen Klerus, den Vorsitz; verhinderte dies Gesetz aber wohl irgend eine Grausamkeit, irgend eine, dem Geiste dieser Periode entsprechende Barbarei? und kann der Grund davon in irgend etwas Anderem aufgefunden werden, als in dem Mangel an Mitteln, d i e gesellschaftliche Ordnung, die sich mit einer höheren Entwickelung der gesellschaftlichen Kräfte verträgt, erst herbeizuführen und demnächst aufrecht zu erhalten? Kurz: um sich die Gewißheit zu verschaffen, daß man ein gesellschaftliches Phänomen richtig beurtheile, muß man die Entstehung desselben bis zu seiner

letzten

letzten Ausbildung verfolgt haben; denn nur die Geschichte desselben kann Aufschluß geben über das Problem, das gelöst werden muß, wenn menschliche Institutionen über ihre bisherigen Gränzen hinausgeführt werden sollen.

Wenn, nach etwa einem Jahrhundert, die philantropischen Gesellschaften, die jetzt nur im Entstehen sind, eine Wichtigkeit erhalten haben werden, welche es der Mühe werth macht, ihre Geschichte zu schreiben: so wird man, um ihren ersten Ursprung aufzufinden, allerdings auf England zurückgehen müssen, weil in dem gesellschaftlichen Zustande dieses Landes alles vereinigt war, was die Aufmerksamkeit des edleren Theils einer Gesellschaft auf die Klasse der Verbrecher hinzuleiten vermag. Man wird dabei aber auch nicht aus der Acht lassen, daß England schon in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einen Mann hervorgebracht hatte, dessen kühner Geist zuerst den Gedanken faßte, die gesellschaftlichen Erscheinungen eben so zu behandeln, wie vor ihm nur die reinphysischen Erscheinungen behandelt waren, d. h. durch die Koordination derselben zur Erkenntniß derjenigen Gesetze zu gelangen, wodurch man sich ihrer allein bemächtigen kann. Dieser ausgezeichnete Mann ist kein anderer als Adam Smith. Was er in seinem Werke über den National-Reichthum geleistet hat, ist eigentlich nur eine Kleinigkeit in Vergleich mit dem, was sich durch die von ihm in Gang gebrachte Methode, wenn sie richtig angewendet wird, leisten läßt. Glaubte man früher, hinsichtlich der Gesellschaft müsse alles bleiben, wie es nun einmal sei: so gab man, nach der Erscheinung des berühmten Werks

über den National-Reichthum, diesen Glauben auf, und betrachtete das Gesellschaftliche nicht länger als etwas, das nicht einer Verbesserung oder Veredelung fähig wäre. Man suchte die Wurzeln der menschlichen Handlungen auf, und man fand sie da, wo sie immer zu finden seyn werden: in dem Organismus des Menschen, und in dem, was für die Ausbildung des Individuums zu einer gemeinnützlichen Verrichtung geschehen ist. Die Begriffe von absoluter Lasterhaftigkeit und absoluter Tugendlichkeit, so wie sie sich durch theologische und metaphysische Systeme festgestellt hatten, wurden aufgegeben, und an ihre Stelle traten mildere Anschauungen, nach welchen man es nicht für unmöglich hielt, dem Individuum so positive Richtungen zu geben, daß es sich unbedingt nützlich machte. Es war allzu viel Verrenktes wieder einzurichten, als daß der Erfolg auf der Stelle hätte glänzend seyn können; allein die rechte Formel war für immer gefunden, und das Verhältniß, worin die gesellschaftliche Asymptote zu der gesellschaftlichen Hyperbel steht, der Wahrheit näher gebracht. Mit Einem Worte: die Gesellschaft, auf sich selbst zurückgeführt, sah sich genöthigt, eine neue Wissenschaft zu bilden, deren Gegenstand sie selbst war.

Diese Wissenschaft ist zwar von ihrer Vollendung noch weit entfernt; allein es verstreicht kein Jahr, worin sie nicht den einen oder den andern Fortschritt machen sollte. „Wie?" Man weiß im Leben immer nur, womit man anfängt; man weiß aber nie, womit man endigen wird. Das Instinktive, das zum Handeln treibt, tritt nach und nach hervor aus der Dunkelheit, wovon es ursprünglich

umgeben ist; und ist man allmählig dahin gelangt, daß man über Zweck und Mittel Rechenschaft ablegen kann, so hat sich in der Regel das ganze System verändert. Unserer innigsten Ueberzeugung nach, werden die philanthropischen Gesellschaften, die auf allen Punkten des mittleren Europa die Besserung und Bekehrung der Verbrecher zum Ziele ihrer achtungswerthen Bestrebungen gemacht haben, in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit zu der Entdekkung gelangen, daß sie Danaiden-Arbeit verrichten, so lange sie unbekümmert bleiben um die Natur des Menschen und der Gesellschaft, so wie um das, was ein gegebener Zivilisations-Grad unabtreiblich mit sich bringt. Vor allen Dingen werden sie auszumitteln haben, wodurch die Schattenseite der gesellschaftlichen Entwickelung zum Vorschein kommt. Hat die weit getriebene Theilung der Arbeit ihre Vortheile — Vortheile sogar, welche nie aufgeopfert werden dürfen — so hat sie auch ihre bedeutenden Nachtheile. Durch sie werden die Subsistenz-Basen der einzelnen Verrichtungen zum Theil so schmal, daß es unmöglich ist, auch bei der größten Anstrengung aller Kräfte darauf auszuhalten, wenn durch das Produkt der Arbeit Weib und Kind, d. h. die nächsten Gegenstände der Fürsorge und Liebe des Mannes, mit dem zum Leben Nöthigen versorgt werden sollen. Man denke an die eben so nützliche als unglückliche Klasse der Weber in unseren Zeiten! Ist es wohl ein Wunder, wenn in dieser zahlreichen Klasse sich Menschen finden, die, nachdem sie lange mit einem widerwärtigen Schicksal gekämpft haben, das Sittengesetz aus den Augen verlieren, und zu Verbrechen

aller Art schreiten? Diese Klasse ist jedoch bei weitem nicht die einzige, die sich in einer so verhängnißvollen Lage befindet. Was nun ist unter diesen Umständen zu thun für Vereine, welche das Riesenwerk übernommen haben, die Gesinnungen zu verbessern und die gesellschaftliche Harmonie zu vermehren? Werden sie dabei stehen bleiben, daß sie in bequemeren Gefängnissen Morgen- und Abend-Andachten veranstalten? Werden sie nicht auch auf das eingehen müssen, was Verzweiflung und Verbrechen herbeigeführt hat? Wo aber wollen sie in dieser für sie ganz neuen Region der Erkenntniß stille stehen? Wie will ein philanthropischer Verein die Summe der Verbrechen vermindern, wenn er sich gegen die Ursachen derselben, so wie diese in den gesellschaftlichen Einrichtungen enthalten sind, verblendet? Und wie will er diese Ursachen erkennen, ohne nach und nach zu einer Wissenschaft zu gelangen, die ihm jetzt noch fremd ist?

Die Wahrscheinlichkeit eines solchen Erfolges ist um so größer, je stärker der Widerstand ist, den der Verbrecher Demjenigen leistet, der ihn bekehren, d. h. seine Gesinnungen und Anschauungen verbessern will. Ganz unstreitig sind sich hierin nicht alle Bewohner eines gemeinsamen Gefängnisses gleich; allein bedarf es noch mehr, als der Absonderung von der Gesellschaft, als des Verlustes der Freiheit, um denjenigen, der in eine Straf- und Besserungsanstalt verwiesen ist, unzugänglich für alle die Vorstellungen zu machen, wodurch man sein Inneres veredeln möchte? Ausgelöscht ist in ihm das Prinzip der Liebe, angeregt dagegen das Prinzip der Selbstheit. Ueber das, was er verbrochen hat, wird er am mildesten ur-

theilen, und indem er den Gedanken nährt, daß ihm zu viel geschehen sei, wird er selbst in seinem Bekehrer nur einen Feind sehen, der kein Vertrauen verdient. Mit Einem Wort: der bloße Umstand, daß man ihn außer Stand gesetzt hat, den Antagonismus des Selbsterhaltungs- und des Geselligkeitstriebes, der in jeder menschlichen Brust waltet, auf eine freie Weise zu lösen, wird ihn halsstarrig und rebellisch machen. Die wahre Ursache warum so Viele von denen, welche aus den sogenannten Besserungshäusern entlassen werden, gleich nach erlangter Freiheit in frühere Vergehungen zurückfallen, ist keine andere, als daß die Mittel, wodurch man ihre Besserung zu bewirken hoffte, unfruchtbar blieben, weil sie auf der Grundlage der Unfreiheit angewendet werden mußten; denn die erste Bedingung aller Sittlichkeit ist die Freiheit, und eben deßwegen kann Versittlichung nur da Raum gewinnen, wo sie, in dem eigenen Gefühl des Verbrechers, von dem freien Entschluß unterstützt wird. Wird dies jemals gehörig angeschaut, so wird man auch den Versuchen entsagen, über das Gemüth des Zubekehrenden, wenn die Bekehrung im Gefängnisse erfolgen muß, irgend eine Gewalt zu gewinnen; denn wenn man unter Gemüth nichts Anderes verstehen kann, als die treibende Kraft im Menschen, die immer ein Gemisch von Selbstheit und Liebe ist: so muß bemerkt werden, daß der Gefangene kein Gemüth hat, weil die bloße Gefangenschaft ihn auf die Selbstheit zurückführt. Nur allzu lange hat man sich über diesen Punkt getäuscht, der in der That höchst wichtig ist.

Selbst durch die Arbeitsamkeit, die man in den Gefängnissen einzuführen beflissen ist, vermag man nur wenig

über den Verbrecher, sofern er gebessert werden soll; denn wie will man es dahin bringen, daß sie ihm zum Bedürfniß werde, ihm, dem sie keinen Genuß gewähren, dem sie keine Freude machen kann, da für ihn alle die Beziehungen wegfallen, worin eine geregelte Thätigkeit das höchste Glück des Lebens zu werden pflegt?

Um alles mit Einem Worte zu sagen: Gefängniß und wahre Bekehrung sind zwei Dinge, die sich adversis frontibus bekämpfen. Alle fehlschlagenden Versuche dieser Art sind also zwar zum Voraus entschuldigt; allein ihre Wiederholung ist um so weniger zu tadeln, da es ihrer bedarf, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß, wie nothwendig auch Gefängnisse, als Sicherheit und Gewähr für die Gesellschaft, seyn mögen, es ein fehlerhafter Gedanke bleibt, daran die Idee einer Bekehrung knüpfen zu wollen, die hier am wenigsten angebracht ist. Die Unwirksamkeit des versuchten Mittels wird indeß, nachdem sie lange genug beobachtet ist, hoffentlich zur Entdeckung besserer Methoden führen, als die bisherigen gewesen sind. Fragt man mich, worin diese besseren Methoden ihren Charakter haben werden: so weiß ich darauf nichts weiter zu antworten, als „daß sie hervorgehen müssen aus solchen Kombinationen, worin die Sicherheit, welche die Gesellschaft fordert und ewig fordern wird, in Einklang gebracht ist, mit dem Maß von Freiheit, ohne welches keine Verbesserung der Gesinnungen, keine Bekehrung erfolgen kann.“ Was in dieser Hinsicht möglich ist, wird nicht eher wirklich werden, als bis die Gedanken sich der Lösung dieser Aufgabe zugewendet haben. Nicht Unrecht haben diejenigen, welche behaupten, jeder größere Staat sollte

sein Botany-Bay haben; denn dadurch würde alles erleichtert werden. Doch, auch ohne ein solches Botany-Bay müssen sich Mittel finden lassen, nicht bloß Verbrechen abzuwenden, sondern auch wirklich begangene dadurch unschädlicher zu machen, daß man ihre Urheber richtiger behandelt. Beschäftigten sich Akademien der Wissenschaften mit Gegenständen dieser Art, so würde es ihrer, wie wir glauben, nicht unwürdig seyn, dies zu einer Preisaufgabe zu machen.

In dem öffentlichen Besserungs-System ist der Theil, welcher die verwahrlosete Jugend umfaßt, ganz unstreitig der achtungswertheste; in ihm spricht sich eine durchdachte Fürsorge aus, die auf den Gedanken führt, daß durch ihn ungefähr dasselbe geleistet werden soll, was durch Blitzableiter für die Erhaltung kostbarer Gebäude geleistet wird. Um so mehr ist zu wünschen, daß die, welche sich dem mühevollen Geschäft, das die Erziehung des Auswurfs der Gesellschaft in sich schließt, zu widmen die Entsagung haben, keinen Augenblick vergessen mögen, wie dabei alles auf die Weckung wahrhaft gesellschaftlicher Gefühle und Gesinnungen ankommt. Beschränkt sich alles auf die Erzeugung einer gewissen Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen, so wird dadurch ungemein wenig geleistet; denn, ist die Gesinnung nicht, was sie seyn sollte, so dienen alle Fertigkeiten und Geschicklichkeiten nur dem Verbrechen, wie so viele Fälle beweisen. Was geschehen muß, um in Anstalten dieser Art den Familien-Geist zu ersetzen, läßt sich nicht leicht angeben; nur daß so viel gewiß ist, daß kein Katechismus dazu ausreicht. Da die größte Schwierigkeit,

die sich an Erziehungsanstalten dieser Art knüpft, darin besteht, daß die der Schule Entwachsenen auf eine nur einigermaßen sichere Weise in die Gesellschaft eingeführt werden: so sollte man alles Ernstes darauf bedacht seyn, diese Anstalten zu Zentral-Punkten einer solchen Polytechnik zu machen, wodurch den Zöglingen der hergebrachte Lehrjungenstand erspart würde. Dies würde sogar mit einem geringen Aufwande verbunden seyn, sofern sich voraussetzen läßt, daß das Produkt der Arbeit, unter der Leitung und Anweisung geschickter Lehrer, einen Kaufwerth gewinnen kann, der groß genug ist, um den nöthigen Ersatz zu geben. Auf diesem Wege ließen sich vielleicht sogar Verhältnisse einleiten, welche den untergeordneten Arbeiter von dem Druck befreien würden, worin er bisher gelebt hat: von einem Druck, der ihm mit der Aussicht auf eine glücklichere Zukunft zugleich das ermunternde Gefühl raubt, daß er einen angemessenen Lohn für seine Anstrengungen erhalte.

Was in dieser Hinsicht auch geschehen möge: die gegenwärtige Zeit schließt so viel neue Keime gesellschaftlicher Fortschritte in sich, daß keine frühere in diesem Betracht mit ihr verglichen werden kann. Auf sich selbst zurückgeführt und nur mit ihren Bedürfnissen beschäftigt, gleicht die Gesellschaft jenen Werkzeugen, deren sinnreiche Mechanik, von weiser Hand geschaffen, in anhaltender Bewegung auf sich selbst zurückwirkt. Auch die philanthropischen Vereine, die sich in neuerer Zeit gebildet haben, werden, wie tappend und unsicher sie auch für den Augenblick zu Werke gehen mögen, durch ihre

Einwirkung auf den ausgestoßenen Theil der Gesellschaft gewiß sehr viel Gutes hervorbringen; und, wenn nicht alles täuscht, so wird man künftig auf ihre Annalen zurückgehen müssen, um zu erfahren, aus welcher unbemerkten Quelle die größten Veränderungen in der Gesetzgebung und Gerechtigkeitspflege abgeflossen sind.

Thatsachen
in
Beziehung auf eine Wissenschaft
welche
die Grundlage aller übrigen zu werden verspricht.

(Aus dem Französischen.)

Alle Beweisgründe der Dialektik für und wider die Psychologie können als erschöpft betrachtet werden. Eine Erörterung dieser Art ist jedoch nicht der Zweck dieses Artikels; ihre Unzulänglichkeit ist durch die Erfahrung hinreichend bewiesen. Statt ihrer wollen wir historische Thatsachen ins Licht stellen.

Der Mensch hat das Daseyn der Phänomene, die sich in ihm erzeugten, anerkannt, ehe er ihnen einen anderen Sitz anweisen konnte, als die Totalität seines Wesens. Mit Recht kann man heut zu Tage den sich darstellenden Phänomenen eine Reihe von verborgenen Phänomenen zur Ursache geben; man kann sie verörtlichen. Allein wie wäre es in den früheren philosophischen Schulen Griechenlands wohl möglich gewesen, ihnen einen bestimmten Sitz anzuweisen, da man anatomisch keinen Unterschied machte zwischen Gehirn und Rückenmark auf der einen, und dem in den übrigen Knochenröhren eingeschlossenen Mark auf der andern Seite? sogar noch später, als man darin nur eine drüsige Masse sah? Freilich sah man sich genöthigt, sie abgesondert zu klassiren; freilich mußten

sie erklärt werden: allein die Erklärung war eine psychologische Hypothese, welche sich darstellt, als der Ausdruck des ersten Zustandes der Wissenschaft des Menschen. In demselben Zeitraum findet man eine entsprechende Eintheilung in der ganzen Philosophie wieder; allein die Spuren derselben sind seit langer Zeit verwischt worden durch die Wissenschaft der anorganischen Körper. Man sah also von dem Universum nur die sich darbietenden Phänomene: auf der einen Seite die Materie, welche leblos schien, auf der anderen die Bewegung, welche sie in Thätigkeit setzte. Was ging daraus hervor? Eine Eintheilung, ähnlich derjenigen, die noch immer in Ansehung des Menschen besteht: der Dualismus. Die Theologen waren die ersten Physiker, wie die ersten Psychologen die ersten Physiologen waren.

Die Psychologie war, als erste Beobachtungs-Methode in Beziehung auf den Menschen und als erstes sittliches Zwangsmittel, eine sehr nützliche Schöpfung, und gewissermaßen die Mutter aller der Hypothesen, durch welche der menschliche Geist durchgegangen ist, um zu dem Punkt zu gelangen, auf welchem er sich befindet. Allein man würde ihr allzu viel Ausdehnung geben, wenn man jetzt noch eine spezielle Wissenschaft aus ihr machen wollte. Die Geschichte, die wir von ihr zu geben im Begriff stehen, wird kein anderes Resultat gewähren, als zu zeigen, daß sie eine Konjektural-Erklärung ist, die sich unter dem Einfluß neuer Entdeckungen zwar modifizirt, um diese zu umfassen, die aber heut zu Tage durchaus unzureichend geworden ist.

In der ersten Epoche unserer Zivilisation, deren Ueber-

lieferung in schriftlichen Denkmälern auf uns gekommen ist, war der Dualismus das allgemeine Erklärungsmittel. Es gab Beziehungen zwischen der Wissenschaft des Universums und der des Menschen; man schloß von der einen auf die andere. Der Mensch trug in sich das Bewußtseyn von Kräften, welche seinen Körper in Bewegung setzten, und von hier aus gestattete er, vermöge einer Induktion, das Daseyn von Kräften derselben Gattung im Universum, und aus dieser erklärenden Konjektur schloß er auf eine Macht, die sich an ihm selbst ausübte. Hieraus erwuchs zunächst der Glaube an eine Geisterwelt, welche man selbst in jedem besonderen Phänomen wiederfand. Unverkennbare Spuren dieses Systems findet man in den Homeriden; es war der erste Ursprung der eigentlich sogenannten Psychologie. Später kam die Philosophie auf die Idee einer allgemeinen Seele, von welcher die des Menschen eine bloße Emanation sei. Dies war das System des Thales von Milet, und in diesem lag der Keim jener vervollkommneten Pneumatologie, welche in den Lehren der Stoiker und der Epikuräer eine so große Rolle spielte. Wie es nun einmal war, stand es in keiner Art von Widerspruch mit dem Glauben an Fetische. Zugleich aber muß bemerkt werden, daß diese Meinungen nicht der griechischen Zivilisation ausschließend eigen sind; man trifft sie bei allen Völkern an, welche zu spekuliren beginnen. In der Schule des Pythagoras, welche auf die Jonische folgte, dauerte der Dualismus fort; allein er nahm eine wissenschaftlichere Form an, indem das arithmetische Verfahren zuerst auf ihn angewendet wurde. Hinsichtlich der Psychologie machte man einen Unterschied zwischen der

leidenschaftlichen und der vernünftigen Seele; man wies beiden ihre Wohnsitze an: der ersten das Herz, der andern den Kopf. Späterhin wurde die Intelligenz geschieden von der Gefühlsthätigkeit. Verse des Empedokles, welche auf uns gekommen sind, sagen, daß man die Erde mit der Erde, das Wasser mit dem Wasser u. s. w. sieht, ganz nach Maßgabe der Verwandschaft, worin jeder unserer Sinne mit gewissen Theilen des Universums steht. Dies war nicht die Intelligenz.

Diese Meinung von den Sinnen folgte den physischen und anatomischen Erforschungen, welche ihr vorangegangen waren, vorzüglich aber der Schöpfung von Elementar-Eigenthümlichkeiten. Noch später endlich entdeckt man in dem Buche des Timäus von Locri, außer dem allgemeinen Dualismus, einen schöpferischen Gott, der über dem Ganzen waltet; und der erste Einfluß der Geometrie offenbart sich in der Zulassung allgemeiner Formen oder Ideen, welche der Geist allein erzeugen kann. Die ganze Philosophie dieser ersten Zeiten ist sehr allgemein als materialistisch, im engsten Sinne des Worts, aufgefaßt worden. Es verhielt sich jedoch ganz anders mit ihr. Unter allen Systemen dieser Zeit giebt es kein einziges, das nicht von der Idee des Dualismus beherrscht würde. Nur nach Maßgabe der Entdeckungen dehnt diese Idee sich aus, oder gewinnt an Bestimmtheit; jede neue Thatsache wird durch neue Schöpfungen an die Theorie geknüpft: durch Schöpfungen, welche den, um die Zeit ihrer Entstehung hergebrachten Studien, oder den besonderen Arbeiten entsprachen, welche die Beschäftigung ihrer Urheber ausmachten. Es ist sogar merkwürdig, daß die Philosophen, die man so

oft des Materialismus beschuldigt hat, den abergläubigen und seltsamen Glaubenslehren ihrer Zeit unterworfen waren. Da jedoch die neuen Thatsachen, welche in den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften, sogar in jeder Spezialität, nicht anders als durch Hypothesen in Zusammenhang gebracht werden konnten: so hatten die Konjektural-Erklärungen von einzelnen Erscheinungen nichts Festes und Bleibendes, und wiewohl sie sich immer in demselben Zirkel dreheten, wechselten sie unablässig ihre Formen, woraus denn nothwendig hervorging, daß die allgemeinen Folgerungen, welche man aus dieser Art, die Wissenschaften der Thatsachen anzuschauen, zog, eben so beweglich blieben. Auch sah man in den anderthalb Jahrhunderten, die von Thales bis auf Platon verflossen, mehr als funfzehn ganz verschiedene Systeme in die Erscheinung eintreten.

Mitten unter so viel widerspruchsvollen Meinungen, welche gewissermaßen mit jedem Tage entstanden, und welche von jeder neuen Thatsache erschüttert wurden, fühlte man, auf eine sehr allgemeine Weise, das Bedürfniß dieser für die Geister so beschwerlichen Beweglichkeit der Lehren ein Ziel zu setzen; denn der Mensch hat das Bedürfniß zu *glauben*, aber nicht das Bedürfniß zu *zweifeln*. Daher die Idee der Demonstration eines Gewißheitsmittels. In der Koordination der Thatsachen konnte man es nicht finden; nicht einmal der Gedanke einer solchen Methode konnte irgend Einem durch den Kopf gehen. Man suchte es also in einem hypothetischen Abgangspunkte. Doch hier zeigten sich wiederum dieselben Wechsel, dieselben Widersprüche, in Folge derselben Ursachen. Die Ge-

wißheit des Einen wurde aus der Physik, die des Andern aus der Geometrie u. s. w. geschöpft. Diese fragliche Gewißheit hat demnach kein besseres Fundament, als den Dualismus selbst. Man kann um sie verlegen seyn, so lange man noch auf dem Boden der Psychologie steht; allein diese Verlegenheit verschwindet, sobald man in die positiven Wissenschaften eintritt.

Platon folgte der Bahn, welche Sokrates vorgezeichnet hatte: er koordinirte die Hypothesen, welche sich in den ausgebildetsten Systemen derjenigen Philosophen befanden, die ihm vorangegangen waren. Er nahm den Dualismus für den Menschen, wie für das Universum an; allein indem er von den geometrischen Abstraktionen Gebrauch machte, schuf er in der materiellen Welt, eine Welt von Ideen, von abstrakten Formen. Diese Ideen kommen den geometrischen Prinzipien nahe; sie sind der Typus, die Regel für alles, was in dem materiellen Universum vorhanden ist: sie sind absolut. In der physischen Welt giebt es nur Quantitäts-Veränderungen; die abstrackten Formen bleiben immer dieselben. Platon stellte über diese seine Anschauung einen schöpferischen Gott und Geister, und durch die Betrachtung des Final-Zwecks, knüpfte er an seine Theorie selbst die einzelnen Thatsachen, die nicht darin begriffen waren.

Der wesentliche Unterschied zwischen dem System des Platon und dem des Aristoteles scheint darauf zu beruhen, daß der eine a priori, der andere a posteriori zu Werke ging. Der erste war Mathematiker, der zweite Naturforscher. Alles, was Bezug hat auf die Wissenschaft des Menschen, mit Ausnahme der Physiologie und der Aus-

drücke, wodurch die Dinge bezeichnet werden, ist gegründet auf die Totalität der Kenntnisse, die man in den Büchern des Hyppokrates antrifft, und bietet daher keine wesentlichen Verschiedenheiten dar. Ganz anders aber stellt sich alles, sobald von den intellektuellen Menschen die Rede ist. Aristoteles beobachtet, erzählt, setzt uns auseinander und erörtert; den Ideen Platons substituirt er die allgemeinen Begriffe, welche durch die Thätigkeit des Geistes von der Materie gesondert sind: er erkennt verschiedene Fähigkeiten im Menschen; er giebt eine Methode des Raisonnements; er stellt die Gesetze der Dialektik fest. Um zur Kenntniß der Dinge zu gelangen soll man, seiner Vorschrift zufolge, von den besonderen und fühlbaren Dingen ausgehen, und zu den allgemeinen und immateriellen Begriffen aufsteigen; anstatt von den Ursachen auszugehen, um bei den Wirkungen anzugelangen, will er, daß man von den Wirkungen zu den Ursachen aufsteige u. s. w. Trotz dieses Unterschiedes konnten die beiden Systeme sich unter einander verbinden; sie herrschten gleichzeitig in der Schule, die wir die dogmatische nennen wollen. Platon war der Schöpfer der Theologie, und Aristoteles der Führer in der Dialektik. Auch ist es merkwürdig, daß der erste vorzüglich die wissenschaftlichen Schulen in den ersten Jahrhunderten der Kirche, der zweite die des Endes der mittleren Zeit beherrschte.

Diese beiden großen Männer hatten die ganze Wissenschaft ihrer Zeit in ein System gebracht. Mögen sich alle Mutter-Ideen ihrer Arbeit in der Meinung ihrer Vorgänger wiederfinden: die Koordination derselben gehört ihnen ganz. In dieser Beziehung ist der aufgefaßte

Ge-

Gedanke des einen unvollständig, ohne den des andern. Der erste schuf die allgemeine Philosophie a priori, der andere die Methoden, die sich für diese Philosophie paßten, a posteriori; und weil ihre Schöpfung von einer solchen Beschaffenheit war, daß sie, die Vergangenheit in sich schließend, sich an die Zukunft wendete, so war sie auch geräumig genug, selbst die Volks-Tendenzen zu umfassen, und sich über eine große Zahl von Thatsachen auszudehnen. Sie drang in alle Vorstellungen der unterrichtetsten Gelehrten ein, und umschloß die ausgebildetsten Vorstellungen der nachfolgenden Jahrhunderte. Doch von dem Augenblick an, wo sie ergänzender Theil eines religiösen Systems, und folglich das Prinzip einer gesellschaftlichen Organisation wurde, erwarb sie, zum wenigsten in ihren höchsten Allgemeinheiten, Gott und Seele, die ganze Macht und die volle Festigkeit der materiellen und sittlichen Interessen, die sie repräsentirte. Von jetzt an wurde sie den Erörterungen und den Einflüssen entzogen, welche dem großen gesellschaftlichen Zweck, der durch sie erfüllt werden sollte, fremd waren. Sie erhielt mit der Zeit die ganze Ausdehnung, deren sie fähig war; alle ihre logischen Folgerungen, sowohl in Theorie, als in Anwendung, wurden abgeleitet und nicht selten im Kampf und mit Verfolgung festgestellt. Als diese dogmatische Lehre endlich konstituirt war, blieben die Schulen noch lange unter dem Einfluß ihrer Autorität. Man stritt über die Zahl der Fähigkeiten des Geistes, über den Charakter der Ideen, der allgemeinen Begriffe: doch der Grundbau blieb derselbe; er war die einzige Angel, um welche sich alles drehete. Inzwischen hatten in dieser scheinbaren Wind-

stille der psychologischen Ideen, die speziellen Wissenschaften Fortschritte gemacht; die wissenschaftlichen Prinzipien der dogmatischen Schule waren erschüttert, oder heftig angegriffen worden, und in der Wissenschaft des Menschen blieb ihr, in einer fast noch gänzlich ontologischen Epoche, keine andere Kraft, als die einer gut verbundenen Hypothese, während alle nur einigermaßen vorgeschrittenen Köpfe genau wußten, wie viel diese werth war.

Man lebte also in Betreff der Psychologie gänzlich nach dem Zuschnitt der alten Ideen, während Tag für Tag die Astronomie, die Chemie, die Physiologie eine von den physischen Grundlagen zerstörte, auf welche der Dogmatismus gebaut war. Folgend dem neuen Anstoß, den die Wissenschaft durch Franz Bacon und Decartes erhalten hatte, wendete endlich Locke die von diesen großen Männern in Ausübung gebrachte Erforschungs-Methode auf die Ordnung der Beziehungs-Phänomene an, und gab dadurch der Psychologie einen Erfahrungs-Charakter, der dem des Dogmatismus, welcher in philosophischen Dingen so lange vorgehalten hatte, durchaus entgegengesetzt war. Aus der Idee verschwand das Absolute; die Sinne und die Erziehung wurden vorangestellt, und fortan war es möglich, den menschlichen Geist als vervollkommnungsfähig zu betrachten. Locke ging sogar noch weiter; er sprach nämlich den ersten Zweifel über die psychologischen Ursachen aus; er sagte zuerst, daß jede andere Hypothese eben so zulässig wäre, wie diese. Eine solche Arbeit gab künftigen Erforschungen eine ganz neue Richtung; sie führte diese Ordnung von Beobachtungen zum Positiven, d. h. zum Erweisbaren hin. Gleichwohl umfaßte sie nur die

Hälfte des Gegenstandes, der in seiner Ganzheit studirt seyn wollte; die Wissenschaft des intellektuellen Menschen blieb gegründet auf die eintretenden Phänomene, obwohl sie durch die Lehre von den Sensationen einen Berührungspunkt mit dem Organismus erhalten hatte.

Von Locke bis auf Cabanis sieht man das System, von welchem wir so eben geredet haben, die ganze Ausdehnung erhalten, deren es fähig ist; man sieht es kämpfen mit der alten Lehre, und zuletzt auf eine allgemeine Weise herrschen. Cabanis und Destütt de Tracy knüpften die eintretenden Phänomene an die bloße Fähigkeit zu empfinden, d. h. an das Nerven-System, und realisirten den Zweifel, den Locke in seinem Versuch ausgesprochen hatte. Von jetzt an verschwand die Psychologie; denn es gab nur noch eine Wissenschaft des Menschen, und dies war die Physiologie.

Studirt man also die Fortschritte der Wissenschaft des Menschen nach der Ursprungsordnung, d. h. historisch: so sieht man, daß die psychologische Idee ihren Ursprung in der erklärenden und koordinirenden Hypothese der eintretenden Phänomene hat, welche von dem Einzelnen beobachtet und empfunden werden. Alsdann giebt es noch keine Physiologie; die Hypothese von welcher wir reden, ist die ganze Wissenschaft. Sie ist gleichen Ursprungs mit der Theologie, dergestalt, daß die erste die Erklärung des Menschen unter denselben Beziehungen, worunter die zweite die Erklärung des Universums ist. In ihrer höchsten Vollkommenheit findet man diese beiden Hypothesen vereinigt in dem System Platons. Sie werden die Mittel einer großen gesellschaftlichen Institution. Von diesem Augen-

blick an ist für sie alles erfüllt. Sie bleiben ohne Fortschritt, ohne Veränderung, doch so, daß sie durch ihre lange Herrschaft in der Meinung der Menschen ein langes Daseyn erwerben. Ihr Alter ist beendigt, als Locke die eintretenden Phänomene von neuem der Beobachtung unterwirft, und die Psychologie in Zweifel zieht. Cabanis und Destütt de Tracy verbinden die eintretenden Phänomene mit den verborgenen, und von diesem Augenblick an tritt die Physiologie an die Stelle der Psychologie, und die Wissenschaft des Menschen gelangt zur Einheit. Geschaffen von den ersten Gelehrten, erschüttert durch die Bemühungen derer, die auf sie folgen, zuletzt für hypothetisch erkannt in demselben Augenblick, wo die Wissenschaft positiv geworden ist, befindet sich demnach dies System in vollkommener Harmonie mit den allgemeinen Charakteren, welche, während desselben Zeitraums, den verschiedenen Zweigen unserer Erkenntnisse eigen gewesen sind. Nirgends sind die Veränderungen das Ergebniß einer Verminderung des Wissens; sie sind vielmehr der Ausdruck einer größeren Zahl gemachter Beobachtungen und einer vollkommneren Arbeit.

Wir haben, von dem allgemeinsten Gesichtspunkt aus, die Bahn durchlaufen, welche die Wissenschaft des intellektuellen Menschen in psychologischer Beziehung beschrieben hat; es bleibt uns nun noch übrig, die Bahn eben dieser Wissenschaft in physiologischer Richtung zu erforschen.

In der ersten Epoche findet man durchaus nichts unter dieser zweiten Beziehung. Von der Struktur des thierischen Körpers verstand man höchstens so viel, als ein

Schlachter davon verstehen kann, wie schon Haller bemerkt hat. Es konnte demnach zwischen diesem roh aufgefaßten Organismus und den Phänomenen des lebendigen Wesens keine Beziehung festgestellt werden. In dem physiologischen System dieser Periode wurde der Tod als etwas betrachtet, das Aehnlichkeit hatte mit der Zerstörung anorganischer Körper; er war das Ergebniß der Gewaltthätigkeit, oder des Willens der Götter. In der zweiten Epoche, d. h. in den ersten Zeiten der italischen Schule, wußte man nicht mehr von der Anatomie; die Phänomene konnten also nur psychologisch erklärt werden, und wenn man anfing, die Seele an gewisse Theile des Körpers zu binden, und sie abzutheilen, so geschah dies nach Maßgabe des regelmäßigen Verschwindens gewisser Phänomene, die in einigen pathologischen Fällen beobachtet waren; denn die Philosophen dieser Zeit waren meistens Aerzte.

Von dieser Zeit an bis auf Platon wurde in der Anatomie wenig geleistet; allein man machte einige Versuche zur Erforschung der Sinne und der Erzeugung: Versuche, welche ohne bedeutendes Ergebniß blieben, theils weil man beinahe nichts von Physik verstand, theils wegen des Zustandes der Vereinzelung, worin man jene Gegenstände betrachtete; denn, nicht durch physiologische Beweggründe war man auf das Studium derselben hingeleitet worden, wohl aber aus Gründen, welche hergenommen waren von der Physik. Die unmittelbaren Hypothesen, welche von diesen anatomischen Arbeiten herrührten, wurden die Attraktionen des Empedokles, die Bilder des Demokritus und die Scheinbilder (simulacra) Epikurs,

welche, unter andern Benennungen, in den nachfolgenden Systemen wieder zum Vorschein kamen. Die Nothwendigkeit der Erklärungen, folglich auch der Hypothesen, war so stark, daß wir, die Pathologie anlangend, in dem, was uns, ohne apokryphisch zu seyn, von Hyppokrates übrig geblieben ist, eine Kraft, ein Prinzip finden, welches die Phänomene der Gesundheit und der Krankheit beherrscht und regelt. Bei dem allen ist dies das erste Zeichen einer Trennung zwischen den physiologischen und den phychologischen Thatsachen.

Von Aristoteles bis auf die Einführung des Christenthums wurde die Anatomie besonders angebaut; und indem sie beträchtliche Fortschritte machte, begann mit ihr die Methode der Experimental-Physiologie. Um den Werth der anatomischen Arbeiten dieser Zeit gehörig zu würdigen, muß man sich erinnern, daß sie von einer Epoche ausgingen, wo das Herz als der Mittelpunkt des Gefühls und der Bewegung betrachtet wurde. Zweimal erfuhr die Psychologie den Einfluß dieser Arbeiten: einen Einfluß, der, wenn man ihn von allen Seiten betrachtet, sehr ausgedehnte Resultate gegeben hat, obwohl er nicht ausreichte, das damals so vollständige System des allgemeinen Dualismus zu verändern. Man wurde gewahr, daß das Respirations-Organ in Verbindung stand mit dem Herzen und mit den Schlagadern; und nicht lange darauf bemerkte man das Auslaufen der Karotide in die Hirnmasse. Hieraus entsprang die Theorie von einer thierischen und von einer geistigen Seele; beide waren entlehnt von dem eingeathmeten Fluidum, und die erste erhielt ihren Sitz in dem linken Ventrikel des Herzens, die zweite in den Seiten-

Ventrikeln. Man kannte bereits die Seh-Nerven unter der Benennung von Poren des Kopfes, und dies reichte hin, das Auge und die Sinne als etwas zu betrachten, das von dieser Seele erfüllt wäre, und ihre Eigenthümlichkeiten durch die Zulassung des geistigen Fluidums zu erklären. Kurze Zeit darauf erkannte man das Nerven-System für ein besonderes System; man sah, daß die Nerven die Organe der Bewegung und der Sensation waren, und man erhielt die Gewißheit, daß das Gehirn der Mittelpunkt der verborgenen Phänomene sei, welche in der Erzeugung der eintretenden (apparenten) Phänomene die Hauptrolle spielen. Zwar gewann es den Anschein, als ob die Psychologie vor diesen Entdeckungen verschwinden müsse; allein sie war so innig mit dem System des Universums verbunden, und die vereinzelte Entdeckung selbst reichte so wenig zur Erklärung des Gedankens hin, daß daraus nur ein einziger Vortheil hervorging. Dieser bestand in der endlichen Bestimmung des Wohnsitzes der geistigen Seele in dem Mittelpunkte dessen, was als organische Theile derselben betrachtet wurde; nur wurde das, was in der gemeinen Sprache durch „thierische Seele" bezeichnet war, in der Physiologie „Lebensgeister" genannt. Diese Bestimmung des Wohnsitzes der menschlichen Intelligenz wurde im zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung vollendet.

Von jetzt an bis zum funfzehnten Jahrhundert ungefähr, blieb die Physiologie stationär; denn die Wissenschaft der Phänomene knüpft sich an die Kenntniß des Organismus, und die Anatomie blieb diesen ganzen Zeitraum hindurch ohne Fortschritte. Nur die Araber vervoll-

kommneten in dieser langen Periode die von Galen empfangene dogmatische Lehre durch einige Entdeckungen von Einzelheiten, und durch die Vervielfältigung der ontologischen Schöpfungen organischer Kräfte; sie vermehrten die, der Physiologie untergeordneten Wissenschaften, bahnten diesen neue Wege und schufen ihnen neue Mittel. Inzwischen erhielt, gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts, die Schule zu Montpellier die Erlaubniß, Leichname zu öffnen. Doch so sehr hatte man sich an das Autoritäts-Dogma gewöhnt, und so stark drückte diese Gewöhnung auf die Köpfe, daß man sich lange weigerte, an die Natur zu glauben, wenn sie in Widerspruch stand mit den Schriften der Alten. Ziemlich spät wurden also die alten physiologischen Hypothesen erschüttert, bis sie durch einfache anatomische Entdeckungen über den Haufen geworfen wurden. Auf diese Weise zerstörte die Entdeckung der kleinen Zirkulation, durch Servet im Jahre 1550, und die der großen, durch Harvey zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, das ganze pneumatologische System seiner Grundlage nach. Und kurze Zeit darauf wurde das in den Nerven umlaufende Nerven-Fluidum von Willis zugestanden, und eben dieser Physiolog wies den Sensationen, dem Gedächtniß, der Einbildungskraft u. s. w. materielle Sitze im Gehirn an.

In diesem langen Zeitraum ist nichts unterhaltender, als die Bemühungen der Anatomisten, einen Platz für die Seele zu finden, so wie diese nun einmal von den Alten gedacht war. Kaum war ihr ein Wohnsitz angewiesen, so entriß eine neue Arbeit ihr denselben. Gleichwohl hatte man hinreichende Gründe die Auffindung dieses

Wohnsitzes nicht aufzugeben; denn that man dies, so gerieth man in die Gefahr, ihr Daseyn bezweifeln zu müssen. Die anatomische Methode selbst führte dahin. Für das psychologische System bedurfte es eines Nerven-Mittelpunkts. Diesen fand man jedoch nicht, und erst zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts zeigte Haller die wahre Erfahrungsbahn in Dingen der Physiologie, so wie die positive Methode, diese Ordnung von Phänomenen zusammen zu stellen. Als dieser Schritt gethan war, wurden alle zerstreuten Beobachtungen, alle theilweisen Zusammenstellungen von Thatsachen, welche sich in den früheren Systemen befanden, zusammengefaßt und nützlich gemacht. Man studirte den Organismus und nichts weiter; und man begann, methodisch und mit vollem Bewußtseyn dessen, was man that, zur Erforschung der Ursachen vorzuschreiten, indem man auf die materiellen Organe einwirkte, und zwar auf dem Wege der Ausschließung. Alle Beziehungs-Phänomene traten unter die Abhängigkeit des Nerven-Systems zurück; die Einzelheiten seiner Organisation gaben den Schlüssel zu einer Menge scheinbarer Akte, und bald darauf zu einem großen Theile der Verschiedenheiten, welche man in den Arten des Seyns von Menschen und von Thieren fand. Bedeutend war die Ausdehnung, welche die Wissenschaft wirklich erhalten hatte. Gleichwohl könnte man sagen, daß sie sich bis zu einem gewissen Punkt selbst verkannt habe — daß der geringste Theil ihrer Diener in das Geheimniß ihres wirklichen Zustandes eingeweiht gewesen sei. Cabanis benutzte zuerst alle diese Thatsachen, um zu beweisen, daß die Psycho-

logie und die Physiologie eine und dieselbe Wissenschaft seien; und sein Beweis war ein Fortschritt, dessen Einfluß nicht verfehlte sich fühlbar zu machen, selbst in den Erforschungen, welche psychologisch blieben. Cabanis lehrte die Physiologen, was sie wirklich wären, und wies ihnen den Platz an, den sie einzunehmen berufen wären. Er that noch mehr: er unterrichtete die Welt davon.

Wir haben also die Psychologie entstehen, sich bilden und ihre ganze Vollkommenheit erreichen sehen, als sie von Platon in ein System gebracht war. Seit dieser Zeit, d. h. seit etwa 2000 Jahren, ist der ihr zum Grunde liegende Gedanke unverändert geblieben. Wir haben auch die Physiologie entstehen und wachsen sehen. Von einem Jahrhundert zum andern, verliert die erste etwas an ihrem Domän; die zweite vergrößert das ihrige durch anhaltende Eingriffe in das Gebiet ihrer Vorgängerin. In der Geschichte unserer Zivilisation stellen sich diese beiden Mittel, zur Wissenschaft des Menschen zu gelangen, das eine als Hypothese, das andere als Beobachtung dar, und ursprünglich vereinigt, trennen sie sich allmählig. Die Psychologie bleibt stationär; diese Idee verändert sich nicht. Die Physiologie wächst, modifizirt sich, dehnt sich aus: sie ist eine Wissenschaft von Thatsachen, die sich bereichert, die sich vervollständigt. Nun aber ist kein Fortschritt des menschlichen Geistes vereinzelt; in den Wissenschaften sind sie sogar nichts weiter, als eine Vermehrung des intellektuellen Reichthums, oder, um dies noch anders auszudrücken, als Resultate einer größeren Anzahl von Beobachtungen. Stellt sich also unsere Zivilisation nicht in jeder Richtung unter die der Griechen, so muß man die Frage

von dem Dualismus des Menschen gerade so entscheiden, wie Cabanis sie entschieden hat. Fügen wir noch hinzu, daß jede philosophische Haupt-Idee von der Geschichte dargestellt wird, erst als militirend gegen die, welche ihr vorangegangen ist, und dann als herrschend, weil sie eine für die Zeit hinreichende Erklärung in sich schließt; fängt sie an, unzureichend zu werden, so wird sie bekrittelt, und dies hört nicht eher auf, als bis sie durch eine andere ersetzt ist, die vielleicht dasselbe Schicksal erfährt. Wir haben in diesem Artikel diesen Gang nicht bemerklich machen können; allein es genügt, ihn anzudeuten, weil jeder die Freiheit hat, sich dadurch von seiner Realität zu überzeugen, daß er, so zu reden, das ganze Leben irgend eines philosophischen Systems in sich aufnimmt. Aus der historischen Darlegung der Fortschritte und des Verfalls einer Idee, so wie sie in diesem Artikel enthalten ist, läßt sich aber am sichersten urtheilen, wie weit ihr Werth in der Zeit reicht. Wird man also etwas Wesentliches dagegen einwenden können, wenn wir behaupten, daß, wer sich dem Studium des Menschen und der menschlichen Gesellschaft widmet, eine schlechte Wahl trifft, wenn er seinen Standpunkt in den Systemen der Alten nimmt? Die Psychologie auf Kosten der Physiologie festhalten, d. h. die erste als Erklärungsgrund der Erscheinungen in ihrer Allgemeinheit der letzteren vorziehen wollen, würde nichts mehr und nichts weniger seyn, als aus der Astronomie in die Astrologie, aus der Chemie in die Alchemie zurücktreten.

Ueber zwei neue Schriften eine bessere Organisation des öffentlichen Unterrichts betreffend.

Es ist unstreitig nicht leicht, in der hochwichtigen Angelegenheit, von welcher hier die Rede ist, ein Urtheil abzugeben, das auch nur einigermaßen befriedigen könnte. Die Hauptschwierigkeit liegt, wie wir glauben, darin, daß keiner von Denen, die sich dies Urtheil gefallen lassen sollen, seinen richterlichen Berechtigungen entsagen will. Wer einmal dem Lehrer-Korps angehört, will nicht ausgeschlossen seyn von dem Verdienst, das sich in seinem Wirkungskreise erwerben läßt; und die natürliche Folge davon ist, daß er seinen Wirkungskreis obenan stellt, ungefähr eben so, wie der pedantische Todtengräber in Schakespear's Hamlet, der sich als den vorzüglichsten Baumeister anschaut, weil seine Schöpfung bis zum jüngsten Gericht vorhält. Der Theolog' sagt: „meine Wissenschaft darf nicht angefochten werden, weil sie die Lehren enthält, ohne welche die Gesellschaft nach kurzer Frist in sich selbst zerfallen würde.“ Der Jurist ist der Meinung: „seine Wissenschaft dürfe in Form und Materie um so weniger eine Veränderung erleiden, weil sie die einzige sei, welche die Fähigkeit gebe, in alle Sättel zu passen.“ Der Mediziner sagt: „ich lasse mir alles gefallen, weil ich zum Voraus weiß, daß man ohne mich nicht fertig werden

kann." Der Philosoph von Profession sagt mit dem Herrn Professor Krug: „unstreitig ist eine Verbesserung des öffentlichen Unterrichts eben so wünschenswerth, als sie nothwendig ist; allein wie soll sie zu Stande kommen, wenn nicht dadurch, daß die philosophische Fakultät, dem Range nach die unterste, zur obersten gemacht wird, da sie, wissenschaftlich genommen, die erste ist?" Der Philolog sagt: „wie läßt sich daran zweifeln, daß mir der erste Rang gebührt, da ich mir anhaltend das Verdienst erwerbe, das menschliche Geschlecht auf seinen Ursprung zurückzuführen und mit den Quellen seiner Weisheit bekannt zu machen? In mir, in mir allein ist alle Wissenschaft, wo nicht der Ausbildung, doch dem ersten Keime nach." Alle diese Fakultatisten (Spezialitäts-Männer) geben bereitwillig zu, daß in Hinsicht des öffentlichen Unterrichts nicht alles geheuer sei; doch geht es ihnen mit ihrem Gutachten nicht anders, als den Kaufleuten und Manufakturisten, welche man über Ein- und Ausfuhren zu Rathe zieht. So wie diese alle Hindernisse und Nachtheile in die Bahn des Nachbarn zu werfen pflegen, um in der ihrigen davon befreit zu bleiben: eben so finden auch jene die Wurzel des Uebels immer nur in Andern, nie in sich selbst; denn keiner von ihnen möchte entbehrlich scheinen, keiner von ihnen genöthigt werden, seinen Gesichtskreis zu verändern, und — wie man es wohl ausgedrückt hat — umzulernen.

Wie schwierig es aber auch seyn möge, das Lehrer-Korps, d. h. die sämmtlichen Träger des öffentlichen Unterrichts für eine bessere Organisation des öffentlichen Unterrichts zu gewinnen: so darf man doch nicht aufhören

einen so hochwichtigen Gegenstand zur Sprache zu bringen; denn von der Verwirklichung dieses Gedankens hängt auf der einen Seite der Friede der Gesellschaft, auf der andern das ebenmäßige Fortschreiten in Handwerk, Kunst und Wissenschaft ab. Das Bedürfniß einer besseren Organisation des Unterrichts bewährt sich auf diese Weise in allen europäischen Staaten, ohne alle Ausnahme. In Großbritannien hat es zur Errichtung von Gewerbschulen und zur Stiftung einer neuen Universität geführt, welche kein anderes Ziel verfolgt, als nur das zu lehren, was als unmittelbar nützlich empfunden wird. In Frankreich hat man sich genöthigt gesehen, die polytechnische Schulen von den Angriffen zu befreien, welche Jesuiten und Kongreganisten auf dieselben machten, um die Gesellschaft wieder in ihre Gewalt zu bringen. Von Portugal, Spanien und Italien läßt sich behaupten, daß sie aus dem revolutionären Zustande, worin sie sich jetzt noch befinden, nicht eher hervortreten werden, als bis es ihnen gelungen seyn wird, den öffentlichen Unterricht in allen seinen Abstufungen dem Bedürfniß der Gesellschaft angepaßt zu haben. In Deutschland ist man auf allen Punkten damit beschäftigt, den Unterricht so speziell als möglich zu machen; und bei diesen Bemühungen bleibt nur die Frage übrig: was zu thun sei, um das Prinzip für diese neuen Schöpfungen zu gewinnen; denn, um Zusammenhang und Ordnung in dieselben zu bringen, darf es an einem solchen Prinzip nicht fehlen.

Eigentlich wäre also das Prinzip das, was gesucht wird. Doch — um zu leben, muß man leben lassen; und gerade hierin liegt für den Einzelnen die Verbind-

lichkeit, sich mit aller nur ersinnlichen Schonung über das zu erklären, was in dieser wichtigen Angelegenheit die Hauptsache ist: — die leitende Idee, ohne welche Mißgriffe und scheinbare Rückschritte kaum zu vermeiden sind.

Wir ziehen es vor, in diesem Artikel den Inhalt zweier Schriften zu beleuchten, welche seit kurzem über den in Rede stehenden Gegenstand erschienen sind; und wir wählen diesen Ausweg zu keinem anderen Endzweck, als weil er uns Gelegenheit verschaffen wird, zu zeigen, wie weit selbst diejenigen, welche sich zu Reformatoren aufwerfen, zurück sind, sowohl hinter dem bereits Bestehenden, als hinter der Idee, aus welcher das bessere Unterrichts-System hervorgehen muß.

Die eine dieser Schriften führt den Titel:

„Entwurf zur Wiedergeburt der Universität Leipzig und anderer Hochschulen, welche ihr mehr oder weniger ähnlich sind."

Verfasser dieser Schrift ist der Herr Professor Krug in Leipzig.

Er beginnt dieselbe mit einem Proömium, worin er seine Kollegen, d. h. das gesammte Lehrer-Korps der Universität Leipzig als Patres conscriptos anredet, und in Ciceronianischen Redensarten ersucht, ut, privatis commodis omissis, summae reipublicae consulant, neve scriptionem (autoris) qualemcunque sceleris loco ponant.

Auf ein so feierliches Proömium darf man wohl fragen: Quid dignum tanto proferet hic promissor hiatu?

Auf die Sache selbst eingehend, richtet der Verf. seine Anklage zunächst gegen das National-Wesen und gegen

das damit verknüpfte Magisterium, indem er beides als die Grundlage der im Jahre 1409 gestifteten Universität Leipzig betrachtet.

Sämmtliche Glieder dieser Universität zerfallen in vier Hauptabtheilungen oder Nationen, welche die sächsische, die meisnische, die fränkische oder baiersche und die polnische genannt werden. Jede dieser Nationen hat ihren Senior, als Vorsteher, und ihren besonderen Fiskus, aus welchem dürftige Nationalen unterstützt, und andere Ausgaben bestritten werden. Die große National-Versammlung (concilium nationale magnum) bilden die sämmtlichen als Magistri legentes habilitirten Lehrer der Universität; und diese National-Versammlung, mit dem von ihr selbst und aus ihrer Mitte gewählten Rektor an der Spitze, ist die höchste akademische Behörde. Sie wählt aber nicht nur den Rektor, sondern auch die Beisitzer des akademischen Gerichts und den dazu gehörigen Syndikus der Universität; desgleichen die Decemvirn und diejenigen Professoren der Theologie und der Jurisprudenz, welche als Domherrn in die Stifter zu Meissen, Merseburg und Naumburg-Zeitz aufgenommen werden sollen, wiewohl die letztere Wahl nur eine Scheinwahl ist, da gewisse Professorstellen den rechtlichen Anspruch zum Einrücken in das Dezemviral-Kollegium und in die Domstifter geben.

Nächstdem — so fährt Herr Professor Krug fort — zerfällt die Universität in vier andere Abtheilungen, nämlich in die bekannten vier Fakultäten, deren jede ihren Dechanten als Vorsteher und gleichfalls ihren besonderen Fiskus hat, aus welchem theils Besoldungen gezahlt, theils andere Ausgaben bestritten werden. Diese Fakultäten haben nicht

nicht gleichen Rang, wie die Nationen. Den Vorrang behauptet die theologische; dann folgen die juristische und die medizinische; die unterste Stufe nimmt die philosophische ein, obgleich sie die zahlreichste ist. Die Senioren haben darin einen Vorzug vor den Dechanten, daß sie die Amtsführung des abgehenden Rektors zu beurtheilen, und die Wahl des neuen zu leiten haben. An dieser nimmt nur der Dechant der philosophischen Fakultät, als sogenannter Magistratus minor, Theil. Der Rektor mit den Dechanten bildet das concilium decanale, das sich übrigens nur mit einigen ökonomischen Angelegenheiten der Universität zu beschäftigen hat, und daher von keinem besonderen Einflusse auf das gesammte Universitäts-Wesen ist. Doch hat es die besondere Aufsicht über einige der Universität gehörige Dorfschaften und Grundstücke, und das darauf bezügliche Propstei-Gericht.

Außer den vier Nationen und den vier Fakultäten, nebst den daraus hervorgehenden Konzilien, besteht die Universität Leipzig noch aus folgenden korporativen Gliedern:

1) Aus dem Concilium perpetuum, das auch das akademische Gericht genannt wird; es besteht aus dem Rektor, dem Exrektor, drei andern Beisitzern, welche halbjährlich gewählt werden, und, ohne von Rechts- und Gerichtssachen etwas verstehen zu müssen, magistri habilitati sind, ferner aus einem Syndikus, der ein Doctor juris seyn muß, und aus einem Aktuarius, der das Protokol führt und alles expedirt, was von Gerichts wegen zu expediren ist. Beigegeben sind diesem Konzilium noch andere Offizianten, als da sind: Registratoren, Kopisten,

Pedelle und Gerichtsdiener. Zugleich hat dies Konzilium seine eigene Kasse, welche der Rektor-Fiskus genannt wird, sich aber schon seit Jahren in einem kläglichen Zustande befindet.

2) Aus dem concilium oder collegium professorium, auch akademischer Senat genannt, und zusammengesetzt aus dem Rektor und den ordentlichen Professoren sogenannter alter Stiftung, d. h. vier theologischen, fünf juristischen, vier medizinischen und zehn philosophischen. Zur Beurtheilung dieses Konziliums kommen alle akademische Angelegenheiten von allgemeinerem Interesse, wenn diese nicht den übrigen Konzilien besonders vorbehalten sind. Da der Rektor aus diesem Kollegium gewählt werden muß, so ist dasselbe nicht bloß in vier Fakultäten, nach deren Ordnung die einzelnen Mitglieder sitzen und stimmen, sondern auch noch überdies in vier Nationen oder Natiönchen abgetheilt, die aber bloß zum Behufe der Rektor-Wahl erdichtet sind. In Folge dieser Erdichtung ist es leicht möglich, daß der Rektor, wenn er aus der sogenannten sächsischen Nation des Professor-Kollegiums gewählt wird, zur fränkischen oder polnischen Nation im National-Konzilium gehört, oder wenn er auch hier zur sächsischen Nation gezählt wird, doch kein geborner Sachse, sondern ein geborner Franke oder Pole ist; so ein lächerliches Spiel mit Worten und mit Namen treibt man bei der Wahl des Oberhaupts der Universität, bei Bestimmung der höchsten akademischen Würde. Uebrigens hat das Professor-Kollegium keine für sich bestehende Kasse; es nimmt bloß Theil an dem Rektor-Fiskus und andern akademischen Fonds, und ernennt aus seiner Mitte soge-

nannte Schlüsselträger (clavigeri), welche eine Art von Aufsicht über jenen Fiskus und einige damit verbundene Kassen führen.

3) Aus dem Concilium decemvirale, welches seine Benennung seiner Zusammensetzung verdankt, sofern es aus zehn Professoren alter Stiftung besteht, nämlich aus dem Rektor, aus den zwei ersten Professoren aller vier Fakultäten, und aus dem Dechanten der philosophischen. Als engerer Ausschuß des Professor-Kollegiums beschäftigt es sich vorzüglich mit den administrativen Angelegenheiten der Universität; und vor allem sind seiner besondern Sorge und Aufmerksamkeit das Pauliner-Kollegium, die Universitäts- oder Pauliner-Kirche und die öffentliche Speiseanstalt für arme Studirende, nebst den Einnahmen und Ausgaben, welche sich auf diese beziehen, anvertraut.

Endlich 4) aus dem großen und kleinen Fürsten-Kollegium, jenes aus zehn, dieses nur noch aus fünf Mitgliedern bestehend, so wie aus dem Frauen-Kollegium (collegium Beatae Mariae Virginis), das jetzt nur aus drei Mitgliedern besteht. Ursprünglich gemeinsame Wohnungen für Lehrer und Schüler, ähnlich den englischen Kolleges, werden die genannten drei Kollegien nur noch zufällig und miethweise von Dozenten und Studirenden bewohnt; die eigentlichen Kollegiaten, selbst die jährlich wechselnden Praepositi oder Pröpste der Kollegien, wohnen meistens außer denselben, und theilen nur noch die Miethszinsen nebst andern mit ihren Stellen verbundenen Einnahmen unter sich, weßhalb auch jedes Kollegium seine besondere Kasse und seine besondere Rechnung über Einnahme und Ausgabe hat. Die Kollegiaturen sind

also zu bloßen Pfründen oder Benefizien geworden, deren Verleihung, nach der Wahl der Kollegiaten, durch Nationalität, Magisterium, Würdigkeit und Bedürfniß bestimmt werden soll. Während hiergegen nichts zu sagen ist, bleibt es bemerkenswerth, daß im großen Fürsten-Kollegium zwei Stellen den beiden ersten Professoren der Medizin vorbehalten sind, welche nur zum Schein gewählt werden.

Sofern nun der ganze Organismus der Universität Leipzig auf einem zum Unwesen gewordenen National-Wesen beruht, trägt Herr Professor Krug vor allen Dingen auf die Aufhebung desselben an, und beantwortet, wie es uns scheint, höchst siegreich, alle die Einwendungen, welche zur Vertheidigung der Fortdauer dieses Wesens oder Unwesens gemacht werden können; die Vereinigung der National-Pekulien mit dem Rektor-Fiskus ist ihm dabei, wie billig, die Hauptsache. Außer der Aufhebung des National-Wesens sollen aber, seinem Wunsche zufolge, noch andere Veränderungen eintreten. Dahin gehört vorzüglich die der Rektorwahl. Die Beschreibung, welche er von der in Leipzig üblichen macht, muß man in seinem Entwurfe selbst nachlesen; sie ist, um alles mit Einem Worte zu sagen, so zum Lachen reizend, daß man sich zuletzt fragt, wie vernünftige Leute, indem sie solchen Hokuspokus treiben, eine ernsthafte Miene bewahren können. Herr Prof. Krug will demnach die Rektorwahl so eingerichtet wissen: daß 1) alle Dozenten ohne Ausnahme daran Theil nehmen können (nicht bloß die Magistri habilitati); daß 2) alle ordentlichen Professoren ohne Ausnahme jedesmal wählbar seien, so daß nicht bloß die Rücksicht auf die aufgehobene Nationalität, sondern auch die auf jeden

anderen Unterschied, selbst auf den zwischen Professoren alter und neuer Stiftung, wegfalle; daß 3) der Rektor nicht auf ein halbes, sondern auf ein ganzes Jahr gewählt werde, und eine anständigere Besoldung erhalte; daß endlich 4) die Wählart selbst verändert werde, weil die bisherige allzu umständlich, langweilig und lächerlich sei, und die öffentliche Meinung längst ihr Verdammungsurtheil darüber ausgesprochen habe. Endlich rechnet Herr Prof. Krug zur Vollendung der Wiedergeburt der Universität Leipzig, die Restauration der Gebäude derselben, indem die meisten dieser Gebäude entweder ganz zerfallen, oder doch so beschaffen sind, daß sie den Zwecken und der Würde einer Hochschule gar nicht entsprechen.

Man kann, ja man muß zugeben, daß unter den Forderungen des Herrn Prof. Krug keine einzige aufzufinden ist, die nicht eben so bescheiden und billig, als angemessen wäre, sofern es darauf ankommt, nur Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Allein die Ueberschrift seiner Abhandlung verheißt nichts Geringeres, als „einen Entwurf zur Wiedergeburt der Universität Leipzig und anderer Hochschulen, welche ihr mehr oder weniger ähnlich sind.“ Kann man nun wohl sagen, die Wiedergeburt einer Universität sei bewirkt durch die Erfüllung jener Forderungen, von welchen die erste eine Aufhebung des National-Wesens, die zweite eine einfachere Rektor-Wahl, die dritte endlich angemessene Gebäude zum Gegenstande hat? Liegt in der Erfüllung dieser Forderungen noch etwas mehr, als bloße Vorbedingung? Ist das Wesen einer Universität dadurch auch nur berührt? Und war irgend ein Grund vorhanden, wegen so schwacher und unproduktiver For-

derungen die Mit-Professoren anzuflehen, daß sie darin doch nicht ein Verbrechen sehen möchten? Wie soll man sich das Lehrer-Korps der Universität Leipzig denken, wenn das Proömium, dessen wir oben gedacht haben, noch etwas mehr als eine gelehrte Gaukelei ist?

Es läßt sich wohl die Frage aufwerfen, was im neunzehnten Jahrhundert eine Universität ist.

Gewiß etwas ganz Anderes, als im achtzehnten, siebzehnten, sechzehnten und in jedem noch früheren Jahrhundert. Weil die Summe der menschlichen Erkenntnisse sich unbemerkt beträchtlich vermehrt hat, so haben auch die Universitäten, weder der Form noch der Materie nach, bleiben können, was sie früher waren; es sei denn bei Strafe gänzlicher Unbrauchbarkeit und Vernachlässigung von Seiten der Gesellschaft. Jenes Fakultäten-Wesen, womit sie angefangen hatten, mußte also allmählig aufgegeben werden; und obgleich dies ganz im Stillen geschah, so war daran auch nicht das Mindeste zu tadeln. Die Philosophen haben sich zwar nicht selten darüber gewundert, daß sie bei allen Veränderungen, welche mit dem Universitätswesen vorgingen, immer nur der Schweif des Körpers blieben, dessen Kopf die Theologie war; allein ihr Schicksal war deßwegen nicht weniger verdient: denn sollte ihre Erhebung gerechtfertigt werden, so war die Bedingung sine qua non keine andere, als daß sie über sich selbst zur Erkenntniß kamen, und sich aus der Bahn des Metaphysischen, worin sie sich der Theologie nothwendig unterordneten, in die des Positiven, d. h. des Erweisbaren durch Thatsachen, warfen. Ungeschickt für alles, was Leitung heißt, mußten sie gestatten, daß eine Spezialität nach der

andern sich an die Philosophie anschloß und ihr Wesen immer räthselhafter, immer geheimnißvoller machte. So entstand die wissenschaftliche Anarchie, worin wir gegenwärtig leben; und so gewannen die Universitäten den Charakter, den sie in der Zeit haben. An Fakultäten ist dabei schwerlich noch zu denken; diese sind untergegangen in dem unbemerkten Fortgang der Entwickelung, der sie, wie so vieles Andere, verschlürft hat. Will man — freilich nicht Alles, was sich in diesem Augenblick noch Universität nennt, wohl aber das, was diese Benennung wirklich verdient, charakterisiren, so muß man sagen: „eine Universität sei ein Bazar für alles, was entweder Wissenschaft ist, oder zum wenigsten dafür gilt, wo also Jeder ohne Ausnahme sein Bedürfniß befriedigen kann, er werde angezogen von dem Hypothetischen, oder von dem Erweisbaren." Zunftwesen und Monopol sind diesem Bazar gleich fremd.

Faßt man aber das Universitätswesen von dieser Seite auf, so muß man sogleich bekennen, daß alle die Vorschläge, welche der Herr Professor Krug zur Verbesserung desselben gethan hat, Kleinigkeiten betreffen, bei welchen nichts weiter zu bedauern ist, als daß es noch Universitäten giebt, deren Organismus an Gebrechen leidet, wie Landsmannschaften, komplizirte Rektor-Wahlen und schlechte Gebäude sind.

Was heißt denn Wiedergeburt eines, der Unterweisung in den verschiedensten Zweigen der menschlichen Erkenntniß gewidmeten Instituts?

Soll mit dem Ausdruck „Wiedergeburt" nicht ein mystischer Sinn verbunden werden: so läßt sich's dabei an nichts Anderes denken, als an eine solche Umbildung,

wodurch das Institut den gesellschaftlichen Bedürfnissen, so wie diese sich nun einmal entwickelt haben, näher gebracht und angepaßt wird. Die Universitäten nach altem Zuschnitt — waren sie selbst noch mehr, als eine solche Umgestaltung zu demselben Zweck? Würden die Dom- und Kloster-Schulen, welche den Universitäten vorangingen, jemals verdrängt worden seyn, wenn man nicht das Bedürfniß gefühlt hätte, Unterrichtsanstalten zu besitzen, wodurch noch etwas mehr geleistet werden möchte, als was durch jene in dem sogenannten Trivium und Quadrivium geleistet werden konnte? Die Gesellschaft kann der Gelehrten zu keiner Zeit entbehren; die Pflicht der Gelehrten aber ist, sich der Gesellschaft nützlich zu machen, was immer nur dadurch geschehen kann, daß sie sich den gesellschaftlichen Bedürfnissen anbequemen, anstatt dieselben durch todtes Wissen und erstarrte Formeln beherrschen zu wollen.

Hätte man nicht auch in neuerer Zeit gefühlt, daß die Universitäten hinter den gesellschaftlichen Bedürfnissen zurückgeblieben wären, und ihrer Bestimmung nicht mehr entsprächen: so würde eine Maßregel unterblieben seyn, welche immer allgemeiner wird, und für die Wissenschaft selbst nicht ohne große Folgen bleiben kann. Dies ist die Verlegung dieser Unterrichtsanstalten aus Provinzialstädten, die sonst ihre ausschließenden Sitze waren, in die Hauptstädte. Wenn irgend etwas dazu beitragen kann, daß die Wissenschaft zur Einheit erhoben wird, so ist es diese Versetzung. Das Hypothetische und Konjekturale in den Wissenschaften war durch nichts noch mehr beschützt, als durch die Absonderung und Vereinzelung, worin die Gelehrten in den Provinzialstädten lebten. Es wird weichen, je

mehr die Gelehrtenklasse durch die innigere Berührung mit Geschäftsmännern zu der Ueberzeugung gelangt, daß Beobachtung und Erfahrung die einzigen Quellen alles echten Wissens sind, und daß eine Wissenschaft, die sich vom Thatsächlichen trennt, diesen Namen sehr schlecht verdient. Durch die Verlegung der Universitäten nach den Hauptstädten wird also auch die Kluft zwischen Theorie und Praxis, über welche man sich nicht ohne Grund beklagt hat, zum wenigsten mit der Zeit ausgefüllt werden; und wird dies anders als zum Vortheil der einen und der andern geschehen können? Was die, jetzt noch in kleinen oder Mittelstädten bestehenden Universitäten betrifft, so werden sie, wenn man ihre Fortdauer voraussetzen darf, immer nur in erborgtem Lichte glänzen; und darum hätte, wie wir glauben, Herr Prof. Krug, anstatt sich für seinen Entwurf einer Wiedergeburt der Universität Leipzig in kleinliche Vorschläge zu verlieren, lieber die Frage aufwerfen sollen: „ob bei den großen Veränderungen, welche schon seit etwa zwanzig Jahren in dem Unterrichts-System vorangegangen sind, Leipzig noch länger der Sitz der Universität des Königreichs Sachsen bleiben könne?" In dieser Frage waren alle Details-Fragen enthalten; und fiel ihre Beantwortung verneinend aus, so hatte es keine Noth mit der Verbesserung des Organismus, die, so lange Leipzig der Sitz der Universität bleiben wird, nur auf unüberwindliche Hindernisse stoßen kann.

Hier endigen wir unsere Beleuchtung des Entwurfs zur Wiedergeburt der Universität Leipzig: eine Schrift, deren Inhalt, in unserem Urtheil, weit zurückbleibt hinter dem Gegenstande, der darin verhandelt werden sollte.

Vortheilhafteres haben wir über eine zweite Schrift zu bemerken, worin derselbe Gegenstand nach ungleich grösseren Dimensionen zur Sprache gebracht wird.

Sie führt den Titel:

„Der Zeitgeist und die Gelehrtenschulen;" mit dem Motto:

Irrthum verläßt uns nie, doch zieht ein höher Bedürfniß
Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.

Der Verfasser hat sich nicht genannt, doch giebt er sich in dem Kontext als einen Mann zu erkennen, den eine dreißigjährige Erfahrung in den Stand gesetzt hat, pro salute publica zu reden.

Veranlaßt ist diese Schrift, wie es scheint, durch einen witzigen Einfall, der wegen der starken Erschütterung, die er hervorgebracht hat, nicht bloß gelobt, sondern sogar gesegnet zu werden verdient.

Herr Friedrich von Raumer hatte in seiner Schrift: „Ueber die Preußische Städteordnung" die sehr richtige Bemerkung gemacht, daß in den Schulen die Zöglinge, ohne Rücksicht auf wesentlich verschiedene Lebensbestimmungen, in Dingen über einen Leisten geschlagen werden, die nur relativen Werth haben, und hierauf hinzugefügt: „Es ist Grundsatz geworden, daß die Schule sich ganz vom künftigen Leben trennen, und gar keine Rücksicht darauf nehmen müsse, weil ihre Aufgabe sei, Menschen im Allgemeinen zu erziehen; und nachdem man so den Begriff des Menschen aller inhaltsreichen Bestimmungen entkleidet und ihn so kahl hingestellt hat, wie des Diogenes gerupften Hahn, werden ihm, zu angeblich lebenslänglichem Schmucke, einige lateinische und griechische Federn in seine

deutsche Haut eingedreht, und ihm Accente und Zirkumflexe auf sein Schreibebuch gemalt, als gebe dieser Krimskrams ein dreifaches Erz um die Brust des künftigen Bürgers und Handwerkers, oder als mache dies den vollkommnen Menschen, den Menschen κατ' ἐξοχην." Dieser gerupfte Hahn, mit seinen, in die deutsche Haut eingeschraubten griechischen und lateinischen Federn, mußte freilich auf die Einbildungskraft der Leser denselben Eindruck machen, den Diogenes hervorbrachte, als er Platons Definition des Menschen in der Gestalt eines gerupften Hahns mit einem Ecce homo Platonis ins Auditorium schob! Es war unmöglich, sich der Ueberzeugung zu versagen, daß ein Unterrichts-Prinzip, nach welchem man den Menschen im Allgemeinen, d. h. den Menschen als Idee aufgefaßt, erziehen will, nicht bloß unbedingt kindisch, sondern auch positiv verderblich sei, indem über die gewissenhafte Anwendung desselben, das Ergebniß der Erziehung nothwendig = 0 bleiben muß. Aus eben dieser Ueberzeugung ist offenbar die Schrift hervorgegangen, deren Inhalt wir hier beleuchten wollen.

Ob der Titel: „Der Zeitgeist und die Gelehrtenschulen" glücklich gewählt sei, darüber ließe sich wohl ein Wort sagen, das beherzigt zu werden verdient. Was ist Zeitgeist? Ganz unstreitig Geist in der Zeit, aber nicht Geist der Zeit; denn die Zeit, als solche, hat keinen Geist. Dieser kann nur den, in einem gegebenen Zeitraum beisammen lebenden Menschen zugeschrieben werden; und sobald dies geschieht, ist immer nur die Rede von gesellschaftlichen Bedürfnissen, die das und das erheischen. Minder mysteriös würde also, wie wir glauben, folgender Titel

gewesen seyn: „Die gesellschaftlichen Bedürfnisse und die Gelehrtenschulen im neunzehnten Jahrhundert."

In Wahrheit, wenn mit der Gesellschaft in den drei letzten Jahrhunderten nicht die wesentlichsten Veränderungen vorgegangen wären; wenn die Arbeit sich nicht auf eine Weise getheilt hätte, von der man in früheren Zeiträumen keine Ahnung hatte; wenn (um dies noch näher zu bezeichnen) die Unfreiheit des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts noch fortdauerte, und Klassen, die früher in unbedingter Unterwerfung lebten, nicht zu Wohlstand und Reichthum gelangt wären; kurz, wenn das theologisch-feudale System des früheren Mittelalters noch in seiner Abgeschlossenheit und Strenge bestände: so würde weder von Bürgerschulen, noch von Real-Gymnasien die Rede seyn; man würde, wie ehemals, in dem Gymnasial-Unterricht nichts weiter bezwecken, als eine Vorbereitung auf die Hochschule und deren Fakultäts-Wissenschaften, und so würde denn die Einheit des ganzen Unterrichts-Systems keinen Augenblick zweifelhaft seyn. Die Verlegenheit, worin man sich in dieser Beziehung gegenwärtig befindet, hat also keinen anderen Grund, als daß man darüber nicht im Klaren ist, was der Gesellschaft auf ihrer gegenwärtigen Entwickelungsstufe gebührt, oder wie viel von dem alten Unterrichts-System aufgeopfert werden muß, wenn der Gelehrtenstand, d. h. die Totalität Derer, von welchen alle Unterweisung ausgehen soll, die Aussicht gewinnen will, noch länger für unentbehrlich gehalten zu werden. Nicht irgend ein Dämon, nicht irgend eine Laune hat dies Problem herbeigeführt, sondern das ewige Bedürfniß der

Gesellschaft, fortzubauern und sich vollständiger zu entwikkeln. Nur wenn der ungenannte Verfasser dies unter Zeitgeist verstanden hat, sind wir hinsichtlich des Titels seiner Schrift mit ihm einig.

Was er in seiner Beleuchtung der Vorwürfe, die man den Gymnasien macht, zur Sprache bringt, ist nicht bloß das Unpartheiischste, sondern auch das Gediegenste, das, so weit unsere Kenntniß reicht, bisher über diesen Gegenstand ausgesprochen ist; nur daß er sich selbst nicht klar gemacht hat, weßhalb die Gymnasien mit sich selbst in Kampf gerathen mußten, sobald sie (um uns kurz auszudrücken) neue und alte Wissenschaft mit einander vereinigen und für beide gleiches Interesse einflößen wollten. Wie ausgezeichnete Schulmänner über diesen Kampf geurtheilt haben, kann gegenwärtig gleichgültig seyn, nachdem sie ausgeschieden sind, und folglich weder schaden noch nutzen können; die Sache selbst aber ist von hoher Wichtigkeit, und eben deßwegen sei es uns erlaubt, darüber ein freies Wort zu sagen . . . .

Alles, was Wissenschaft genannt zu werden verdient, hebt mit dem Hypothetischen und Konjekturalen an, und schreitet sehr allmählig zu dem Positiven und Erweisbaren fort. Dies rührt daher, daß der menschliche Geist, streng genommen, nur in Einer Richtung Fortschritte machen kann; nämlich in derjenigen, die — nicht zur Erkenntniß der ersten Ursachen, sondern nur zur Kenntniß der Gesetze der Erscheinungen führt. Beides ist wesentlich verschieden, wie wenig darauf auch bisher geachtet seyn mag. Fortgesetzt um das Wahre verlegen, aber unfähig es zu finden, so lange die Unbekanntschaft mit seinen eigenen Schranken

dauert, übernimmt sich der menschliche Geist, indem er an die Stelle des Gesetzes der Erscheinungen, die ersten Ursachen derselben bringt; und da ihm dies nothwendig in einer Periode begegnet, wo die Summe seiner Beobachtungen und Erfahrungen verhältnißmäßig noch gering ist: so dürfen wir uns nicht darüber wundern, daß alle alte, d. h. jede einer früheren Periode angehörige Wissenschaft ihren Charakter im Hypothetischen und Konjekturalen, alle neuere Wissenschaft hingegen den ihrigen im Positiven und Erweisbaren hat. Indem nun aber unsere Gymnasien, es sei mit oder ohne klares Bewußtseyn, sich zu Fortpflanzern (wenn auch nur zu untergeordneten) der alten Wissenschaft aufgeworfen hatten: wie konnten sie, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, zugleich Fortpflanzer der neuen Wissenschaften werden oder bleiben? Bei einem solchen Versuch wurden zwei Geistesarten an einander gebracht, die sich nur bekämpfen konnten: nämlich der Geist, der im Hypothetischen und Konjekturalen, und der Geist, der im Positiven und Erweisbaren lebt. Den einen zu stärken, ohne den andern zu schwächen, war unmöglich. Bald stellte sich das Hac urget lupus, hac canis ein. Für die neue Wissenschaft sprach das gesellschaftliche Bedürfniß, die unverkennbare höhere Nützlichkeit; für die alte Wissenschaft, Herkommen, Gewohnheit und ein Hinblick auf die Universitäten. Beiden zu genügen war auch deßhalb unmöglich, weil von den 24 Stunden des Tages nur 6 bis 7 auf den Unterricht verwendet werden konnten. Man nahm also auf und eliminirte wieder; und indem man noch immer nicht wußte, woran man mit der Wissenschaft im Allgemeinen war, ergab man sich einer Art von Ver-

zweiflung in dem Grundsatze, daß die Schule sich vom Leben trennen, d. h. ohne alle Rücksicht auf einen Entwickelungsgrad, den Menschen im Allgemeinen erziehen müsse: ein Grundsatz, der nicht angewendet werden konnte, ohne diejenige Verwirrung herbeizuführen, welche eine Scheidung ungleichartiger Unterrichtsgegenstände unumgänglich nothwendig macht, wenn, neben bitterem Zeitverlust, nicht Zerstörung alles Geistigen eintreten soll.

Abgesehen demnach von den Ansichten und Urtheilen berühmter Gymnasiarchen, hat sich die Sonderung der öffentlichen Unterrichtsanstalten, sofern sie vorbereitend sind, gewissermaßen ganz von selbst vollzogen, theils in Folge der Unverträglichkeit der neueren Wissenschaft mit der alten, theils in Folge der Unmöglichkeit, die große Masse der Unterrichtsgegenstände in den Kompaß von etwa 36 Stunden wöchentlich zu bringen, ohne auf jedes nützliche Ergebniß des Unterrichts zu verzichten. Man würde die Wahrheit nicht auf seiner Seite haben, wenn man behaupten wollte, diese Sonderung sei bereits vollendet; sie ist vielmehr erst in ihrem Beginnen, und was auch gelungen seyn möge, so springt, bei Durchsicht der Lehrgegenstände, sowohl in den vorzugsweise sogenannten Gelehrtenschulen oder Gymnasien, als in den sogenannten Gewerbschulen, noch zuviel Bastardartiges in die Augen, als daß man sagen könnte, die Idee, welche der Sonderung beider zum Grunde liegt, sei in irgend einer Reinheit aufgefaßt. Dies verschlägt jedoch sehr wenig. Was der neuen Schöpfung zu ihrer Vollkommenheit fehlt, wird erweiterte Erfahrung hinzufügen; vorzüglich von dem Augenblick an, wo man sich der Methode, welche der neueren Wissenschaft zum Grunde liegt, klarer bewußt seyn wird.

Daß die Gewerbschulen den Ausschlag geben werden über die Gymnasien, unterliegt schon jetzt keinem Zweifel mehr; für sie spricht ein unwiderstehliches Bedürfniß. Daraus folgt jedoch nichts weiter, als daß die bisherigen Gymnasien ihr Wesen verändern und nach und nach eine Bestimmung erhalten werden, die unendlich edler ist, als die bisherige war.

Der ungenannte Verfasser, dessen Schrift wir hier beleuchten, hat diese Bestimmung dahin angegeben, daß er gesagt hat: „die erste Klasse der wissenschaftlich Gebildeten hat den Zweck, für die wissenschaftliche Fortbildung des menschlichen Geschlechts in allen Zweigen der historischen und philosophischen Erkenntniß zu sorgen; weßhalb sie nicht nur mit den wesentlichen Objekten der menschlichen Erkenntniß, sondern auch mit den Mitteln, diese zu fördern bekannt seyn muß." Wir wissen nicht, ob wir bei dieser Abgränzung gerade dasselbe denken, was der Ungenannte dabei gedacht hat; allein wir gestehen, daß dies ein Punkt ist, über welchen unsere Ansicht im Allgemeinen genau zu der seinigen paßt. Wir sind sogar der Meinung, daß, wenn diejenigen Anstalten, die man gegenwärtig vorzugsweise Gymnasien nennt, ihre definitive Bestimmung gefunden haben werden, das Studium der alten, d. h. der nicht mehr lebenden Sprachen, auf ihnen noch weiter getrieben werden müsse, als es bisher der Fall gewesen ist; zwar nicht als solcher schlechtweg — denn dabei würde die Erkenntniß wenig oder gar nichts gewinnen — wohl aber als Werkzeuge zum tieferen Eindringen in die Entwickelungsbahn, welche das menschliche Geschlecht zurückgelegt hat, folglich zur vollständigeren Auffindung der Gesetze,

nach

nach welchen alle menschliche Entwickelung bisher erfolgt ist. Wir würden also gar nicht davor erschrecken, wenn man uns schon jetzt sagte, nach funfzig oder hundert Jahren werde das Sanskrit auf den für die Ausbildung der philosophischen Gelehrtenklasse bestimmten Anstalten, eben so regelmäßig gelehrt und gelernt werden, wie gegenwärtig das Römische und das Griechische.

Was man aber dabei in einen hohen Anschlag zu bringen hat, ist, daß in dem Organismus der Universitäten (zum wenigsten derjenigen unter ihnen, die dieses Namens vorzüglich würdig sind) nicht länger irgend ein Hinderniß für die Entwickelung der Spezial-Schulen liegt. Seitdem das Fakultätswesen, wenn auch nicht gänzlich verdrängt, doch ungemein geschwächt ist, kann in jeder Spezial-Schule, sogar in derjenigen, die sich des Unterrichts in den alten Sprachen gänzlich enthält, eine Vorbereitung auf die höhere Unterweisung, die von der Universität ausgeht, Statt finden. Es ist in der That unverantwortlich geworden, nur den auf sogenannten Gymnasien empfangenen Unterricht als die einzige zulässige Vorbereitung zu den Universitäts-Studien zu betrachten. Streng genommen, erfordern nur die Theologie und die Medizin eine Kenntniß der römischen und der griechischen Sprache, wegen der Formen, in welchen beide gelehrt und gelernt werden; allein wie viel wird gegenwärtig außer der Theologie und der Heilkunde auf den Universitäten gelehrt, was man sich vollkommen aneignen kann, ohne durch das Studium alter Sprachen darauf vorbereitet zu seyn! Was haben höhere Mathematik, Astronomie, Chemie, Physik, Staatswissenschaft, Staatswirthschaftslehre und so viele andere Zweige

der allgemeinen Wissenschaft mit der römischen und griechischen Sprache, als Werkzeugen einer vollständigen Mittheilung, gemein? Die formelle Bildung, auf welche man halb instinktmäßig zurückkommt, wenn von dem Werthe der genannten Sprachen die Rede ist, kann auf tausend andern Wegen gewonnen werden; und der Pedantismus, welcher für die hergebrachte Methode, wie pro aris et focis kämpft, kann nicht Recht behalten, ohne daß zwei sehr merkwürdige Phänomene unerklärt bleiben. Das eine ist, daß es, bei der hergebrachten Methode, in allen Jahrhunderten ausgezeichnete Geister jeder Art gegeben hat, die von der Kenntniß des Römischen und des Grichischen unberührt geblieben sind; das zweite ist, daß wir vorzugsweise die Sprache und Literatur derjenigen Nation schätzen, die es erweislich unter ihrer Würde hielt, irgend eine fremde Sprache zu lernen. Muß noch ausdrücklich hinzugefügt werden, daß diese Nation die griechische war? Wie in aller Welt fing sie es denn an, ihre eigene Sprache ohne den Beistand einer andern zu dem Gipfel der Vollkommenheit zu erheben, in welcher sie zu unserer Kenntniß gekommen ist? Wir ersuchen alle Stock-Philologen, auf dies physiologische Problem einzugehen, um sich die Frage zu beantworten, wie viel Kraft und Zeit dadurch gewonnen werden kann, daß man seine Geistesbildung durch das einfachste Mittel erzielt.

Vollkommen einverstanden mit dem Unbenannten in Hinsicht der Ideen, welche er Seite 41 u. 42 seiner lesenswerthen Schrift einer neuen Schulverfassung zum Grunde legt, trennen wir uns von ihm auch in Hinsicht des Organismus, den er in das Schulwesen bringen möchte. Seine Sonderung der wissenschaftlich Gebildeten in drei Klassen, von welchen die erste den Zweck hat, für die wissenschaftliche

Fortbildung des menschlichen Geschlechts in allen Zweigen der historischen und philosophischen Erkenntniß zu sorgen, die zweite kein anderes Ziel verfolgt, als die Resultate der Fortbildung praktisch auf die Idee eines Staats mit allen den Modifikationen zu übertragen, welche Zeit und Oertlichkeit fordern, die dritte endlich bestimmt ist, der produzirenden Kraft der Staatsbewohner die Richtung auf Verbesserung und Verbreitung der Lebensbedürfnisse, wie auf die Schärfung des Schönheitssinnes und die Veredelung des Geschmacks, zu geben — diese Sonderung der wissenschaftlich Gebildeten, sag' ich, entspricht schwerlich irgend einem haltbaren Prinzip. Und durch die nachfolgende Unterscheidung zwischen dem Wissen und Forschen der theoretischen Gelehrten oder allgemeinen Erzieher des Menschengeschlechts, und dem Wissen und Anwenden der theoretisch-praktischen Gelehrten, die das Ideale mit dem Realen, das Rationale mit dem Positiven in Einklang zu bringen haben, und endlich dem Wissen und Können derer, die auf dem Wege der Natur oder Kunst etwas ausser sich darstellen, ist, wie es scheint, eben so wenig etwas für einen bleibenden Organismus gewonnen, als durch die Bezeichnung von Sprachgelehrten, Geschäftsgelehrten und Kunstgelehrten, unter welchen die Geschäftsgelehrten die Bestimmung haben sollen, die neue Welt mit der alten zu vermitteln.

Ohne in eine umständliche Widerlegung einzugehen, fragen wir bloß: Ist dies Alles noch mehr, als bloße Phrase? Läßt sich auf dies Spinnengewebe von Abstraktionen irgend ein nachhaltiger Organismus gründen? Giebt es wirklich noch etwas auszugleichen und zu vermitteln

zwischen der neuen und der alten Welt? Zweifelt man noch immer daran, daß es ein Entwickelungsgesetz giebt, nach welchem die erstere nur als das höhere Produkt der letztern betrachtet werden muß? Will man durchaus nicht zugeben, daß die Wahrheit auf Bacon's Seite war, als er sagte: „die von den Griechen auf uns vererbte Weisheit ist die Kindheit der Wissenschaft, gleich den Kindern sehr geschwätzig, aber zur Erzeugung viel zu ohnmächtig und viel zu unreif?" Will man, allen Erfahrungen zum Trotz, in Disziplinen, wie die Logik, die Dialektik, die Psychologie, die Ontologie u. s. w. noch immer etwas sehen, das Bildung gewähren kann? Und woher sollen denn die theoretisch-praktischen Gelehrten, denen die Vermittlung zwischen der neuen und der alten Welt obliegt, kommen, wenn sie nicht aus einem Zustande der Wissenschaft hervorgehn, dem das Hypothetische und Konjekturale durchaus fremd ist?

Doch wir eilen zum Schluß.

Für die Zukunft ist von dem, was in der letzten Zeit für die vollständigere Organisation des öffentlichen Unterrichts geschehen ist, nichts zu fürchten, wohl aber sehr viel zu hoffen. Die Veränderungen, welche mit den Universitäten auf der einen und den Schulen auf der andern Seite vorgegangen sind, verkündigen, an und für sich, nichts, als Verbreitung der Wissenschaft über alle Klassen der Gesellschaft, nach Maßgabe sehr verschiedener Bedürfnisse. Wo die Spezial-Schulen ihre letzte Gränze finden werden, läßt sich freilich nicht bestimmen; allein wer ihre Nützlichkeit bestreiten wollte, würde sich vor allen Dingen zum Bekämpfer der gesellschaftlichen Thätigkeit aufwerfen müssen. Sehen wir also diesem Schauspiele mit Ruhe zu! Wie die Bäume nicht in die Wolken wachsen, so entwickelt das menschliche Geschlecht auch nicht mehr Geist, als ihm gerade nöthig ist; und dabei findet noch der glückliche Umstand statt, daß alle reellen Fortschritte nur in Einer Richtung gemacht werden können; namentlich in der, worin man auf Alles verzichtet, was nicht zur Entdeckung der Gesetze der Erscheinungen führt. Nie ist eine Wahrheit erfunden worden; nur Hypothesen lassen sich erfinden. Die gefundene Wahrheit aber ist zu allen Zeiten gleich nützlich und heilsam gewesen.

Doederlein, Dr. L., lateinische Synonyme und Etymologieen. 2ter Thl. gr. 8. 1827. 18 gr.

— — lat. Synonymen u. Etymologieen. 3r Theil. gr. 8. 1828. 1 Rthlr. 6 gr.

Fels, Dr. F., nähere Erörterung der Krankheit und des organischen Fehlers des am 17. Febr. 1828 verstorbenen Domherrn Dr. Tzschirner. Mit einer von J. F. Schröter nach der Natur gezeichneten illum. Abbildung, nebst ausführl. Erklärung derselben und Sectionsbericht. gr. 4. 1828. broch. 16 gr.

Gesenius, G., Anecdota orientalia edidit et illustravit. Fasciculus I. carmina Samaritana continens. 4maj. 1825. 1 Thlr 8 gr.

Idem liber sub titulo:

— — Carmina Samaritana e Cod. Londin. et Gothanis edidit. Cum interpretatione latina atque commentario illustravit. Cum tabula lapidi inscripta. 1 Rthlr. 8 gr.

Gesenius, Dr. W., hebräisches und chaldäisches Handwörterbuch über das Alte Testament. 3te durchaus verbesserte und verm. Aufl. gr. 8. 828. 3 Rthlr. 16 gr.

Göpp, J. J., der Erlöser. Ein episch-elegisches Gedicht, nebst Liedern, Gebeten und einigen neuen Melodieen, zur öffentlichen u. häusl. Erbauung. gr. 8. 827. broch. 1 Rthlr. 8 gr.

Habich, Ch. E., die schnelle Reinigung des trüben modrigen Wassers und über die Anwendung der brandigen Produkte zur Sicherung des Holzes gegen Moder und Schwamm, so wie zur künstlichen Räucherung des Fleisches. 8. 828. 4 gr.

Hänle, G. F., Lehrbuch der Apothekerkunst, nach d. neuesten und bewährtesten Erfahrungen, Entdeckungen, Berichtigungen und Grundsätzen bearbeitet, zum vollständ. Selbstunterricht, für angehende Aerzte, Apotheker und Materialisten, fortgesetzt von D. J.B. Trommsdorff, 2n Bandes 3te u. letzte Abtheil. nebst vollständ. Register über das ganze Werk. gr. 8. 1826. 2 Rthlr. 12 gr.

(Die beiden Bände in 6 Abtheilungen kosten 11 Rthlr. 3 gr.)

Hahn, Dr. A., de rationalismi qui dicitur vera indole et qua cum naturalismi continuatur ratione. 8maj. 827. 8 gr.

— — an die evangelische Kirche, zunächst in Sachsen und Preussen. Eine offene Erklärung. 8. 827. broch. 18 gr.

— Lehrbuch des christlichen Glaubens. gr. 8. 828. 2 Rthlr. 12 gr.

— Aug. et Dr. Sieffert, chrestomathia Syriaca, cum notis crit. philol. histor. atque glossario locupletissimo. S. Ephraemi carmina selecta continens. 8maj. 1825. 1 Rthlr. 8 gr.

Heinroth, Dr. J. C. A., Anweisung für angehende Irrenärzte, zur richtigen Behandlung ihrer Kranken, als Anhang zu seinem Lehrbuche der Seelenstörungen. gr. 8. 1825. 22 gr.

— die Psychologie als Selbsterkenntnisslehre. gr. 8. 1828. 2 Rthlr. 20 gr.

— von den Grundfehlern der Erziehung und ihren Folgen. Für Eltern, Erzieher u. psychische Aerzte. gr. 8. 828. 1 Rthlr. 18 gr.

Hirschfeld, C. C. L., das Landleben. 5te Aufl. 16mo. 828. 6 gr.

Hupfeld, Herm., Exercitationes Aethiopicae sive observat. crit. ad emendand. ration. gramm. Semiticae. Specimen 1m 4maj. 1826. 12 gr.

Koberstein, A., Grundriss zur Geschichte der deutschen National-Literatur. Zum Gebrauch auf gelehrten Schulen. gr. 8. 827. 22 gr.

— Leitfaden beim Vortrage der Geschichte der deutschen National-Literatur. Für die Schüler der oberen Gymnasial-Classen. gr. 8. 828. 6 gr.

Kosegarten, Dr. J. G. L., Chrestomathia arabica. Ex codicibus manuscriptis Parisiensibus, Gothanis et Berolinensibus collecta atque tum adscriptis vocalibus, tum additis lexico et adnotationibus explanata. 8maj. 828. 4 Rthlr.

Lucilii Iunioris Aetna. Recens. notasque Jos. Scaligeri, Frid. Lindenbruchii et suas adj. Fr. Jacob. 8maj. 1826.
Druckpapier. 1 Rthlr. 12 gr.
Schreibpapier. 2 Rthlr.
Velinpapier. 2 Rthlr. 16 gr.

Matthiae, A., ausführliche griechische Grammatik. 2 Theile mit Register. 2te verbesserte u. vermehrte Aufl. gr. 8 1825 — 1827. 4 Rthlr.
Beide Bände werden nicht getrennt.

— — Entwurf einer Theorie d. lateinisch. Styls. gr. 8. 1826. 10 gr.

Mimnermi Colophonii carminum quae supersunt. Commentatione praemissa disposuit emend. atque in salutem Graecorum pro patria pugnantium ed. N. Bach. Accessit epimetrum ad Solonem poetam. 8maj. 826. Charta impress. 12 gr.
— script. 18 gr.
— membr. 1 Rthlr.

Nonni, Dionysiacorum Libri XLVIII. suis et aliorum conject. emend. Frid. Graefe. Vol. 2m 8maj. 1826.
Druckpapier. 3 Rthlr. 16 gr.
Schreibpapier. 4 Rthlr. 12 gr.
Velinpapier. 5 Rthlr 12 gr.

Ovidii, P. Nas., quae supersunt opera omnia ad codd. Mss. et edit. fidem recognovit, var. lection. subjunxit et clavem ovidian. add. J. C. Jahn. Vol. I. carmina amatoria continens. 8maj. 828. Charta impress. 2 Rthlr.
— script. 2 Rthlr. 12 gr.
— membr. 5 Rthlr. 8 gr.

Passow, Dr. Fr., die Lehre vom Zeitmaasse der griech. Sprache. Fol. 1826. 9 gr.

Platonis de ideis et numeris doctrina ex Aristotele illustrata, scripsit F. A. Trendelenburg. 8maj. 1826. 15. gr.

Platonis Timaeus. Optimarum nunc edition. textus recognovit, adnotatione continua illustrabat, indice instruxit A. F. Lindau. 8 maj. 828. Charta impress. 1 Rthlr. 14 gr.
— script. 2 Rthlr. 8 gr.

Ramshorn, Dr. Lud., lateinische Schulgrammatik. gr. 8. 1826. 1 Rthlr.

— — lat. Elementarbuch, nach einer neuen Methode, und mit Rücksicht auf seine kleinere lat. Gramm. bearbeitet. gr. 8. 1825. 21 gr.

Schneiders, J. G., Handwörterbuch der griechischen Sprache. Nach der 3ten Ausg. des grösseren griechisch-deutschen Wörterbuches mit besonderer Berücksichtigung des Homerischen und Hesiodischen Sprachgebrauches und mit genauer Angabe der Sylbenlängen ausgearbeitet von Fr. Passow. 3te vielfach vermehrte und verbess. mit prosodischen Tafeln, einer Darstellung des Kalenderwesens und der Zeitrechnung bei den Griechen und einer Uebersicht der Consonanten-Anhäufungen bereicherte Ausgabe. 2 Bde. 4. 828. 7 Rthlr.

Sammlung geistlicher Lieder zum Gebrauch für Schulen. Ein Anhang zum Dresdner Gesangbuch. 8. 827. 10 gr.

Senecae, L. Annaei, Medea et Troades, cum annotationibus J. F. Gronovii e museo fratris F. C. Matthiae nunc primum edidit A. Matthiae. 8maj. 828. Charta impress. 1 Rthlr. 12 gr.
— script. 2 Rthlr.
— membr. 2 Rthlr. 16 gr.

Schrader, M. G. L., erstes elementarisches Lesebuch für Kinder zum Lesenlernen. 5te Aufl. 8. 828. 8 gr.

Taciti, C. Corn., Germania curante Ch. Fr. Teubert. 16. 826. 6 gr.

Thieme, M. K. T., erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand. 9te Aufl. Durchgesehen und verbessert von M. J. C. Dolz. 8. 827. 6 gr.

— — Gutmann, oder der Sächs. Kinderfreund. 2 Thle. 9te verb. Aufl. bearbeitet von M. J. C. Dolz. 8. 1825. 16 g.

Trommsdorff, Dr. J. B., Neues Journal der Pharmacie. 9n Bdes 1. u. 2. Stück. Mit 6 Kupf. 8. 1825. 2 Rthlr.
— — 10n Bdes 1. u. 2. Stück. Mit 3 Kupf. 8. 1825. 2 Rthlr.
— — 11n Bdes 1. u. 2. Stück. Mit 2 Kupf. 8. 1826. 2 Rthlr.
— — 12n Bdes 1. u. 2. Stück. Mit 1 Kupf. 8. 1826. 2 Rthlr.
— — 13r Bd. 1s 2s Stück. 826. 2 Rthlr. 6 gr.
14r — 17r Bd. à 2 Stücke. 1827. 28. à 2 Rthlr. 8 Rthlr.

Tzetzae, Joh., Hist. var. Chiliades. Textum ad fidem duorum Codd. Monacensium recognov. brevi adnotatione et indicibus instrux. Th. Kiefsling, 8maj. 1826. Druckpap. 3 Rthlr. 12 gr.
Schreibpap. 4 Rthlr. 12 gr.
Velinpap. 5 Rthlr. 8 gr.

Wagener, J. D., Spanische Sprachlehre nebst Uebungen zur Anwendung der Grundsätze der Wortfügung und der Schreibart. 1ster Theil. 3te verbess. u. verm. Aufl. gr. 8. 828. 1 Rthlr.
— — Anleitung z. spanischen Sprache als 2r Theil seiner spanischen Grammatik. 3te verb. Aufl. gr. 8. 1826. 20 gr.

Wendler, Dr. C. A., Lehrbuch d. Pathologie, zum Gebrauch akadem. Vorlesungen. gr. 8. 1826. 21 gr.

Wendt, A., Ueber Zweck und Mittel, Gegenwart und Zukunft der Freimaurerei. Ein Cyclus von Maurerreden. Nebst einem Anhange maurerischer Reden damit in Verbindung stehenden Inhalts. (Als Manuscript für Brüder.) 8. 828. 14 gr.

Wilken, Fr., Geschichte der Kreuzzüge nach Morgenländ. und Abendländ. Berichten. 4r. Band. gr. 8. 1826. 3 Rthlr. 4 gr.

Winer, Dr. C. B., griech. Grammatik des neu-Testamentlichen Sprachidioms, als sichere Grundlage der N. T. Exegese. 2te umgearb. und verbess. Aufl. gr. 8. 1825. 18 gr.
— — 2s Bdchen.

Auch unter dem Titel:

— grammatische Excurse über die Sprache des Neuen Testaments. Nachträge und Berichtigungen zur Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms. gr 8. 828. 18 gr.

Commissions - Artikel.

Ainsidl's, J. P.. Handbuch von allen Herrschaften, Magistraten, Gütern und Gülten in Oesterreich unter der Enns, etc. gr. 8. 1826. 1 Rthlr. 8 gr.

Alexi, J., Grammatica Daco Romana sive Valachica, 8maj. 1826. 1 Rthlr. 8 gr.

Arneth, J. C., Geschichte des Kaiserthums Oesterreich. gr. 8. 827. 2 Rthlr. 12 gr.

Appeltauer, Ig., Elementar-Mathematik. 2 Theile. gr. 8. 1826. 2 Rthlr. 8 gr.

Auszug aus dem Abrichtungs-Reglement der Kaiserl. Königl. Infanterie für Unterofficiere und Gefreyte, in Fragen und Antworten gesetzt. Mit 4 Kupfertafeln. 16. 1825. 16 gr.

Caesaris, commentarii de bello gallico et civili. Ex recensione Oberlini. 3 Vol. 8maj. 1820. 3 Rthlr.

— — lateinisch u. deutsch. 1 — 4r Bd. gr. 8. 1826. 4 Rthlr.

Chrestomathia latina in usum auditor. philosoph. anni primi et secundi. 8maj. 827. 1 Rthlr. 16 gr.

Christenthum, das alte und neue. 4s Bdchen. 8. 1826. 16 gr. 4 Theile complett. 2 Rthlr. 2 gr.

Ciceronis, M. T., epistolae ad Atticum etc. cur. F. X. Schönberger. Tom. IV. 8maj. 1825. 1 Rthlr.

— — orationes selectae, cum analysi rhethorica, et adnotationibus criticis. cur. F. X. Schönberger. Tom. 1. — 6. 8maj. 1825 — 27. à 1 Rthlr. 6 Rthlr.

Cresseri, S. di Braitenstein, del vigore delle Prove Legali etc. 8maj. 1826. 12 gr.

Fickers, Fr., Anleitung zum Studium der griech. u. römischen Classiker. 3r Theil. gr. 8. 1826. 2 Rthlr. 3 Bde. complett. 6 Rthlr.

Freiesleben, Dr. C. F., Versuch einer Darstellung über die Berichtserstattungen und die einzelnen Berichterstattungsfälle im Königreich Sachsen. 1r Theil. gr. 8. 1825. 16 gr.

Frint, Dr. J., theolog. Zeitschrift. 12r u. 13r Jahrg. 1824 und 1825. 8. à 2 Rthlr. 8 gr. 4 Rthlr. 16 gr.

— — Sammlung prakt. Vorträge etc. 3s Bdchen. 12. 1825. 18 gr. 3 Theile complett. 2 Rthlr. 2 gr.

Fux, J., Vorlesungen über reine Mathematik. 1e Abtheilung. Niedere Algebra. gr. 8. 1825. 1 Rthlr.

— — 2e Abth. Planimetrie und ebene Trigonometrie. gr. 8. 1826. 1 Rthlr. 8 gr.

Gerstäcker, Dr. K. F. W., Entwurf eines vollständigen Cursus der gesammten prakt. Rechtswissenschaften. gr. 8. 826. 10 gr.

— juris politiae, ex uno securitatis juriumque defendendorum principio repetiti et ad artis fermam redacti, brevis delineatio. 4maj. 827. 18 gr.

Giftschütz, Ceremonien und Gebete. gr. 8. 1826. 8 gr.

— — über das Zauber- und Hexenwesen. gr. 8. 1826. 6 gr.

— C., Gebetbuch zum Gebrauch für katholische Christen. Neue Aufl. 12. 827. 12 gr.

Grohmann, R., animadversiones in homoeopathiam. gr. 8. 1826. 12 gr.

— über d. Heilungsprincip d. Homöopathie. gr. 8. 1826. 1 Rthlr.

Holger, Ph. v., Versuch über das Kyan. gr. 8. 1826. 12 gr.

Ilgen, Ern. Const., disquisitionis de tribubus Atticis earumque partibus specimen. 8maj. 827. 8 gr.

Illgen, C. F., Symbolarum ad vitam et Doctrinam Laelii Socini illustrandam. 2 part. 4. 1826. 1 Rthlr.

Köhler, v., Abhandlung über zwei Gemmen der k. k. Sammlung zu Wien und über einige Bildnisse der Julia Augusta auf Denkmälern des Alterthums. Mit Kupf. gr. 8. Petersburg 810. 1 Rthlr. 4 gr.

— remarques sur un ouvrage intitulé: antiquités Grecques du Bosphor-Cimmerin. gr. 8. Petersb. 823. 1 Rthlr. 4 gr.

— Description d'un Camée antique avec fig. gr. 8. Petersb. 820. 14 gr.

— — d'une monumens antique avec fig. gr. 8. Petersb. 820. 14 gr.

— — d'une metaille du Spartacus Roi du Bosphor-Cimmerin du cabinet du Comte de Romanzoff. avec fig. gr. 8. Petersb. 824. 1 Rthlr. 8 gr.

Mela, Pomp., de situ orbis libri tres. ad optim. edit. collat. gr. 8. 827. 16 gr.

— dasselbe Buch mit gegenüberstehender deutscher Uebersetzung. 8maj. 827. 1 Rthlr.

Merguin, F. J. H., neues Wörterbuch der deutschen, französischen und italienischen Sprache zum Gebrauche der drei Nationen. 3 Thle. 12. 1825—1827. 4 Rthlr. 14 gr.

1r Thl. Französ., italien. u. deutsch. 1 Rthlr. 8 gr.
2r Thl. Italien., französ. u. deutsch. 1 Rthlr. 14 gr.
3r Thl. Deutsch, italien. u. französ. 1 Rthlr. 16 gr

Paradigma conjugationis graecae, formatio temporum regularium. 2 tab. Fol. maj. 827. 4 gr.

Pratobevera, Dr. C. J., Materialien für Gesetzkunde etc. 8r und letzter Band. gr. 8. 1825. 3 Rthlr. 8 Theile complett. 16 Rthlr.

Schoenborn, C., de authentia declamationum quae Gorgiae Leontini nomine exstant. 4. 826. 8 gr.

Sidorowicz, S. v., die mit dem allgemeinen Krankenhause vereinte Gebäranstalt für zahlende Schwangere, Gebärende und Wöchnerinnen zu Wien, in ihren Ergebnissen und Leistungen in den Jahren 1822—1825. gr. 8. 826. 1 Rthlr.

Sonnleithner, J., Leitfaden über das österreichische Handels- und Wechselrecht. Neue Aufl. gr. 8. 827. 1 Rthlr.

Spruchbuch, biblisches, zum Gebrauch in evangelischen Volksschulen. 8. 827. gegen baar 2½ gr.

Parthiepreifs bey 100 Expl. à 2 ggr. Sächs. baar.

Thienemann, M. W. F., Hermias Verspottung der heidnischen Philosophen, übersetzt und mit einer Einleitung versehen. 8. 828. 5 gr.

Wagner, Dr. V. A., Handbuch des oesterreich. Wechselrechts. 2r Band. gr. 8. 1825. 2 Rthlr. 12 gr.

— — Zeitschrift für österreichische Rechtsgelehrsamkeit und Gesetzkunde 1825. 12 Hefte. gr. 8. 12 Rthlr.

— — d. J. 1826. 12 Hefte. gr. 8. 8 Rthlr.

Wegweiser, neuester, für Reisende auf das Riesen-Gebirg, gezeichnet von W. H. Schmidt, gestochen von J. S. Drechsler (eine Landcharte.) 1825. 12 gr.

